This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

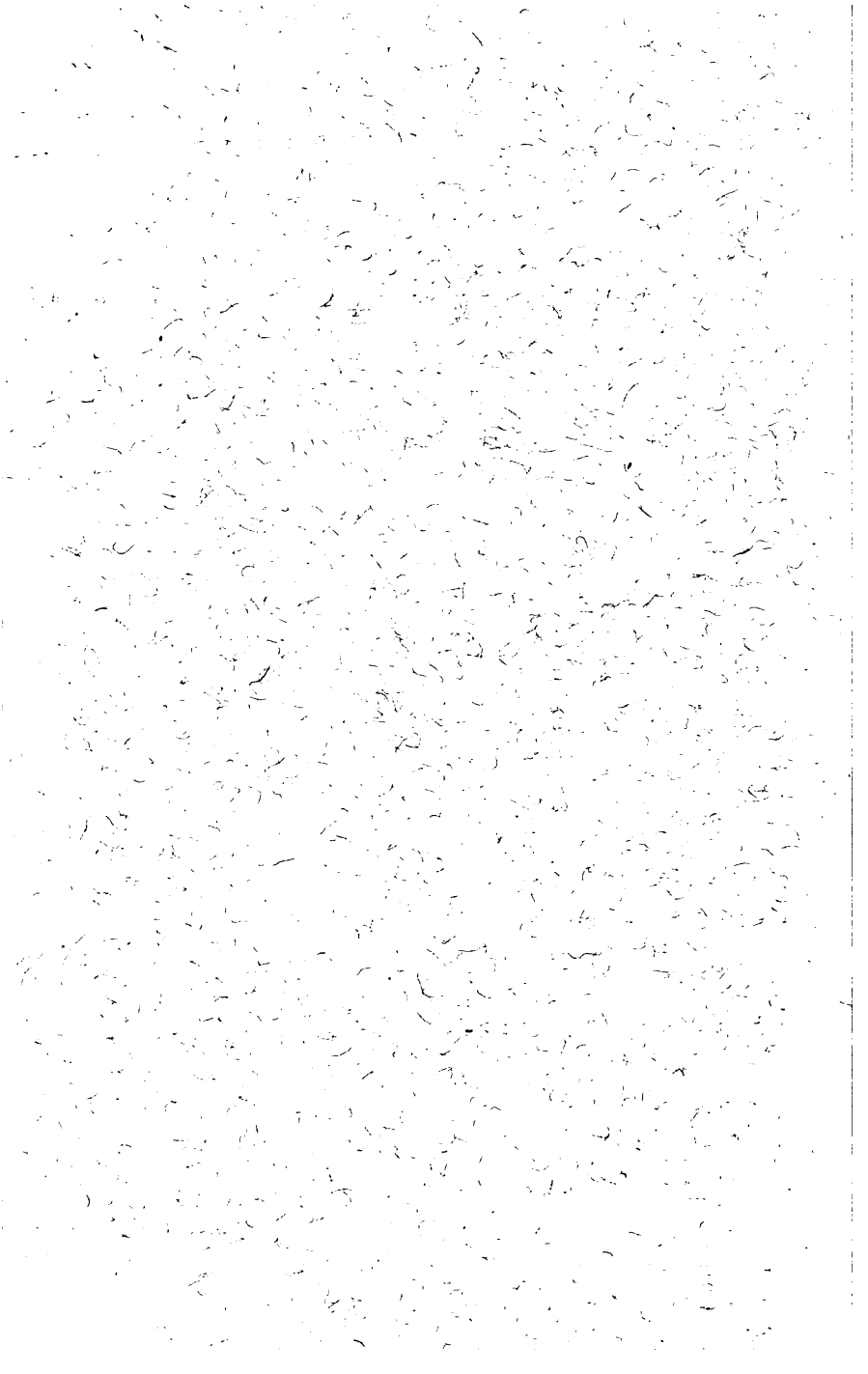
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1315

STANFORD UNIVERSITY



Macargan

oder

die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Macargan.

Ungern-Sternberg, Alexander, Freiherr von, 1806-1868.

Macargan

oder

die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts.

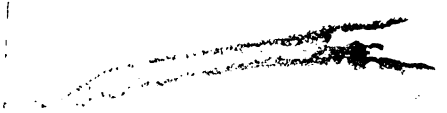
Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.



Es war an einem trüben Novembernachmittage, als ich auf meinem Spaziergange einem Manne begegnete, der in seinem Wesen und Betragen etwas Auffälliges an sich hatte, ohne daß ich gerade mit bestimmten Worten anzugeben im Stande wäre, worin dieses Auffällige bestand. Die ganze Erscheinung wirkte so. Er war klein von Wuchs und sehr lebhaft, dabei aber auch zu Zeiten träumerisch und nachdenkend. Wie ich mich ihm näherte, schoß er gleichsam auf mich zu, ergriff meine Hand und rief: Nun wie steht's mit Ihrem neuen Werke? Wird es bald beendet sein? Haben Sie in dasselbe alle jene merkwürdigen Züge der damaligen Zeit verflochten, die Ihnen brieflich mitzutheilen vor einigen Wochen schon ich die Ehre hatte? Ich gestand, einigermaßen befangen,

daß ich derlei Mittheilungen nicht empfangen und auch nicht wisse, auf welches Werk sich die Frage bezöge. So! erwiderte er kurz — alsdann hat die Sache ihre besondere Bewandtniß; ich habe nämlich vergessen den Brief abzusenden, den ich für Sie bestimmt habe. Er schwieg jetzt und sank in ein tiefes Nachdenken, das auf die Länge, wie es mir schien, in eine Art Geistesabwesenheit überging, denn er schob mechanisch seinen Arm unter den meinigen und zwang mich dergestalt mit ihm die Straße hinabzuschlendern, als wenn es so sein müßte, und als wenn wir die besten Freunde schon seit undenklichen Zeiten gewesen wären. Ich ließ mir dies gefallen und wartete, ebenfalls schweigend, die Dinge ab, die da kommen sollten. Endlich begann mein räthselhafter Begleiter: Was halten Sie von der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts? Es war eine kühne, eine geniale Philosophie, die mit großer Selbstverleugnung ihre Thesen aufrecht zu halten wußte. Sie werden mir zugestehen, daß wir etwas von der Kühnheit jener Lehre in unsern Tagen brauchen könnten. Aber wir haben

den Muth unſerer Voreltern nicht! — Was erwidern Sie hierauf? — Ich erwiderte nichts, ſondern wartete ab, daß der lebhafte kleine Mann weiter dociren würde. Er ließ mich auch nicht lange warten. Nun ja! fuhr er fort, indem er ſich gleichſam an meinen Arm hing und ſich ein paar Schritte von mir weiter ſchleifen ließ — Sie werden doch nicht leugnen, daß Muth dazu gehört zu bekennen, daß der Menſch nur Pflanze ſei, und daß von ihm gar nichts übrigbleibt, wenn die Elemente das Ihrige wieder zurückgenommen haben?

Und Sie bekennen ſich jetzt zu dieſem Glauben? fragte ich raſch, um endlich zu erfahren, was ich von meinem Manne halte.

Ja, lautete die Antwort, ich bekenne mich zu dieſem Glauben; aber nur an den Tagen, wo mein Fieber ausbleibt, in der Regel alle Sonnabende, Montage und Donnerstage. Wenn mein Fieber mich plagt, glaube ich, was alle Welt glaubt. Iſt Ihnen nicht das ſchöne Gleichniß, das Plato bei einer ähnlichen Gelegenheit braucht, gegenwärtig?

Das mit den zwei Roſſen?

Richtig. Eins iſt das wilde, das in den Abgrund ziehen will, das andere das weiche, ſtille, demüthige, das ſeinen Genoſſen und ſelbſt den Führer immerdar zurückzuhalten befliſſen iſt. Dieſes Gleichniß kann Jedermann beliebig auslegen, ich, für meine Perſon, lege es ſo aus: Das wilde Roß iſt die Seele eines Mannes, dem die Welt zu klein iſt. O ich hab' es geſehen, dieſes ſchwarze, wilde, ſich bäumende, ſchaumbedeckte Roß! Es ſchwebt mir deutlich vor Augen. Es ſtürzt dem Abgrund zu; wer vermag es zu halten? Es gibt Leute, die ſich für das kluge, gemäßigte, demüthige und weiße Roß entſcheiden — ich, ſo wie Sie mich hier ſehen — ich wähle das wilde. Doch wieder auf den Brief zu kommen, den ich Ihnen zu ſchreiben die Ehre mir genommen, den ich aber nicht abgeſendet habe, ſo ſteht in dieſem Schreiben der Wunſch ausgedrückt, daß Sie einen Führer darſtellen möchten, der ſich blindlings dem ſchwarzen Roſſe überläßt und von ihm meinethalben auch in den Abgrund geſchleudert wird.

Es wurde jetzt Licht vor meinen Augen und ich fragte: Und dieſes ſchwarze Roß ſoll die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ſein?

Ja, rief der kleine Mann, im Ausdruck hoher Seligkeit, ſich endlich verſtanden zu ſehen. Er fuhr fort: Dieſe kühne, dieſe trotzige, dieſe wilde Lehre, welch' ein glücklicheres Bild könnte für ſie gefunden werden, als dieſes ſchwarze Roß Plato's!

Ohne Zweifel meint jedoch Plato etwas Anderes mit ſeinem Gleichniß, warf ich ein. Er hatte die unregelmäßigen Leidenſchaften der Menſchen im Auge, die durch Klugheit und Mäßigung, welche ihnen zur Seite gehen ſollen, gezähmt werden müſſen.

Der kleine Mann rief mit großem Eigenſinn: Es iſt ganz gleich, was Plato im Sinne hatte, genug, daß ſein Gleichniß ſich ſo drehen und wenden läßt, daß es auch für unſere Sätze paßt. Ich bleibe dabei, das achtzehnte Jahrhundert war das wilde, ſchaumbedeckte, ſchwarze Roß, und in den Abgrund hat es ſeinen Führer auch richtig hineingezogen. Aber wie liebe ich dieſes prächtige Thier!

Alſo Sie wollen den Unglauben und die Gottloſigkeit verherrlicht ſehen? fragte ich.

Der kleine Mann blieb ſtehen und ſah mich zweifelnd an.

Nichts Anderes iſt ja, rief ich, nun meinerſeits in Leidenſchaft gerathend, der Kern jener Philoſophie, die die Unſterblichkeit leugnet und den Zweck des Daſeins auf die irdiſchen Genüſſe beſchränkt.

Sehen Sie, mein Geliebteſter, hub der Kleine an, indem er mir mit den Fingerſpitzen beider ausgeſtreckter Hände leiſe an die Bruſt tippte, die Sache hat eine eigenthümliche Bewandtniß. Hören Sie mich an. Der Glaube an die Unſterblichkeit macht die Menſchen feig und ſchwächlich. Der gewöhnliche Menſch geht vom Glauben zum Unglauben über, je nachdem er ſeine vollen Kräfte beiſammen hat, oder ihm einige zu mangeln anfangen. Ein geſunder, kräftiger Burſche kümmert ſich den Guckuk um die Unſterblichkeit, laßt aber das graue Haar kommen und den Schritt wankend werden, da ſagt uns die Vernunft, daß wir ſterben müſſen, daß man uns in

die Erde legen wird, und daß die Welt ihren Gang unbekümmert weiter geht. Das gefällt uns natürlich nicht, wir fallen Gott und dem Glauben anheim, aus keinem andern Grunde, weil uns nur unter dieser Bedingung ein ewiges Leben versprochen wird. Ein ewiges Leben! Wie drollig! Denken Sie sich, Geliebtester, daß Sie, der Herr N. N., und ich, der Herr P. P., durch alle Ewigkeit immer dieselben bleiben. Welche elende Figuren müßten wir sein, wenn tausend Jahre dahingegangen sind und nun tausendmal tausend Jahre wir beide immer Herr N. N. und Herr P. P. blieben! Welch' ein Ungeheuer von Langeweile birgt sich in dieser Vorstellung; und doch ist's nicht anders. Der heilige Hubertus und die heilige Gudula sind durch Aeonen Jahre immer der heilige Hubertus und die heilige Gudula. Wenn diese heiligen Mumien wüchsen, so wären sie nicht mehr Das, was sie sind; wenn sie besser oder schlechter würden, so wären es nicht mehr Hubertus und Gudula. Nein, fort mit der Ewigkeit! Zu welchen Thorheiten verleitet uns die Eitelkeit, ewig leben zu wollen! Derselbe Plato, von

dem wir soeben sprechen, hat einen andern Plan mit unserer Seele, er läßt sie tausend Jahre durch eine Unsumme von Körper hindurch spazieren und zuletzt ihren alten Leib wieder finden. Also nach tausend Jahren gäb' es wieder einen N. N. und einen P. P.! — Ach da seh' ich keinen großen Spaß dabei. Die Platoniker sind über die Zuversicht, daß man ihre köstlichen Seelen, Seelen, auf die sie so stolz sind, so hübsch aufbewahrt, sie von einem Geschirr ins andere gießt, ganz entzückt; allein ich meinestheils will diese Wanderung nicht mitmachen, und wenn man mir auch die hübschesten Leiber, selbst den einer Ninon de Lenclos zur beliebigen Wahl vorlegte. Ich gesteh' es offen, ich will nun einmal vernichtet sein, ich will dagewesen sein und will nicht wiederkommen, weder ganz noch theilweise, weder so noch so. Selbst in die Mythologie des Genius will ich nicht gerathen. Meinetwegen mag die Brücke gleich hinter mir abgebrochen werden und jede historische Ueberlieferung von einem Barbarenschwarm verlöscht sein! Ich gebe auf die Geschichte nichts, denn sie hat uns nicht klüger gemacht,

obgleich ſie ſchon viele Jahrtauſende predigt. Das Einzige, was wirklich iſt und was wir deutlich, als uns gegeben, in der Hand fühlen, iſt der materielle Genuß, aber freilich wir müſſen auch verſtehen zu genießen.

Der kleine Mann hielt hier inne, um Athem zu ſchöpfen und ſeinen während des Perorirens in die Höhe geſchraubten Körper wieder in eine naturgemäße, ungekünſtelte Lage zu bringen.

Wir müſſen verſtehen zu genießen! Das heißt, wir müſſen unſere Sinne ſchärfen und Alles beſeitigen, was im Stande iſt, ſie frühzeitig zu ſtumpfen. Eine Schnecke, die ihre Fühlhörner in ein Futteral ſteckte, was könnte ſie viel mit ihnen ausrichten? und wir wechſeln mit tauſend und abertauſend Futteralen, die wir abwechſelnd über unſere Sinne ſtülpen. O mein Geliebteſter, Sie glauben gar nicht, wie man den Körper und die paar Sinne, die wir haben, von jeher chicanirt hat. Die Anachoreten der Wüſte Thebaïs ſahen ſo lange ſtarr in den Himmel, bis ſie erblindeten, dann lebten dieſe armen Narren noch funfzig Jahre auf der Erde, ohne von ihren Erſcheinungen auch

nur das Mindeſte zu ſehen. Nicht ganz ſo ſchlimm machen es unſere Frommen, ſie ſchielen doch hier und da nebenbei, wo ſich ihnen auf der Erde Etwas zeigt, was doch nicht ſo ganz ihrer Beachtung unwürdig ſcheint. Wir müſſen von den wilden Stämmen am Miſſiſſippi lernen, welch' ein köſtliches Ding es ums Auge iſt, wie viel man ſehen kann, wenn man von Kindheit auf zum Sehen angehalten wird! Welche Schönheiten hab' ich an Gemälden, an Bildwerken entdeckt, lediglich weil ich mein Auge zu brauchen verſtand. Und ſo geht's mit den andern Sinnen auch. Sie ſehen, wie einfach das iſt, was wir armen Philoſophen unſere Weisheit nennen, und demnach getraue ich mich nach dieſen Principien die menſchliche Geſellſchaft auf eine für ſie zufriedenſtellende Weiſe zu regieren. Wenn wir nur Alles hinwegſchaffen, was an altem Schutt vergangene Zeiten angehäuft haben! Aber natürlich, ſo lange wir nicht gut ſehen, nicht gut riechen und ſchmecken, nicht gut hören, ſo wiſſen wir nichts Deutliches von der Natur der Dinge, die ſich um uns her befinden, und da kann es geſchehen, daß wir

einen Haufen Schutt für den Altar einer Göttin anſehen und an einer Venus von Bouchardon eine Venus von Praxiteles heraustaſten. Alſo gute Sinne — Geliebteſter — weder geiſtige noch leibliche Blindheit und Taubheit, und wir können Descartes und Plato verlachen.

Während dieſer langen Rede hatte ich Zeit gehabt, Einiges in meinem Gedächtniß zuſammenzuſtellen, was in ähnlichen Fällen man den Atheiſten und Materialiſten zu erwidern pflegt; allein die bittenden Blicke, mit denen jetzt der Kleine mich plötzlich anſah, entwaffneten mich und ließen meinem Gedächtniſſe alle die Schätze entfallen, die ich eben darin aufgeſpeichert hatte. Kaum ſah mein Gegner mich auf einen Augenblick in Verlegenheit verſetzt, als ſeine Miene ſogleich den Ausdruck von Hohn und Sicherheit wieder annahm, den ich beim Beginn ſeiner Rede darin hatte herrſchen ſehen. Nicht wahr? rief er; ich bin ein Prediger, der verbotene Dinge predigt? Dennoch läßt aber der Schöpfer alles Geſchaffenen mich exiſtiren. Ich erkläre mir dies ſo: Wie alle großen Herren liebt auch er, daß man

ihm nicht immer Recht gibt! Er läßt mich und Meinesgleichen exiſtiren, damit er immer Jemand hat, der ihm widerſpricht. Seine alten Höflinge verſehen es darin, daß ſie viel zu devot ſind und jeden Gedanken an Widerſetzlichkeit von vorn herein gleich aufgeben. Da ſind wir Philoſophen ihm lieber, die wir zuweilen unſere Unverſchämtheit ſo weit treiben ihm ins Geſicht zu behaupten, daß er gar nicht exiſtire.

Ein unmäßiges Gelächter war die unmittelbare Folge dieſer verworrenen und ſchamloſen Sätze. Ich that einige Schritte vorwärts, als drängte es mich meinen Weg fortzuſetzen und als läge mir daran, dies ohne Begleitung zu thun. Dennoch übte die Perſon meines aufgedrungenen Genoſſen eine ſolche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich, nach den wenigen Schritten, die ich, auf die andere Seite der breiten Landſtraße ausbiegend, machte, ſtille ſtand und mich, wie fragend, nach ihm umſah. Er ſtand da, die Hand an die Stirn gelegt und ſcheinbar in tiefes Nachdenken verſunken. Seine Geſtalt hatte plötzlich etwas Zerrüttetes, Zerfallendes angenom-

men. Der Wind, der die Wiese bestrich und scharf über die hochgelegene Landstraße wehte, nahm das kleine Büschel grauer Haare, das am Hinterkopfe des Philosophen aus der Umhüllung des unscheinbaren Hütchens hervordrang, in seine starke Hand und drehte den kleinen Haarknäuel zu einem langen, dünnen Haarschweif aus. Ich hatte noch nie eine wunderlichere Figur gesehen. Unwillkürlich rief ich aus: Wie Schade, wenn ein solches Wesen von der Erde verschwinden und nirgends auf irgend eine Weise wieder zur Erscheinung kommen soll! So viele leere und oberflächliche Gestalten beanspruchen ihr Recht auf Unsterblichkeit, und hier ist Jemand, der sie verdiente zu haben und sie nicht haben will!

Der Kleine näherte sich mir, machte mir eine Verbeugung und sagte: Gar zu viel Güte! Inzwischen bin ich nicht so verlassen, wie ich wol scheinen mag. Ich bin der Sohn des Windes, der hier über die Ebene streift und mir den Duft und die Athemzüge der Gesträuche und Blumen, meiner Geschwister, überbringt. Ich stehe inmitten einer großen Familie, von der jedes einzelne

Glied von dem andern weiß, und wo wir Alle uns einander demüthig lieben. Doch um wieder auf den Gegenstand zurückzukommen, von dem unser Gespräch ausging und der den Beweggrund bildet, um dessenwillen ich Ihre Beiwirkung angesprochen. Wie wäre es, wenn Sie es übernähmen, einen Sohn dieses kecken, muthigen — dieses trotzigen und unverzagten Jahrhunderts zu schildern? Wenn Sie ihn darstellten, wie er ein armer Mensch, hülflos geboren, sich durch die mächtige Flamme, die seine Seele erwärmt und erweitert, bemerkbar macht, und wie er, eine unbändige und trotzige Natur, wie sein Jahrhundert, sich Bahn zu brechen weiß durch allerlei Volk und Gelichter? Und — die Hauptsache! — wie er auf keinen Dank, auf keine Belobung Anspruch macht, weder irdische noch himmlische, sondern nachdem er seinen Weg über Felsen gemacht, sich abwärts wendet den Pfad ins Dickicht, wo die Gebüsche über ihn zusammenschlagen, und Niemand weiß, wo er geblieben.

Nachdem der Kleine dies gesprochen, trat er einen Schritt zurück und sagte dann: Ich könnte

Ihnen Papiere geben, in denen Aufzeichnungen enthalten sind. Sie würden daraus sehen, daß kein Phantasiegebilde mich beschäftigt, daß ein Mann gelebt hat, dessen Bild jenen wenigen flüchtigen Strichen, die soeben meine Skizze enthielt, glich. Ja, was noch mehr ist, ich habe sogar diese Papiere bei mir! Kann das Schicksal Ihnen günstiger einen Stoff in die Hände spielen, als es hier geschieht?

Hiermit zog er ein Heft Manuscript aus der Tasche und überreichte es mir. Es waren nur wenige Bogen, in feiner, oft unleserlicher Handschrift. Ich nahm die Gabe mit Dank zu mir.

Wann sehen wir uns wieder? fragte ich meinen Mann.

Wann Sie wollen, entgegnete er. Ich gehe öfters um diese Stunde hier spazieren. Gewöhnlich ist der Teich dort die Grenze, die ich meinen Excursionen stecke; dort ist eine Bank, auf der ich ausruhe und mich meinen Träumereien hingebe.

Nun wohl! rief ich, ich werde kommen und Ihnen Bescheid sagen, ob ich auf Ihren Plan

eingehen kann und welchen Gebrauch ich von dem Manuſcripte zu machen gedenke.

Wir nahmen Abſchied; ich habe den Kleinen nicht wieder geſehen. — Wie er mir's angegeben, erſchien ich oft an dem Ort unſerer Zuſammenkunft, ich verfolgte ſogar den Weg, bis ich an dem Ufer des ſchwärzlich ausſehenden See's anlangte und dort die kleine, roh zuſammengefügte Bank entdeckte, welche er mir bezeichnet. Von ihm ſelbſt jedoch fand ich keine Spur. Es wurde mittlerweile Winter, der See bedeckte ſich mit Eis und Kälte und Schneegeſtöber erſchwerten meine Spaziergänge. Jetzt that es mir leid, daß ich den wunderlichen Mann nicht nach ſeiner Wohnung, nicht nach ſeinem Namen gefragt; ich hätte die Scheu, die mich davon abhielt, überwinden ſollen. Das Manuſcript war mir ein theures Vermächtniß geworden, ich hatte die unleſerlichen Stellen deſſelben durch fortgeſetzte Anſtrengungen glücklich entziffert und nach den gewiſſenhafteſten Studien, die ich mit den vergelbten Blättern angeſtellt, hatte ſich das Reſultat ergeben, daß das Lebensbild, das hier aufgezeichnet war, gar wohl

verdiente, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Nur blieb Manches mangelhaft und unzureichend. Spätere Zuſätze einer fremden Feder erklärten nur unvollkommen; es mußte demnach der Torſo, nach beſten Gutdünken des reſtaurirenden Künſtlers zur vollſtändigen Figur ausgebildet werden, und an dieſe Arbeit begab ich mich mit Luſt und Liebe. Während ich mich mit der Gabe beſchäftigte, unterließ ich nicht, fortwährend nach dem Geber zu forſchen. Er war mir viel intereſſanter, wie man ſich denken kann, als ſein Manuſcript, ſchon weil er ein lebendiger Brunnen war, aus dem ich ſchöpfen konnte, während jenes ein gemaltes Waſſer, das meinen Durſt anlockte, ohne ihn zu befriedigen. Ich kam auf den Gedanken, daß das Manuſcript die eigene Lebensgeſchichte des Unbekannten enthielt; dazu paßten jedoch nicht Zeit noch Namen. Der kecke Lebensweg, den der Held des Manuſcripts ging, die düſtere geheimnißvolle Philoſophie, die ihn geleitet, die trotzige Selbſtgenügſamkeit und der eiſerne Wille, die ihn charakteriſirten, hatten allerdings einige Aehnlichkeit mit dem Manne, den ich ge-

funden und nun verloren hatte; alle die übrigen Umstände stimmten nicht. So nahm ich denn die Blätter als ein anziehendes Vermächtniß zu mir.

Der Winter neigte sich schon seinem Ende zu, als ich — wieder am See angelangt — im Sturmwinde, der die nackten Zweige am Ufer zusammenschlug, ein zusammengerolltes Papier treiben sah, das ich auffing. Wie erstaunte ich, als ich die Worte las: „Vernichtet, wie ich gewünscht am —" Es war der Tag und die Stunde angegeben; wenige Tage zurück. Welche schauervolle und geheimnißreiche Benachrichtigung! Er hatte also meiner gedacht, und die letzten Augenblicke seines Daseins vielleicht dazu angewendet, mich in Kunde zu setzen, daß er seines Versprechens eingedenk gewesen, daß er aber verhindert worden, es auszuführen.

Hier folgt nun die Erzählung, die er mir vermacht hat.

Erſtes Kapitel.

Gleich beim Beginn meiner Laufbahn hatte das Schickſal eine entſetzliche und grauenvolle Begebenheit hingeſtellt; ſie wirft Schatten hinein bis in meine ſpäteſten Jahre. Alles, was das menſchliche Herz an Schrecken und Grauen erfahren kann, iſt frühzeitig meinem noch jungen Herzen aufgebürdet worden. Es bedurfte aber auch dieſer Taufe, um es ſo felſenhart und ſo eiſenfeſt zu machen, als es ſich bis zu dieſer Stunde bewährt hat und hoffentlich auch noch bis zu ſeinem letzten Pulsſchlage bewähren wird.

Was ich mir von meinem Vater beſinnen kann, iſt, daß er ein hoher, ſchlank gewachſener,

etwas bleich und krank ausſehender Mann war, der ein ſanftes, einnehmendes Weſen hatte und deſſen Bruſt mehre Ordensſterne zierten. Nie ſah ich ihn lächeln, aber auch nie zürnen. Wir bewohnten ein prächtiges Schloß, in welchem viele geputzte Leute aus- und eingingen, und in welchem ſchöne Feſte gefeiert wurden.

Ich mochte acht Jahr alt ſein, als ſich das Entſetzliche ereignete.

In einer Nacht, die ſtürmiſch und finſter war, hielt ein Wagen vor der Gartenpforte unſeres Palaſtes, und meine Mutter und ich ſtiegen ein, gefolgt von nur einem Diener, der ſich zu dem Poſtillon auf den Bock ſetzte. Konnte ich damals wol ahnen, daß das alterthümliche Gitter, mit ſeinen vergoldeten Wappen, zum letzten Mal für mich — den Erben dieſes Palaſtes — ſich öffnete und dann für immer ſchloß. Meine Mutter ſprach während dieſer ganzen Fahrt kein Wort; ſo jung ich war, ſo beſaß ich doch ſchon damals ſo viel Beobachtungsgabe, um zu ſehen, wie bewegt meine Mutter war, und wie ungeziemend es geweſen wäre, wenn ich es hätte wagen wol-

len, ſie um irgend etwas zu fragen. Die Lichter des Schloſſes verloren ſich, als wir in die tiefen Schatten eines Waldes einlenkten, deſſen, wie es mir ſchien, unermeßlicher Umfang von jeher ein Schauplatz der Schrecken für mich geweſen war. Daß unſere Reiſe um Mitternacht vor ſich ging, und daß ſie gerade dieſe Richtung nahm, war mir höchſt peinlich; da ich jedoch gewohnt war, nie ein Zeichen von Beängſtigung oder gar Furcht von mir zu geben, ſo blieb ich auch jetzt gelaſſen und ruhig. Mitten im Walde lag eine Station, dort wechſelten wir die Pferde, erſetzten die Lichter an unſerm Wagen durch neue, und ſetzten die Reiſe ungeſäumt fort. Gegen Morgen hätten wir, wenn der Verfolg der Dinge ſo geblieben wäre, wie er hätte ſein ſollen, das Ende des Waldes erreicht; allein war nun der Poſtillon irre gefahren, oder hatte er abſichtlich eine andere Richtung eingeſchlagen, wir blieben im Walde und kamen gegen Mittag an ein Häuschen, das mir eine Köhlerwohnung ſchien. Hier verließ uns der Poſtillon und wir erhielten einen andern Vorſpann, und auch einen andern Wagenführer.

Alles dies erſchien mir ſehr ſonderbar, ich fragte aber nicht. Wieder ging es in einer mir gänzlich unbekannten Richtung in den Wald hinein, und zwar waren hier die Wege ſo eng, daß ſie nur mit Gefahr befahren werden konnten. Meine Mutter, die ſonſt ſo ängſtlich beim Fahren war, zeigte hier einen unerſchütterlichen Muth; nicht ein Laut der Klage entſchlüpfte ihr, dabei brach ſie nicht mit einer Silbe ihr Schweigen.

Wir fuhren wieder, bis die Schatten der Nacht ſich ſenkten. Es kam mir vor, indem ich aus dem Wagenfenſter lugte, das offen gehalten wurde, weil ſonſt die heftig anſchlagenden Aeſte der Fichten, an deren Stämmen ſich unſer Wagen hinzwängte, das Glas zertrümmert hätten, als wenn der Wald ſich lichtete, wenigſtens glaubte ich auf dem bisher undurchdringlichen Schwarz über uns, das ausſah, als trüge der Himmel einen roſtigen ſchwarzen Eiſenpanzer, einen Stern flimmern zu ſehn; bald jedoch verſchwand auch dieſer ſpärliche Glanz, und es war wieder mehr Nacht um uns, als je. Ein ganz eigenthümliches Geräuſch ließ ſich aus der Ferne hören, es war, als hörte das

Ohr Pferdegetrappel und das Rufen von Stimmen. Es konnte jetzt nichts Anderes gewesen sein als das Rauschen der Bäume, vermischt mit den Stimmen nächtlicher Raubthiere, die, wie es schien, in diesen unwirthbaren Gegenden ungescheut ihr Wesen trieben. Das eine Licht an unsern Wagen verlöschte; es war die größte Gefahr vorhanden, daß, wenn auch das andere uns verließ, wir bis zum tagenden Morgen würden in dieser schauervollen Oede bleiben müssen. Wir hielten an, und der Diener stieg vom Bock, um in einer der Taschen des Wagens nach einer vorräthigen Kerze zu suchen. Zu gleicher Zeit verließ der Führer seinen Platz, um sich an den Bäumen hintappend über die Richtigkeit des Weges, den er eingeschlagen, zu vergewissern. Diese Pause, wo wir in tiefer Stille allein saßen, benutzte meine Mutter, um meine Hand zu erfassen und sie leidenschaftlich zu drücken. Dies war das einzige Liebeszeichen, und zugleich das letzte, das ich von ihr erhalten habe. O welches Entsetzen, welch' ein Kampf muß in ihrem Herzen gewüthet haben, als sie sich entschloß, mir dieses Zeichen

ihrer mütterlichen Sorge und Zärtlichkeit zu geben! Arme Frau, du bist dahin gegangen, wo kein irdisches Verlangen dich mehr erreichen kann; doch wäre dies möglich, sei versichert, ich würde dir meinen Dank nicht schuldig bleiben. Denn wo irgend menschliches Gefühl in dem erbitterten Kampfe des Lebens, den ich zu kämpfen hatte, meine Brust überwältigte und sie mild stimmte, so war es ein, wenn auch dunkles, Erinnern an deine letzten, entsetzensvollen Lebensstunden, erbarmungswerthes Opfer! Schwarzer Schatten, der unter Blut und Schrecken dahinglitt — höre, wenn es dir vergönnt ist — diese Worte!

Wir setzten unsere Reise fort; ein zweites Licht war angezündet worden. Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, und Finsterniß herrschte noch, als wir, immer im Walde, vor einem großen, in seinen kolossalen Massen, wie es mir schien — denn mein scharfes Auge konnte nur schwach gegen den Himmel die Zinnen und Thürme eines alterthümlichen Baues erkennen — imponirenden Schlosse oder Castell anlangten. Es kamen Windlichter, und ein gewölbter Thorweg wurde sicht-

bar, in den wir einlenkten. Oben, am Fuß einer Treppe, die baufällig war, empfing uns ein Mann, in der Kleidung eines Jagdbeamten. Nur ein Diener war bei ihm. Dieſer Diener nahm mich auf den Arm, während ſein Herr ſchweigend meine Mutter in ein Gemach führte, wo er ſie bat, Platz zu nehmen. Der Wagen verſchwand, und auch den Diener, den wir mitgenommen, ſah ich nicht wieder. Ich kann nicht ſagen, daß dieſer Empfang irgendwie befähigt war, den unheimlichen Eindruck der Reiſe auszulöſchen; im Gegentheil, er konnte ihn eher noch vermehren. Meine unglückliche Mutter ſchien dieſelben Gedanken wie ich zu hegen. Es ging alles um uns her in tiefer Stille vor ſich. Der Mann, der uns bewillkommnet hatte, und deſſen Antlitz ich nur undeutlich ſehen konnte, theils wegen der Verhüllung, theils wegen der mangelnden Beleuchtung, empfing die Umarmung und den Kuß meiner Mutter mit einer gewiſſen ceremoniöſen Kälte; zu mir gewendet gab er mir die Hand, die ich auf Befehl meiner Mutter küßte. Während der Zubereitungen zu einem Mahle, bei

welcher Gelegenheit noch ein zweiter Diener erſchien, gingen meine Mutter und der Fremde in der Halle auf und ab, und ich hatte Muße, mir die Gegenſtände um mich her zu betrachten.

Wir befanden uns in einer alterthümlichen Halle, an deren in Kreuzgewölben auslaufenden Decke jeder Schritt, den man that, und jedes Wort, das geſprochen wurde, dumpf widerhallte. Seit undenklichen Jahren ſchien hier Niemand gewohnt zu haben. An den Wänden, die mit einer manneshohen Holzeinfaſſung geziert waren, deren geſchnitzte Figuren vom Alter geſchwärzt und hier und da morſch geworden, befanden ſich Hirſchgeweihe und manches völlig aus dem Gebrauch gekommene Jagdgewehr. Eine Thür von einer Höhe, daß es mir ſchien, als wenn nur Rieſen beſtimmt wären, hier ein- und auszugehen, ſchloß ſich jedesmal, wenn man ſie mit Mühe geöffnet, mit einem donnerähnlichen Gepolter, und ließ dabei einen Regen von Mörtel und loſen Steinchen von der Decke gleiten. Sie ſtieß mit ihrer oberſten Wölbung, die das Auge kaum erreichte, an eine Galerie, die rund um die Halle

lief, und auf der, von unten geſehen, ein ganzes Heer ſchattenhafter Geſtalten hin und her zu wogen ſchien. Wie ich hinaufſtarrte, kam es mir vor, als blickten fahle Geſichter mit weiten Tellerhalskrauſen von oben herab und als neigten ſich lange, unheimlich dünne Leiber über die Bruſtwehr herab. Dieſe Galerie wurde nur an einer Stelle unterbrochen, nämlich durch den Kamin, der, ein Haus im Hauſe, wie ein ſchwarzer Gefängnißthurm an der der Thüre gegenüberliegenden Wand lehnte. Alles, was hinter dieſem vorſpringenden Koloſſe geſchah, blieb den Perſonen in der Halle ein vollkommenes Geheimniß, denn die Schatten waren ſo dicht, die er warf, und der Vorſprünge waren ſo viele, die er bildete, daß es unmöglich war, ſofort auf die Spur irgend eines dort Verſteckten zu kommen. Meine argwöhniſche Aufmerkſamkeit war auch von dem erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an auf dieſen Kamin gerichtet. Außer dieſen Merkwürdigkeiten der Halle befanden ſich noch in derſelben ein paar alte, rieſenhohe Gemälde, von denen aber kein ſterbliches Auge kundgeben konnte, was ſie darſtellten.

Der Tisch am Fenster war inzwischen mit einem Tuche bedeckt und mit Wein und Speisen versehen worden. Ich erblickte den Diener nicht, den wir mitgebracht; statt seiner erschien ein etwas wild aussehender, fremder Bursche, der den Tisch deckte und Speisen und Wein hinsetzte. Ein zweiter Begleiter des Unbekannten, ein großer, breitschultriger, finster aussehender Mann, nahm mich bei der Hand, als meine Mutter sich mit jenem zu Tisch setzte, und führte mich über eine verfallene Treppe und durch einen dunkeln Gang auf die Galerie, die ich oben beschrieben habe. Hier stellte er mich vor sich hin, dicht an die Brustwehr, sodaß ich deutlich überschauen konnte, was im Saale vorging. Ich fragte, warum man mich nicht mit meiner Mutter unten speisen ließe, da ich Hunger fühle, erhielt aber keine Antwort.

Nachdem meine Mutter noch einige Schritte mit dem Fremden im Saale auf- und abgegangen, nahm sie den ihr bestimmten Platz am Tische ein. Ich sah, wie sie das Glas erhob und etwas Wein trank. Es herrschte eine tiefe Stille im

Saal. Ein Sturm hatte ſich unterdeſſen erhoben und vor ſeinem Andrange wichen einzelne Scheiben aus ihrer Faſſung und fielen klirrend zu Boden; im Kamin zogen dumpf klagende Töne durch. Dies waren die einzigen Laute, die die Stille unterbrachen. Ich verwandte, ich weiß nicht aus welchem beängſtigenden Vorgefühl, kein Auge von meiner Mutter im Saal. Sie war aufgeſtanden und lehnte mit einer mir unverſtändlichen Geberde am Stuhl; es war mir, als wäre ſie von einem plötzlichen Unwohlſein ergriffen. Mit einem Blick, der zugleich zärtlich und ſcheu war, ſah ſie abwechſelnd jenen Mann ihr zur Seite, der am Tiſche ſitzen geblieben war, an und ſuchte mich. So ſehr ich mir Mühe gab, ihre Worte zu verſtehen, ſowie die Antworten, die ſie erhielt, mein Ohr wurde nur von einem unverſtändlichen Geräuſche berührt, das bald wie menſchliche Rede, bald wie unartikulirte Laute klang. Indeſſen ſah ich mehr, als daß ich's hörte, daß beide miteinander in einen heftigen Wortwechſel geriethen. In Folge deſſen bedeckte meine arme Mutter ihr Antlitz mit den Händen, und ihr Begleiter ſprang

auf, indem er den Stuhl hinter ſich zu Boden warf. Er ergriff ein Meſſer, prüfte deſſen Spitze und ließ den Stahl am Lichte glänzen, bei welchem drohenden Geſt meine Mutter einen lauten Schrei ausſtieß und in die Knie fiel. Meine Thränen ſtrömten nieder und ich klammerte mich an die alten Holzfiguren der Brüſtung, indem ich laut meiner Mutter zurief. Sogleich fühlte ich eine derbe Hand, die mir mit heftigem Druck den Mund verſchloß; es war die meines Begleiters, der mich einen Schritt von der Brüſtung weg zog und mir eine Gefangenſchaft zwiſchen ſeinen Knien, die wie zwei eiſerne Klammern aneinanderſchloſſen, bereitete. Auf dieſe Weiſe gebändigt mußte ich ſtumm anſchauen, was ſich Entſetzliches jetzt unten begab. Meine Augen drangen gleichſam aus ihren Höhlen, um keinen noch ſo kleinen Zug von dem Höllengemälde mit gräßlicher Neugier ſich entgehen zu laſſen. Das Scheuſal hatte meine Mutter an den Haaren ergriffen und ſchleifte ſie die ganze Länge der Halle fort bis an das entgegengeſetzte Ende, bis wohin das Licht der zwei Kerzen kaum mehr zu

bringen vermochte. Hier in Nacht und Dunkel vollfährte ſich der grauſenhafte Kampf um Leben und Tod. Das unglückliche Opfer wehrte ſich, wie es ſchien, mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte, und der blutgierige Henker mußte fühlen, daß trotz ſeines athletiſchen Körpers ihm die Arbeit nicht leicht gemacht wurde. Angſtrufe, Schreie, die mir das Herz erſtarren machten, tönten an den Wölbungen der Halle wider. Niemand erſchien zur Rettung. Das Höllenſchloß ſchien wie ausgeſtorben; die finſtere Nacht, der tiefe Wald, die Einſamkeit hatten kein Ohr für dieſe That des unſäglichſten Schreckens! Mein Kindesmund umklammerte die eherne Hand, und bei jedem Verſuch, den ich machte vorzudringen, ſchloſſen ſich die Knie feſter um meinen Leib. Der Kampf, oder vielmehr das ſcheußliche Handgemenge im dunkeln Winkel der Halle hatte ein paar Minuten gedauert, nach deren Verlauf es meiner armen Mutter gelungen war, ſich von ihrem Henker loszumachen, und ſie entſchlüpfte der blutigen Hand mit der Schnelligkeit eines Rehes, das ſchon aus tödtlichen Wunden blutet;

aber ihr Verfolger ſetzte ihr nach. Wie ein Tiger that er große Sprünge, um an der Wand hin die Fliehende zu erhaſchen, die kreiſchend immer wieder ihre Gelegenheit fand, oft ſchon unter ſeinem Arm durch, ihm zu entkommen. Sie hatte auf dieſer Flucht ihren Schleier verloren, der blutbefleckt an den Sporen hängen blieb, die die großen Reiterſtiefeln des Mörders zierten, und der nun von ihm nachgezogen wurde, wie ein Kometenſchweif. Endlich hatte das Ungeheuer ſie erfaßt und zerrte ſie hervor hinter einem der Vorſprünge des Kamins, wohin ſie ſich gerettet hatte, und die, wie ich vergeblich gehofft, ſie ſchützen würden. Mitten in der Halle, auf dem Boden liegend, empfing ſie den Todesſtoß, und der Entſetzliche wagte es, dabei auf ihrer ſchönen Bruſt zu knien, um ſo, wie es mir ſchien, mit einer gewiſſen hölliſchen Behaglichkeit die Adern und Sehnen dieſes ſchönſten, weißeſten und lieblichſten der Hälſe zu durchſchneiden. Der Saal und alles um mich her verdunkelte ſich; als ich wieder — Dank ſei es den Bemühungen meines Wärters — zu mir ſelbſt kam, ſah ich nur unten einen Hau-

sen blutiger Kleider liegen, ein undeutliches Gemenge, über das halb der Teppich des Tisches gebreitet war, und nur bei schärferem Hinblicken konnte ich eine kleine weiße Hand gewahren, die mit dem Armband geschmückt, an dem mein Portrait befestigt war — wie oft hatte ich in frohen glücklichen Stunden dieses Armband und dieses kleine Medaillon betrachtet — hervorsah.

O bejammernswerther, nie zu vergessender Anblick! So lag denn Die da, gräßlich hingemordet, von einem Manne hingemordet, von dem ich sie nur mit Liebe und Zärtlichkeit hatte sprechen hören, den ich nie anders als in Glanz und Pracht und in dem Anzuge eines schönen, tapfern und beliebten Cavaliers gesehen — die mir Alles vergegenwärtigte, was mein armes Kindesherz Theures und Geliebtes auf Erden kannte. Ich warf noch einen Blick auf dieses blutige Häufchen, und rasch ging es jetzt die Galerie hinab, durch den Gang, den wir gekommen waren, und ohne daß wir ein Wort sprachen, riß mich mein Begleiter nach sich; wir langten auf einem Hofe an, dort stand ein Pferd gesattelt. Dies bestieg

er, nahm mich zu ſich auf den Sattel, und ehe noch die Strahlen des neuen Tages dieſen Schauplatz der Schrecken beleuchteten, befanden wir uns weit von dem Umkreis ſeiner Mauern entfernt.

Zweites Kapitel.

Ich kann mich besinnen, daß auf dem Sattel abermals eine Ohnmacht mich anwandelte und daß ich unfehlbar von meinem hohen, schwankenden Sitze herabgefallen wäre, wenn mich die starken Arme des nächtlichen Reiters nicht zur rechten Zeit aufgefangen, da ich schon niederzugleiten im Begriff war. Ich bemühte mich, das Antlitz dieses Mannes zu sehen, und trotz der Schrecken, die seine tiefliegenden Augen, seine leichenfarbige Haut und den wilden und finstern Bart umspielten, richtete ich doch die trotzigen Fragen an ihn: was er mit mir vorhabe? warum er mich nicht freilasse und welches Recht

er an mich beanſpruche? Die Antwort auf alle dieſe haſtig hervorgeſtammelten Fragen war ein Schlag mit dem Knopfe der Peitſche in den Nacken, und der rauhe Befehl, ich ſolle mich ruhig verhalten, oder er hätte Auftrag, mich in den erſten beſten Abgrund zu ſchleudern, den wir paſſiren würden. Ich ſchwieg; nach einer Weile drängte es mich jedoch von neuem, und ich that die Frage, wo der Mörder meiner Mutter ſei und weshalb ſie ermordet worden. Die Antwort hierauf habe ich behalten; ſie hat ſich wegen ihrer dunkeln Seltſamkeit unfehlbar meinem kindlichen Gedächtniſſe eingeprägt. Sie lautete: Lerne daraus die Weiber verachten, und wenn du einſt ein Mann wirſt, ſo lerne daraus ebenſo zu handeln, wie du geſehen haſt, daß Der handelte, der von einem nichtswürdigen und heuchleriſchen Weibe betrogen wurde. — Aber meine Mutter war ſo gut! — rief ich — ſie hat nie im Leben irgend ein Geſchöpf gekränkt; ſie war immer lächelnd und freundlich, und ſie hat mich ſo ſehr geliebt! — Wer wird mich jetzt lieben? — Auf dieſen ſchmerzvollen Ausruf erfolgte keine Ant-

wort, ſondern nur ein wiederholter Hieb mit dem Knopfe der Peitſche, und ein ſtummer Wink auf einen tiefen Graben dicht am Wege. Ich ſchwieg.

Es ging den ganzen Tag entlang weiter. Wir paſſirten Gegenden, die ich nie geſehen. Das Pferd meines Führers hatte einen guten Trab. Selten kehrten wir irgendwo ein, und dies auch nur auf wenige Minuten. Gegen Abend wurde das Pferd gewechſelt; auf dem friſchen Pferde ging es noch raſcher. Die Nacht brach ein, es kümmerte uns nicht. Ein Beutel mit Speiſevorrath hing dem Reiter zur Seite, von dort langte er ein paar Biſſen hervor und zwang ſie mir in den Mund; denn ich wollte nichts zu mir nehmen, wenigſtens nicht aus ſeiner Hand. Ich wollte ſterben, und der einzige hoffnungsvolle Gedanke, deſſen mein zerrüttetes Gehirn und mein erſtarrtes Herz fähig war, beſtand darin, daß ich recht bald im Tode mit meiner armen Mutter vereinigt ſein wollte. Dann überkam mich wieder das brennende Verlangen, meinem Peiniger zu entfliehen, um den Tod meiner Mutter zu rächen. Eine dunkle Vorſtellung

ſagte mir, daß ich dies am beſten könne, wenn ich zu unſerm Schloſſe eilte, dort meinen Vater in Kenntniß ſetzte von dem Vorgefallenen, und mit ihm und den treuen Dienern die Waldhöhle und den Mörder aufſuchte. Die Momente, in denen mein Peiniger und Wächter, vom Schlafe überfallen, nickte, wollte ich benutzen, um vom Sattel zu ſpringen; allein jedesmal, wo ich ſchon das Bein hob, um mich hinabzuſchwingen, erſchreckte mich ein Ruck oder eine Bewegung des rieſigen Körpers, oder ich glaubte, hinaufſehend, die unheimlichen dunkeln Augen über mir in ihren Höhlen nach mir ſich hinbewegen zu ſehen, wobei ich denn den jähen Tod in den Gliedern zu fühlen meinte. Mein Entſchluß blieb unausgeführt.

Nachdem wir lange einen abſchüſſigen Buſchweg verfolgt, langten wir in einer Schenke an, woſelbſt wir faſt eine Stunde Aufenthalt machten. Mein Führer ſchien mit dem Eigenthümer dieſer einſamen und verlaſſenen Taverne wohl bekannt; ich ſah ſie in eifrigem Geſpräch im Hofe auf- und abgehen, und es kam mir vor, als

wenn meine geringe Perſon mit in das Bereich dieſer Unterredung gezogen würde; wenigſtens konnte ich bemerken, daß die Blicke des Eigenthümers der Schenke eine Zeit lang auf mich gerichtet waren. Ich fragte den Aufwärter, einen rothhaarigen, trotzig ausſchauenden Burſchen, was das Geräuſch bedeute, das ich aus der Ferne vernahm, und er antwortete mir, daß es das Meer ſei, das brandend an die felſigen Ufer ſchlage. Noch nie hatte ich das Meer erblickt, und aufregend, meinen Kummer in etwas zerſtreuend, kam mir die Vorſtellung von etwas Neuem und Außerordentlichem, das ich erblicken ſollte. Meine Frage an den Burſchen, ob ich nunmehr zu Waſſer fahren werde, erwiderte er mit einem dummen Lachen und der Pantomine, daß er davon nichts wiſſe. Wieder dachte ich daran, mein Vorhaben der Flucht auszuführen, und wieder wurde ich daran verhindert durch den Baſiliskenblick meines Wächters, von dem ich mich bewacht fühlte, ich mochte mich befinden, wo ich wollte. Dieſer Blick war mir die Bannfeſſel einer Macht, der ich nicht entſchlüpfen konnte.

Als wir wieder das Pferd beſtiegen, ſchlief ich vor Müdigkeit und nach überſtandener fieberhafter Aufregung in den Armen meines Peinigers ein. Es ging raſch vorwärts; dennoch erweckten mich die Stöße des harttrabenden Gauls nicht. Ein finſterer Traum brachte in doppeltem Maße all' die Schrecken wieder über meine bebende Seele, denen ich eben nur entronnen war. Ich fand mich wieder in der entſetzlichen Halle. Diesmal war ſie von tauſend Lichtern erhellt, die ſich herumbewegten und in gelben und blauen Strahlen wunderliche Flammenkränze und Figuren bildeten. Die Galerie, auf der ich ſtand, wimmelte von Geſtalten, allein wie ich ſie näher betrachtete, waren es blutige Phantome, denen die Häupter fehlten, und die ſtatt deſſen ungeheure blutbeſpritzte Ringkragen trugen, die trichterförmige ſchwarze Krater bildeten. Dieſe entſetzlichen Weſen zeigten alle mit lang vorgeſtreckten Knochenarmen auf jenes Bündel Kleider, das mir nur zu wohl bekannt war, und das ſeinen Platz auf dem Boden inmitten der Halle nicht verändert hatte. Jetzt fing ſich dieſes Bündel an

zu beleben und die scheußlichen befleckten Fetzen wirrten sich auseinander. Aus diesem modrigen Haufen erhob sich eine blasse, schöne Gestalt, die mit dem Ausdruck des kläglichsten Jammers die Hände nach mir ausstreckte und mich an ihre Brust zu ziehen trachtete. Sie wurde höher und höher und hatte fast schon die Galerie erreicht, als die kopflosen Phantome sich allesammt zusammenschaarten und meiner Mutter — denn diese war die schöne, blasse Gestalt — den Weg zu mir versperrten.

Wie ich erwachte, hörte ich es wie mit tausend Zungen um mich her rauschen. Wir befanden uns dicht am Meere, und seine schwarzen Wogen wuschen den Felsen, an dessen äußerster Kante wir hinritten. Die Schrecken, die mich jetzt erfaßten, waren grenzenlos. Eben erst aus dem Gewirr eines mehr als entsetzenvollen Traumes erwacht, fühlte ich jetzt den Andrang einer Wirklichkeit, die mit dem Traume wetteiferte und ihn fast übertraf. Der Blick, mit dem ich in die Tiefe sah, war geeignet, mir den neuen Gegenstand so formlos und so gigantisch erscheinen zu

laſſen, wie nur immer möglich. Die Nacht war angebrochen, der Mond ſchien, jedoch nur ſpärlich, und lange nicht genug, die Welt von kämpfenden Rieſen dicht unter meinen Füßen zu beleuchten. Ich ſah nur ihr Gewirre und hörte nur ihr Getobe. Unwillkürlich ſchloß ich mich feſter um den Leib meines Führers, und dieſer ſagte, indem er meine Angſt ſah: Fürchte dich nicht — wenn du dich willig fügſt, werde ich dich nicht hinunterſchleudern. Uebrigens ſind wir jetzt bald am Ziel unſerer Reiſe.

Ein Licht drang in unſere Augen; es kam aus einer Hütte, die an einer Stelle des Strandes erbaut war, welcher ſich nicht mehr ſchroff, ſondern allmälig dem Meere zuſenkte. In dieſe Hütte traten wir ein. Sie ſchien nur aus einer großen, räucherigen Höhle zu beſtehen, deren Boden ſo unregelmäßig mit Steinen gepflaſtert war, daß mein Fuß mehr als einmal in eine Vertiefung trat, die mir Gefahr brachte, ihn gefährlich zu beſchädigen. An dem Herde, der zugleich eine Art Kamin bildete, ſaß eine Frau, die mir — ſo gebückt ſie daſaß und ſo ſchnee-

weißes Haar ſie umflatterte — ein Alter von weit über hundert Jahre zu haben ſchien. Als wir eintraten, kam ſie uns entgegen und machte eine reſpektvolle Verbeugung gegen meinen Führer, und man ſah ihr an, wie viel Mühe ihr dieſes Bewillkommnungscompliment machte. Ich, meinerſeits, hätte ihr gern jeden Gruß erlaſſen, denn ſie flößte mir von dem erſten Augenblick an Widerwillen und Zorn ein. Gewohnt im Hauſe meines Vaters von lauter zierlichen und hübſch gekleideten Dienern mich umgeben zu ſehen, kam mir dieſe Alte wie eine Hexe vor, die bereit war, mich aus den Händen des Teufels zu empfangen und fortan unter ihren Krallen zu hüten. Schreiend entlief ich ihr, als ſie mich fangen wollte, und verbarg mich in den dunkelſten Winkel der Höhle, wo Reiſigbündel und allerlei Hausrath aufgehäuft lagen. Mein Führer bedeutete die Alte, daß ſie mich ſolle in Ruhe laſſen, und ſetzte ſich mit ihr an den Herd, um über allerlei Dinge Auskunft von ihr zu nehmen. Was ſie miteinander geſprochen haben, weiß ich nicht; es trat noch ein Dritter hinzu, ein halb in bäuri-

scher, halb in bürgerlicher Tracht gekleideter großer Mann, der gegen den Reiter denselben Respekt wie die Alte bezeigte. Alle drei sprachen heftig und anhaltend; es wurde Gold gezählt, und einige Papiere, sauber zusammengefaltet und mit farbigen Bändern umbunden, wurden ausgeliefert. Beides, Papier und Gold, schloß der Eigenthümer der Hütte in ein Kistchen, das er oben vom Gesims des Kamins niederlangte.

Unterdessen hatten die Wolken sich zusammengeballt und es strömte ein heftiger Regen nieder. Donnerschläge tobten, Blitze leuchteten. Das offen gebliebene Thor der Hütte, das weit genug war, den Anblick aufs Meer und einen Theil der Sanddüne zu geben, zeigte wie in einem Rahmen eingeschlossen ein Bild des Kampfes, der in der Natur wüthete. Die drei Gestalten am Herde ließen sich jedoch davon wenig anfechten; endlich fiel es der Alten ein, die Thorflügel zu schließen, welches sie, gebrechlich wie sie war, ohne Hülfe der Männer nach langem Ankämpfen gegen die Stöße des Sturmwindes, der prasselnd ganze Wolken von Hagel und Regen hereintrieb, end-

lich zu Stande brachte. Als dies geſchehen war, wurde es in der Hütte ungewöhnlich ſtill. Es war eine unheimliche Stille. Mir ahnte, daß es jetzt an meine Perſon gehen werde. Mein Führer nahm mich bei der Hand, brachte mich an den Herd und ſtellte mich jenem Bauer oder Schiffer vor, der mich zu ſich hinaufhob, mich küßte und wieder auf den Boden ſetzte. Dieſe Begrüßungsart war mir neu, aber ſie misfiel mir nicht. Ich glaubte in dem Blick und den Manieren des breitſchultrigen, ärmlich gekleideten Mannes etwas zu entdecken, was mir den Gedanken nicht verhaßt machte, daß ich bei ihm würde fortan bleiben müſſen. So war es auch. Er nahm einen Spahn vom Herde, zündete ihn an, hob mich auf den Arm und brachte mich eine Treppe hoch in eine Kammer, wo ein reinliches Bett ſtand, und hier ſetzte er mich nieder, indem er mir ſagte: dies wäre meine Wohnung, und ich ſollte nun mich zur Ruhe legen. Morgen würde er kommen und weiter für mich ſorgen. Damit ſchloß er die Thür ab und ging, ohne ſich weiter um meine Fragen zu kümmern,

noch ſich durch meine Thränen und Klagen aufhalten zu laſſen.

So war ich denn allein! Der Himmel weiß wo und unter welchen Menſchen, losgeriſſen von den Meinigen und von dem Schauplatz meiner glücklichen Kindheit. Aber die glücklichen Stunden der frühen Kindheit haben Troſt für Alles, oder vielmehr es ſind für ſie keine der Schmerzen vorhanden, die ihre Pfeile tief in unſer Inneres bohren und vergiftete Spuren hinterlaſſen, an denen das ganze Leben hinſiecht. Nur die Oberfläche wird geritzt, und der friſche Hauch des nächſten Morgens heilt bereits die Wunde. So ſchlummerte ich denn auch ein, nachdem ich ein wenig von dem Brot gegeſſen und von dem Waſſer getrunken, das man mir hingeſtellt, und nachdem ich ein kleines Crucifix, das man oberhalb meines Bettes befeſtigt, herabgenommen und in meine Arme geſchloſſen hatte.

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen und ich war Bewohner dieſer Einöde geworden, die ich jetzt ſchon meine Heimat nannte. Ich hatte Bekanntſchaft mit dem Meere gemacht und deſſen einfache und großartige Melodien hatten ſich in meine kindiſchen Träume gemiſcht und in meiner Seele Sympathien geweckt. Ich begann es lieb zu gewinnen, wie ich früher es gefürchtet hatte. Stundenlang konnte ich am Strande, auf einem Steine ſitzend, meine Blicke über die ſonnenſpiegelnde Fläche hingleiten laſſen oder auf dem ſchwarzen unheimlichen Wellenboden ſpazieren fahren, der ſich bildete, wenn der Himmel mit dunkeln Wolken

bedeckt war und ein beginnender Sturm die Waſſerfläche zu kräuſeln begann. Nachts ſtahl ich mich aus der Hütte meiner Pflegeeltern und erſchien nochmals am Meer, und hörte es nun in ſeinem Zorn, wie es Krieg führte mit den Geiſtern der Höhe, die niederſteigend es peitſchten mit den wilden, ſauſenden Flammenſchwertern, es aufſtachelten mit den Spießen der ſcharfen, ſich in die tiefſte Tiefe bohrenden Winde. Das Meer gab Antwort und warf ſeine Wogen in die weißen Antlitze der Luftgeiſter und beſprützte ihnen ihre langen Schwanenfittiche. Mich einzumiſchen in dieſen Streit war mir nicht erlaubt, aber zuſchauen durfte ich und ich fühlte kalten Schauder mein Gebein durchrinnen, da ich plötzlich ſah, wie es aus der Tiefe emporſtieg, Millionen ſchwarzen krauſen Häuptern gleich, die weiße Augen rollten und weiße Zähne fletſchten, und dieſe Millionen Mohrenköpfe tanzten auf den Wellen und lachten und ſpotteten hinauf, ſie blieben aber immer nur Häupter, die ſchwarzen Leiber blieben unten, der Druck der breiten Schilde, die die Luftgeiſter oben über ſie hinhielten, preßte ſie immer weiter

hinab, wenn sie aufsteigen wollten. Endlich waren sie in so weit besiegt und überwunden, daß die Häupter untertauchten und nur das krause schwarze Haar in einzelnen Büscheln auf den Wellen tanzte. Niemand sah dies wie ich, aber ich sah es deutlich und verfehlte nie, an das Gestade zu laufen, wenn ich wußte, daß die Mohren wieder aufsteigen würden.

Mein Leben war einförmig. Der Mann, dem ich übergeben worden war, zeigte nach und nach eine Art Zuneigung zu mir, und ich faßte einiges Vertrauen zu ihm; Zuneigung und Vertrauen waren jedoch beide von der Art, daß wir hätten ganz gut plötzlich voneinander getrennt werden können, ohne daß es dem Einen oder dem Andern sonderlich darum zu thun gewesen, sich wieder zusammenzufinden. Er war ein Fischer und ging des Tages über mit seinen Genossen, die am Strande vertheilt wohnten, seinem Gewerbe nach. Die Alte, die ich für seine Mutter gehalten, war seine Frau. Dies ungleiche Paar hatte keine Kinder. Mir die Gunst der Frau Trolle zu erwerben, war für mich ein Ding der Unmög-

lichkeit, ſie zeigte ſich als unzugänglich für alle menſchliche Regungen ſowol der Liebe, wie des Haſſes. Sie that mir nie etwas Gutes an, aber auch nie etwas Uebles. Sie ſorgte für mich wie ſie für ihre Katze ſorgte, für die einzige Kuh in ihrem Stalle. Wir drei Geſchöpfe bekamen Das, was uns zukam, nie mehr aber auch nie weniger; dann ſah ſie zu, daß wir uns nicht verliefen. Andere alte Frauen haben Augenblicke, wo ihnen dies oder jenes Schmeichelwort einfällt, mit dem ſie den Muth oder die Geiſteskräfte der ihnen beigeſellten und untergebenen Geſchöpfe, ſeien es Thiere oder Kinder, anfeuern. Frau Trolle hätte man auf den Kopf ſtellen können, es wäre aus den vielen Taſchen und Täſchchen ihres Gedächtniſſes kein einziges ſilbernes oder goldenes Münzchen liebevoller Rede herausgefallen. Ihr war nie etwas Freundliches geſagt worden, ſie ihrerſeits hatte während ſiebzig langer Jahre nie Gelegenheit gefunden, Andern etwas Schmeichelndes zu ſagen. Andere alte Frauen erzählten Mährchen, Frau Trolle wußte keins, bei ihr ging alles ohne Wunder zu, Tod und Leben, es war die

hausbackenſte alte Frau, die man finden konnte, mit ſo alltäglichen Runzeln im Geſicht und einem Wackelkinne, das nichts Auffälliges an ſich hatte. Es war für mich troſtlos, dieſer Frau anheimgegeben zu ſein, und ich entſchlüpfte ihr daher, ſo oft ich konnte.

Alle vierzehn Tage, manchmal, wenn die Witterung es erlaubte, ſogar alle acht Tage, brachte mich Vater Berndt in die Kirche des Dorfes und ließ mich dort die Predigt anhören, während er ſelbſt ſchlummerte. Ich freute mich auf dieſe Ausflüge; nicht der Predigt wegen, die ich nicht verſtand, ſondern um der kleinen Waſſerfahrt willen; denn das Dorf mit der Kirche lag auf einer Inſel, und von unſerer Seite her war es nicht ſo ganz gefahrlos, dahin zu gelangen. In der Kirche betrachtete ich mir die alten Grabſteine, die in den Boden eingefügt waren. Es waren auf einigen derſelben Ritter in voller Rüſtung abgebildet, und meine Phantaſie, raſch ſich daran machend dieſe Geſtalten zu beleben, ſchuf aus ihnen tapfere und edle Kämpfer, die einſt in einem großen Kriege, von dem Feſtland abgeriſſen, auf den

Wogen des Meeres daher geſchwommen kamen, hier ihren Tod fanden und ein ſtilles Grab erhielten. Einige dieſer Helden wurden meine Lieblinge; zu dieſen gehörte die Figur eines Ritters mit einem Lorberkranze um den Helm. Er lag weit ab von der Kanzel und dem Altar in einem dunkeln Winkel der Kirche. Vielleicht hatte Niemand ihn gefunden, ich allein. Der Ritter mit dem Kranz erſchien ſeitdem öfters in meinen Träumen, und einſt foderte ich ihn auf mit mir auszuziehen, um mit mir die Welt von Ungeheuern und Drachen zu befreien; da zeigte er mir aber zu meinem Entſetzen, daß ſein Arm nicht mehr recht im Gelenke ſitze, und daß ſein Körper innerlich voll Würmer ſei. Dieſe Entdeckung machte mich traurig, und der blaſſe Ritter mit dem grünen Kranz erſchien mir ſo bedauerlich, daß ich vorſichtig, wenn ich über ihn wegſchreiten mußte, die Füße ſo ſetzte, daß ich nicht auf ſeine edle Stirn oder auf ſeinen ewig ſchweigenden Mund trat.

Ich war jedoch ſo glücklich außer dieſen Phantomen meiner Einbildungskraft, die mich früh und ſpät umgaben, auch noch einen lebenden Geſell-

ſchafter zu haben. Zwar war dies kein Genoſſe, der mit mir von gleichem Alter war; er zählte viele, viele Jahre mehr als ich. Es war ein kleiner, blonder Mann, mit kranken, welken Geſichtszügen, der eines Morgens plötzlich da war, ohne daß ich erfuhr oder auch nur fragte, wo er hergekommen. Er bewohnte eine kleine Hütte am Strande ganz allein. Doch war er kein Fiſcher. Er trug ſchwarze Kleidung, einen Hut mit einer kleinen weißen Feder, und zu Zeiten blinkte auch ein Degen an ſeiner Hüfte. Wie ich ihn zum erſtenmal erblickte, ſaß er auf einem Stein am Ufer und las in einem großen Buche. Seine blonden Haare fielen in langen, dünnen Streifen über das Buch hin, und wurden von dem friſchen Winde hin und her geſchaukelt.

Dieſer Mann wurde mein innigſter, mein erſter Freund. Wie viel hab' ich ihm zu danken! Jetzt da eine weite Kluft zwiſchen uns liegt, da dunkle Ereigniſſe, wilde Thaten mich von ihm trennen, ſieht mich ſein bleiches, ſanftes Antlitz noch aus der Ferne an, mit demſelben inniglei-denden Ausdruck, mit demſelben Auge, aus dem

eine durch Mishandlungen aller Art gebeugte, aber nicht geknechtete Seele ſchaut. O Herwigk Hendrick, du lieber Mann, du Mann meines Herzens — wenn ich den Menſchen trotzen gelernt habe, wenn ich ihnen eine Stirn ähnlich der deinigen, nur nicht ſo rein, nicht ſo hoch, nicht ſo edel — habe entgegenzuſetzen verſtanden, ſo hab' ich's an dir gelernt. Du Mann der Männer! Was hat man gethan, dich unter das Joch zu bringen, du flohſt in die Wüſte und bliebſt frei. Der Aberwitz und die Despotie ſandten auch dorthin ihre Boten, aber ſie fanden dich nicht, und als ſie dich fanden, da verſtandſt du unter ihren Händen ihnen zu entſchlüpfen, du ſtarbſt. Die Fauſt der Gewalt ſchnürte ſich um die Kehle einer Leiche. Friede deinem Hügel, Herwigk Hendrick! Wo Seelen der Männer ſich finden, wird deine dabei ſein; mag nun der Aberwitz der Menſchen dieſen Ort Hölle oder Himmel nennen.

Wenn mein Geiſt nach den erſten Anfangspunkten meiner innigen Anhänglichkeit an Hendrick forſcht, ſo iſt es mir, als ſeien dies immer nur ſehr geringfügige und unbedeutende Dinge und

Anläſſe geweſen. Ein Gang am Meeresufer in ſpäter Abendzeit, wenn ein Sturm ſich gelegt hatte und nun das Meer, der gewaltige Rieſe ſeine Glieder zur Ruhe und zum Schlafe ausdehnte. Oder er kam in unſere Hütte unter dem Vorwand, von Frau Trolle Feuer und Kohlen vom Herde zu borgen, eigentlich aber um mich mit ſich zu nehmen, wo ich dann die ganze Nacht über auf ſeinem Lager zu ſeinen Häupten ſaß, und er mir von Menſchen und dem Lauf der Welt ſprach und wie es ihm in der Heimat ergangen. Es verging ein Jahr unſers Zuſammenlebens, es verging ein zweites, und ich kann mich nicht beſinnen, daß in dieſer langen Zeit nur irgend etwas Auffallendes oder Beſonderes vorfiel. Und dennoch fühlte meine knabenhafte Seele die gewaltige Aenderung, die mit mir vorging. Ich wurde früh auf mich ſelbſt verwieſen, ich lernte früh das Große und Erhabene lieben, und ebenſo lernte ich früh Muth und Trotz den Verſuchen, mich in meiner Freiheit zu beeinträchtigen, entgegenſetzen.

Um zu ſagen, was Herwigk Hendrick eigentlich

war, ſo muß ich dies aus den Mittheilungen ſchöpfen, die ich ſpäter über ihn erhielt; damals, als ich ihn lieb gewann und er mich ſeinen Sohn nannte, konnte ich erklärlicherweiſe keine Auskunft hierüber haben, und durch wen hätte ich ſie auch haben ſollen? Er ſelbſt theilte ſich über die ſpätern Ereigniſſe, die ihn betroffen, nicht mit, ſondern ſprach nur von ſeinen Kinderjahren, wohl wiſſend, daß ich ihn hier am beſten verſtehen konnte. Hendrick war der Sohn eines armen Tagelöhners auf Jütland, und zwar war er der jüngſte von acht Söhnen. Vom Vater ward er zur Erlernung der Fiſcherei angehalten, aber der geiſtig früh gereifte Knabe hatte zu andern Dingen Luſt. Ein alter Bootsmann nahm ſich ſeiner an und brachte ihm das Leſen bei, eine Kunſt, deren Erlernung er ſelbſt frühern günſtigern Verhältniſſen zu danken hatte. Aus den Händen dieſes erſten Lehrers ging der Knabe in die eines Geiſtlichen über, der ſich angelegen ſein ließ, die großen Fähigkeiten ſeines Zöglings zu entwickeln. So ward Hendrick's beabſichtigte Laufbahn nun raſch eine andere. In eine gelehrte Schule auf-

genommen, erwarb er ſich hier das Lob und die Anerkennung ſeiner Vorgeſetzten und ward bald dazu verwendet, jüngern Schülern den ſelbſt empfangenen Unterricht nun weiter mitzutheilen. So entwickelte ſich die Gabe der Rede und des Vortrags. Jetzt war es beſtimmt, daß Hendrick Theologie ſtudiren ſolle. Der Geiſtliche, der ihm ein zweiter Vater geworden, gab mildthätig einen Theil der Mittel dazu her, Hendrick's Vater konnte von ſeinen Erſparniſſen ebenfalls Einiges geben, Freunde des Geiſtlichen thaten das Uebrige. Der junge Mann arbeitete mit einer Anſtrengung, die ſeine Kräfte erſchütterte, und frühzeitig den Keim zu einem Bruſtleiden in ſeinen ohnedies nicht allzufeſten Körper legte. Bis hierher hatte das Glück die Schritte unſers jungen Erdenbürgers begleitet; es ſollte anders werden. Es war gerade damals die Zeit, als die orthodoxe Lehre in Streit gerieth mit jenen Doctrinen, die die allgemeine Denk- und Glaubensfreiheit als eine der unveräußerlichen Rechte der ächten Humanität, der wahren Freiheit und Menſchlichkeit verkündeten. Hendrick, in der freien Natur auf-

gewachſen, ſo recht eigentlich ihr Sohn und Erbe, fühlte in ſeiner Seele jene Größe und Erhabenheit, die mit den Erſcheinungen in der Natur harmonirt. Sowie das Meer feſſellos, ein Spiegel des ewigen Himmels, ſeine Wellen hinſchleudert wohin es will, überall ſicher, aus den Grenzen nicht heraus zu weichen, die der Allgeiſt ihm vorgezeichnet, ſo wähnte der Jüngling, die ſprudelnde Fülle ſeiner Kräfte im Sturm nach Vollendung bis an die äußerſten Grenzen menſchlichen Wiſſens und Forſchens hintreiben zu dürfen. Er trat mit den Männern des Lichts in Verbindung und führte einen ausführlichen brieflichen Verkehr mit einigen verfolgten Denkern und Philoſophen. Man erfuhr dies und es hatte die Folge, daß der junge Mann die Anwartſchaft auf die Pfarre verlor, die ihm bereits war zugeſichert worden. Statt ihn zurückzuſchrecken, machte ihn der erſte Widerſtand, den die Welt ihm zeigte, noch kühner. Er ließ ein Buch erſcheinen, deſſen feurige Sprache die Sache der Gegner ſeiner Kirche zu der ſeinigen machte. Der Zufall wollte, daß man lange Zeit über die Perſon des Autors nicht im

Klaren war, und daß unterdeſſen Hendrick das Aemtchen eines Dorfpfarrer-Adjuncten gewann. Der große, flammende Geiſt auf einer ſo kleinen Scholle. Im Begriff, ſeine Angriffe und Streitigkeiten weiter fortzuſetzen und zwar mit der größten Energie, machte ein Umſtand, daß er plötzlich auf dieſem Wege innehielt. Es war die Liebe, die ihm die Waffen aus der Hand nahm. Hendrick lernte ein Mädchen, das ein Engel an Unſchuld und Liebreiz war, kennen, er führte ſie als ſeine Hausfrau heim und jetzt — zum erſtenmal dachte er daran, ſich eine Hütte auf feſtem Grunde zu erbauen. Jetzt — zum erſtenmale — kam ihm der Gedanke, ſich den beſtehenden Irrthümern und Gebrechen der Welt zu fügen, um in Frieden mit ihr zu leben; denn dieſer Friede war nöthig um Die, die er liebte, vor Elend, Mangel und Verfolgung zu wahren. Allein, war Hendrick der Mann, ein ſolches Gelübde halten zu können? Er legte die Feder zwar nieder, aber in ſeinem Innern kochte der Streit fort. Er ſaß an der Wiege ſeines Kindes, er blickte in das Auge ſeines Weibes, und eine Stimme rief ihm

ſchmeichelnd zu: Sei glücklich! Schließe die Augen zu gegen Das, was draußen iſt, und ſei innerhalb deiner Hütte glücklich!

Drei Jahre hielt unſer Kämpfer dieſe aufgezwungene Ruhe aus, während dieſer Zeit war es ihm gelungen die Gunſt ſeiner Beſchützer vollkommen wieder zu erlangen, und er ward zum Pfarrvicar in ſeiner Vaterſtadt gewählt. Jetzt predigte er das Wort einer Lehre, an deren Dogmen er nicht glaubte. Welche Marter! Auf die Länge der Zeit ſie zu ertragen war ihm unmöglich. Er ſah ſich vor ſich ſelbſt geſchändet, er ſah ſein beſſeres Selbſt in Feſſeln gelegt, er fühlte ſein Gewiſſen beſchädigt, und zu dieſer Selbſterniedrigung hatte er bereitwillig drei köſtliche Jahre ſeines Lebens hingegeben. Die ſo ſchmählich verlorene Zeit mußte eingeholt werden. Eines Morgens erwachte er, und wie Doctor Fauſt warf er die Bücher einer falſchen, heuchleriſchen Gelehrſamkeit von ſich, er faßte den männlichen Entſchluß, ſich ſelbſt und ſeiner Ueberzeugung wieder anzugehören. Weib und Kind traten in den Hintergrund. Die alten Verbin-

dungen wurden wieder angeknüpft. Zu derſelben Zeit wurde ſeine bis jetzt verdeckt gehaltene Autorſchaft jener von den Behörden verfolgten Schrift offenkundig. Es brach der Sturm los. Keine Rückkehr in den Hafen war möglich; ins offene Meer mußte hinausgeſteuert werden, und Herwigk Hendrick war der Mann, vor keiner noch ſo drohenden Gefahr zu erſchrecken. Der Unglückliche, er wußte nicht, mit welchen Mächten er es aufnahm! Er, der offen Treuherzige, der die nackte Bruſt ſeinen Feinden bot und heldenmüthig ausrief: Es iſt meine Ueberzeugung! Widerlegt mich! Niemand dachte daran, ihn zu widerlegen; aber alle dachten ſie daran, ihn zu demüthigen, zu verfolgen, zu vernichten. Feinde entſtiegen ihm aus dem Erdboden auf jedem Schritt, den er that. Sechs Jahre kämpfte der muthige Kämpfer. Schon war ihm Alles geraubt worden, was irdiſcher Beſitz hieß, es war ihm ſein Amt genommen, die Wohlthaten und Unterſtützungen ihm entzogen, die Heimat ihm verſchloſſen worden; der Flüchtling irrte umher, kümmerlich ſein Leben friſtend von dem geringen Ertrag, den ſeine unermüdlich

arbeitende Feder ihm abwarf. Jetzt ging man auch daran, seine Ehre ihm zu rauben, ihn als gemeinen Verbrecher dem Arme der Justiz zu überantworten. Der fanatische Haß, der seinen Schritten folgte, die unerbittliche Verfolgung, die er gegen sich wach gerufen, hatten Mittel gefunden, ihn bürgerlich verdächtig zu machen. Verbindungen mit einem Unwürdigen, die er längst abgebrochen, als er ihre eigentliche Natur erkannt, brachte man als Beweise gegen ihn vor. Geschäftig schmiedete man Anklagen, Beweise stellte man auf und den dem Aufrufe sich vertrauungsvoll Stellenden warf man in einen Kerker, in welchem man ihn Jahre lang schmachten ließ. So innerlich gebrochen, äußerlich zu Grunde gerichtet, entließ man den Gemarterten ohne richterlichen Urtheilspruch. Man stieß ihn gleichsam aus dem Kerker und erklärte ihn für vogelfrei. Vergebens strebte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, ein Zeugniß seiner Unschuld oder einen Spruch seiner Schuld zu erhalten; man fand es für geeigneter, ihn wie einen Gebrandmarkten hinwegzuscheuchen, wie einen Pestkranken

zu fliehen. Sein Weib, seine Kinder selbst entsagten jeder Gemeinschaft mit ihm. Und er — er war zu stolz, auch nur Eins derselben wieder zu sich zurückzurufen. Mit einem flammenden Herzen floh er in die Wüste. Sein Auge richtete einen stummen, einen furchtbaren Blick gen Himmel. Er hatte das Gebet seiner Kindheit verlernt, jenes Gebet der Demuth, der Unterwerfung! Er hatte verlernt, den Born der Gerechtigkeit und Liebe dort zu suchen, wo Millionen um ihn her ihn suchten. Seine starke Seele stand allein. Sie richtete sich auf — doch sie stand vom Himmel abgewendet und eisern da; um sie her die Oede — in ihr ein gigantischer Gedanke: Du willst allein sein! Du selbst dein Gott!

Als Herwigk Hendrick also mit dem Glauben seiner Kindheit gebrochen, als er den Stab von sich warf, der bis jetzt ihn gestützt, fühlte er eine beseligende Glut sein Inneres durchziehen. Es war der hohe, der gewaltige Stolz des Mannes, der kühn den letzten Läuterungsproceß mit sich antritt. Gibt es eine ewige Macht, rief er bei sich selbst, so wird sie eilen mich zu retten, gibt

es keine, ſo werde ich in den Abgrund hinabſtürzen, an deſſen Grenze ich ſelbſtbewußt jetzt dahinſchreite. In dieſem Zuſtande großer, männlicher Reſignation befand ſich Herwigk Hendrick, in dieſem Abwarten, ob es einen Himmel und einen Gott gäbe, als ich mit ihm zuſammentraf. Einen Theil ſeiner gigantiſchen Stille und ſeines Schweigens legte er in meine Knabenſeele nieder.

Er begann mit mir einen Unterricht über Gott und Vorſehung.

Er zeichnete mir genau, wo die Straße, die er gewandelt. Noch einmal, mir zu Liebe, öffnete er die ſtillen Paradiesgärten ſeines frühern Kinderglaubens, und noch einmal ſchloß er mir die ernſten Hallen auf, in denen ich den betenden Jüngling fand, angethan mit der Form hergebrachter prieſterlicher Ueberzeugung. Dann mußte ich ihm folgen auf die Höhen der Philoſophie, wo die friedlichen Wohnungen unter uns blieben und ein Tempel uns aufnahm, erbaut für alle Religionen der Erde, für die Stämme aller Bekenntniſſe. Den letzten Schritt jedoch wagte er nicht mit mir zu thun — die Flucht auch aus

dieſem Tempel. Das große Geheimniß des „ohne Gott ſeins" bewahrte er wie ein Gefäß voll Flammen, tief in ſeinem Buſen. Seine Hand zuckte, wenn er es wagen wollte den Schleier von ſeiner letzten Verwandlung hinwegzuziehen; zu grauſenvoll erſchien ihm die Erzſtatue mit dem unbeweglichen Antlitz, die ſeine Züge trug. Ich aber — hatte bereits hinter die Falten des Schleiers gelauſcht.

Viertes Kapitel.

Ich hatte mein ſechzehntes Jahr erreicht, als in unſerer Einöde ein Mann erſchien, der mit mir eine Unterredung unter vier Augen zu haben begehrte. Ich ging mit ihm an meiner Lieblingsſtelle, am Meeresufer, auf und ab. Er brachte Papiere hervor und theilte mir mit, daß er von denjenigen Perſonen, die mich hierher gebracht und bis jetzt die Koſten für meinen Lebensunterhalt gezahlt, abgeſendet worden, um mir mein ferneres Verhalten und meine nächſte Zukunft zu verkündigen. Es entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen uns.

Ich: Wer ſind die Perſonen, die mich hierher befördert?

Der Unbekannte: Deine Wohlthäter, Knabe. Du wirst ihre Namen einst mit Hochachtung und Verehrung nennen.

Ich: Ich werde sie mit dem stärksten Fluche brandmarken, den die menschliche Zunge kennt, denn es sind die Mörder meiner Mutter.

Der Unbekannte: So wirst du ebenso undankbar wie unklug handeln — denn du bist in ihrer Macht und wirst es noch lange bleiben.

Ich: Ich werde fliehen.

Der Unbekannte: Sie werden dich zu finden wissen.

Ich: Ich werde zu meinem Vater gehen.

Der Unbekannte: Man wird dich zu ihm führen, wenn es Zeit sein wird.

Ich: Also mein Vater lebt noch, und er weiß um den greuelvollen Mord meiner Mutter?

Der Unbekannte: Du wirst einst erfahren, wie er über diesen Mord denkt.

Ich: Und was hat man mit mir vor? Soll ich hier als Fischer leben und sterben?

Der Unbekannte: Man wird dich nicht hindern zu gehen, wohin du willst. Du bist gesund

und haſt Fähigkeiten. Dein weiteres Verbleiben am hieſigen Orte iſt unnütz. Man wird dir Geld geben und ein Schreiben an die Ortsbehörde der nächſten Stadt; durch ſie wirſt du die gehörigen Legitimationen erhalten, die zum unbehinderten Fortkommen auf den Straßen der Welt nöthig ſind. Sei fleißig, arbeitſam und — du wirſt dir dein Schickſal ſelbſt machen. Dein Name iſt Philipp Macargan.

Ich: Wie? Es iſt dies der Name meines Vaters?

Der Unbekannte: Es iſt der deinige. Mache keinen Verſuch, dich Demjenigen zu nähern, den du einſt deinen Vater genannt. Er würde dich nicht anerkennen. Ueberdies würdeſt du ihn auch nicht finden.

Ich: Was ſprichſt du da für dunkle Worte?

Der Unbekannte: Die Zukunft wird ſie dir hell machen. Lebe wohl, Knabe.

Er reichte mir die Hand zum Abſchied, indem er in der andern die Papiere und eine Geldbörſe hielt. Ich blickte ihn ſcharf an, ungewiß, ob ich ihn nicht ſchon einmal geſchaut; aber aus den

Nebeln meiner frühen und ſchrecklichen Erinnerungen wollte gerade dieſes Geſicht nicht emportauchen. Sehr viele, ſehr häßliche Phyſiognomien erſchienen mir jetzt wieder plötzlich ſehr lebhaft, dieſes nicht. Ich war gewiß, daß ich den Mann nie früher geſehen. Er ſeinerſeits ſchien mich mit einem leichten Anfluge von Theilnahme zu betrachten, meine Jugend, meine Hülfloſigkeit brachten einigen Eindruck auf ihn hervor. Er öffnete noch einmal die Lippen zu einer Frage: Würdeſt du wol, Knabe, den Mann wiedererkennen, der dich hierher gebracht? Ich hoffe es! entgegnete ich. Nun denn, tönte die Antwort, ſo halte dich an ihn und beanſpruche ſeine Hülfe, wo du ihn findeſt; er iſt mächtig.

Ich: Und wäre er der Mächtigſte der Welt, ich werde ihn zur Verantwortung ziehen, denn er war dabei, wie meine arme Mutter den Streichen ihres Mörders unterlag. An ihn werde ich mich halten, wenn ich den Hauptverbrecher nicht finde.

Der Trotz und der kräftige Entſchluß, die in dieſer Entgegnung lagen, verfehlten nicht, meinen

Gegner ſtutzig zu machen und ihm jede fernere Anſprache und jeden guten Rath als überflüſſig erſcheinen zu laſſen. Er winkte mir noch ein kurzes Lebewohl zu und ging, nachdem er Papier und Geld in meinen Händen zurückgelaſſen. Kaum war er fort, als die heftigſten Stürme in meinem jugendlichen Buſen zu wüthen begannen. Das Meer ſchien mit mir zu ſympathiſiren, denn es grollte heftig und die Wellen gingen hoch. Ich ſtand auf einer Klippe, die Arme verſchränkt, das Haupt emporgeworfen, die Locken im Winde flatternd. So rief ich denn mit lauter, tönender Stimme in die Wogenwüſte hin: So komme, Welt, und beginne mit mir den Kampf! Wiſſe, daß du es mit einem Sohne zu thun haſt, der da ausgeht, den Mord ſeiner Mutter zu rächen!

Es war mir, als ich dieſe Worte ſprach, als erhöbe ſich ein langer dünner Schatten aus dem weißen Giſcht der Brandung, und als nähme dieſes Gebild die Form und Züge meiner Mutter an. Sie war in einen aſchfarbenen Schleier gehüllt, der hier und da von dem ſcharfen Schnitt eines Meſſers geſpalten, in langen Streifen aus-

einanderflatterte. Die äußersten Spitzen dieses Schleiers waren in Blut getaucht. Sie erhob eine Hand, mit der sie mir zuwinkte, zugleich aber drohend in die Ferne zeigte. Ich blickte mit starrem Auge der Erscheinung nach, wie sie sich in den Nebeln verlor.

Mein Plan war gefaßt, ich verließ die Hütte und den Strand am nächsten Tage; vorher jedoch mußte ich von Herwigk Hendrick Abschied nehmen. Dieser Abschied war das einzige Schwere, was mir bevorstand. Er war seit einiger Zeit so niedergeschlagen, er schien von einem so tiefen Kummer gefoltert, dabei hatte sein Schmerz einen so sanften und rührenden Charakter angenommen, daß gerade jetzt ich doppelt zagte, sein Herz durch eine neue Trauerbotschaft zu erschüttern. Denn eine Trauerbotschaft für ihn, daran zweifelte ich nicht, war die Nachricht von meiner baldigen Trennung von ihm. Er liebte mich, dies wußte ich — und ich — wie innig, wie glühend liebte ich ihn wieder! Aber bei mir trat eine neue, glänzende Welt als Trösterin für die Trennung vor die Seele; bei ihm? — ach, sein bleiches Antlitz,

ſeine gebrochene Geſtalt, ſein keuchender Athem ſprachen zu deutlich, daß keine neuen und glücklichern Erfolge ihm beſtimmt waren, daß das Grab ſeine nächſte Ausſicht ſei. Und zwar das Grab des Einſamen, des Verbannten, dem keine Freundeshand die Augen ſchloß. Armer Hendrick, mußteſt du einen Jünger großgezogen haben, damit dieſer, gerade wo du der Früchte der Liebe am meiſten bedürftig warſt, dich verließ!

Mit einer Art von Scham trat ich vor ſein Auge; als ſtände ich im Begriff, an ihm ein Verbrechen zu begehen. Ich fand ihn vor ſeiner Hüttenthüre ſitzend und, wie immer, in einem ſeiner Lieblingsautoren leſend. Diesmal war es der Epiktet, mit deſſen Schriften und Leben er mich bereits bekannt gemacht hatte.

Ehe ich ihm noch ſagen konnte, weshalb ich kam, ſtand er auf, ging mir entgegen und ſagte, indem er meine Hand ergriff, mit freundlichem Lächeln: Sieh, Philipp, kann es einen ſchönern, troſtreichern Satz geben als dieſen, welchen mein Philoſoph hier ausſpricht. Er ſagt: „Nicht die Dinge, ſondern nur die Vorſtellungen, die wir uns

von ihnen machen, ſind es, die uns beunruhigen und betrüben". Wenn wir die Wahrheit dieſes Satzes feſthalten, ſo erſcheinen uns die Trübſale, die wir überſtanden, nicht als Wirkungen der Dinge, ſondern nur der zufälligen und wechſelvollen Meinungen und Anſichten, die die Menſchen über dieſe Dinge gefaßt. Wir lernen die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen lieben und wir denken gelinder über unſere Feinde, Verfolger und Widerſacher. Deshalb, Philipp, ſollſt du nicht glauben, daß ich unverſöhnlich ſei. Und auch du ſollſt es nicht ſein, mein Junge. Vergiß, was ich dir in böſen Stunden geſagt. Meine Worte möge der Wind forttragen, der dieſe öde Küſte beſtreicht, wohin die Menſchen mit ihren Leidenſchaften den Fuß noch nicht geſetzt.

Nein, mein Vater, rief ich. Keins Ihrer Worte und Lehren werde ich vergeſſen. Sie ſtimmen nur zu wohl mit Dem überein, was ſich in mein junges Herz früh feſtgeſetzt. Die Welt iſt mordgierig, ſie trachtet nach unſerm Blute, und wir haben ihren zahlloſen tödtenden Geſchoſſen keine andere Waffe entgegenzuſetzen, als den eiſernen

Willen unſerer eigenen Bruſt. Ich will nicht untergehen, deshalb gehe ich nicht unter, ich will mich nicht unterdrücken laſſen, und deshalb ſiege ich. O, ich hab' dieſe ſtolze und einfache Lehre wohl begriffen und gedenke ſie im Leben durchzuführen, in das ich jetzt trete.

O Philipp — Verſöhnung!

Mit dieſer Welt des Mords! Nimmermehr. Wenn ein Gefühl der Milde mich überſchleicht, ſo ſoll der blutige Schatten meiner Mutter mich an meinen Schwur mahnen. Ich bin ihr Rächer!

Hendrick ſenkte ſeine Augen und ſagte dann mit einer faſt ſchüchternen Stimme: Wo waren meine Gedanken, als ich in dieſe Knabenbruſt die alte Unbill meiner Tage legte! Wie wagte ich auf einem Altar, auf dem noch bis jetzt kein Opfer gebrannt, die erſte, gegen den Himmel aufdräuende Flamme anzuzünden! Jetzt, fürcht' ich, iſt der Altar auf immer den Mächten der Finſterniß geweiht! — Er ſah mich an, und da er mich in meine Pläne und Phantaſien verſenkt fand, zog er mich leidenſchaftlich an ſich heran, warf ſich an meine Bruſt und rief: Gehe nicht von

mir, Sohn, damit ich Zeit habe gut zu machen, was ich verſchuldet!

Als er vernahm, daß ich ihn zu verlaſſen beabſichtigte, wandte er ſich in ſtummem Schrecken von mir. Er verhüllte ſein Antlitz, und erſt als die Bewegung ſeines Innern ihm wiederum geſtattete Worte zu faſſen, rief er: Ja, ja, du haſt Recht zu gehen; und ich darf und will dich nicht halten. Die Jahre des Kampfes ſind da! Eile, junger Streiter, eile zu den Waffen!

Er ſah mich an mit einem Blick der Liebe, der mir durchs Herz brannte.

Auch ich war einſt wie du! — Und ſiehe, jetzt liege ich zerſchmettert am Wege! Doch ſei es — Philipp! immerhin zerſchmettert, nur nicht beſiegt!

Und wie er dies ſagte, war es wieder der alte Prometheus — mein Lehrer, mein Begeiſterer, mein Gott!

Nur nicht beſiegt! wiederholte ich, und meine Wange glühte.

Der Gott in dir halte dich aufrecht! Es gibt keinen andern! ſagte er mit leiſer, aber tönen-

der Stimme. Der wahre Mann iſt ſein eigner Gott und ſein eignes Schickſal.

Jetzt ſprichſt du, Vater, wie du ſprechen ſollſt! rief ich.

Nein, nein, mein Junge! entgegnete er in ſeine weiche Stimmung zurückfallend. Sieh, als ich hierher kam, ſetzte ich der Vorſehung eine Friſt, ich gab ihr Zeit, mich zu ſich zurückzuziehen oder mich auf immer zu verlieren. Ich wartete auf ein Zeichen der Verſöhnung — und ſie gab mir — dich! Hier in der Einöde, weit — weit von der Welt, die mich blutig geſtoßen, ſollte ich ein Herz finden, ein reines, ein kindliches Herz, das mir mit Liebe anhing und mich, den Verbannten, den Geächteten, Vater und Freund nannte. Philipp, iſt dies nicht ein Zeichen, daß der Himmel meinen Abfall nicht will? Sprich, zieht er mich nicht durch dich wieder zu ſich? — Kehre um, mein Sohn, und wenn es möglich iſt, vergiß mich, vergiß die düſtere Lehre, die ich unvorſichtig in deine Bruſt geſenkt.

Der wahre Mann iſt ſein eigner Gott, ſein eigenes Schickſal! rief ich. Lebe wohl, Hendrick!

Iſt es mir möglich, ſo geb' ich dir Kunde von meinem Geſchick. Erreicht mich ein früher Tod, ſo weißt du, daß ich ſtandhaft, frei und unbeſiegt gefallen bin — deinen Lehren treu.

Und ich ſchied von dem Verbannten. Ich hab' ihn nie wiedergeſehen. Bald darauf vernahm ich, daß ſeine Verfolger ſeinen Aufenthaltsort ausgekundſchaftet hatten, und daß er durch ſeinen freiwilligen Tod ſeiner Haftnahme ausgewichen ſei.

Fünftes Kapitel.

Wir verlaſſen die Form der Aufzeichnung, die wir bis hierher gewählt, indem ein ziemlich genaues Tagebuch unſers Helden bei dieſer erſten Periode ſeines bewegten Lebens uns geleitet, und nehmen nun die Berichte auf, die uns über ſeine fernern Schickſale vorliegen, wahrſcheinlich aus der Feder jenes räthſelhaften Mannes, den wir gleich beim Beginn unſerer Erzählung eingeführt. Hier und da werden noch Stellen aus dem Tagebuch, wo es zur Vervollſtändigung der Berichte des Unbekannten nöthig iſt, eingeſchaltet werden.

Als Philipp Macargan die Einſamkeit der Meeresküſte, die ihm bis jetzt zur Heimat gedient,

verließ, und als er näher die Pläne seiner Zukunft betrachtete, fand er zu seinem Schrecken, daß ihm jede genauere Angabe des Ortes und der Personen fehle, mit denen er sich jetzt zu beschäftigen vorgenommen. Er konnte sich trotz aller Anstrengung weder auf den Namen seines Vaters besinnen, noch auf den Ortsnamen seiner Heimat. Man weiß, unter welchen Umständen der Knabe das Haus seiner Eltern verließ.

Ein achtjähriges Kind, wird man einwenden, kann wol Mancherlei in sein Gedächtniß aufgenommen haben, was die Aeußerlichkeiten seiner Lebensstellung betrifft, und in der That hatte Philipp auch ein lebhaftes Bild in seinem Innern von dem glänzenden und reichen Hause, in dem er aufgewachsen, von dem ernsten und würdigen Vater, von der schönen, liebevollen und sanften Mutter. Er besann sich öfters ein prachtvolles Wappen betrachtet zu haben, von dem man ihm gesagt, daß es das seines Geschlechts sei; allein den Namen der Inhaber dieses Wappens wußte er nicht. Man hatte seinen Vater immer den Grafen genannt, anders hatte der Knabe nie von

ihm ſprechen hören. Noch viel weniger ſtand ihm der Name der Stadt zu Gebote, in welcher er gelebt. Eines Umſtandes wußte er ſich nur zu beſinnen, der auf das Aeußere dieſer Stadt Bezug hatte; ſie beſaß einen ſehr hohen und merkwürdig gebauten Thurm. Seine Wärterin hatte ihn oft bei den Spaziergängen auf dieſes Bauwerk aufmerkſam gemacht, und er hatte ſich deſſen Form gemerkt. Auch hatte dieſe Stadt einen ſchönen, mit Bäumen bepflanzten großen freien Platz aufzuweiſen; denn dorthin war er oft geführt worden, um mit Knaben ſeines Alters zu ſpielen. Allein dieſe dürftigen Merkmale, konnten ſie wol irgendwie zu ſichern Führern dienen? Wie niederſchmetternd waren dieſe Betrachtungen für unſern jungen Weltbürger! Er, der ſich vorgenommen hatte, eine raſche That glänzender Rache auszuführen, er ſah ſich ſo völlig als Fremdling in der Welt, die er betrat, daß ihm ſelbſt die allereinfachſten Mittel fehlten, ſeine Zwecke auszuführen.

Seine Hoffnung war nunmehr auf die Stadt geſtellt, wohin ſeine ihm eingehändigten Papiere

wieſen. Es war möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß man ihm dort über ſeinen Namen und ſeine Heimat nähere Auskunft geben würde; obgleich dagegen die Drohung des Unbekannten ſprach, der ihm die Weiſung gegeben, ſich nicht um ſeinen Vater zu kümmern, der ihn nicht anerkennen werde. Dieſe letztere düſtere Prophezeiung brachte Philipp's Blut ganz beſonders in Wallung; er wußte ſich nicht zu erklären, wie ein Vater, den er nie beleidigt, deſſen Züge erhaben und edel in ſeiner Erinnerung ſchwebten, dahin kommen könne, ſeinen einzigen Sohn zu verleugnen, den Heimkehrenden von der Schwelle zu weiſen. Der Gedanke betäubte und verwirrte ihn. Hier war ein Räthſel verborgen, deſſen Löſung ihn ganz beſonders in Anſpruch nahm und weshalb ihn beſonders das Verlangen peinigte, ſeine Heimat ſobald als irgend möglich aufzufinden.

Die Ortsbehörde, an die er gewieſen war, gab keine Auskunft. Man nahm ihm ſeine Beglaubigungspapiere ab, und er erhielt dagegen ein offenes Schreiben an einen Kaufmann in einer See- und Handelsſtadt, der, im Fall ſich Philipp

dorthin wenden und in Dienste auf einem Schiffe treten wolle, ihm Anstellung und einige Unterstützung gewähren könne.

Der Jüngling war zweifelhaft, was er thun sollte. Unternahm er die weite Reise bis in jene Stadt, so entfernte er sich — dies war ihm gewiß — von dem Orte der ihm vorgezeichneten Thätigkeit, der landeinwärts liegen mußte. Ueberdies war ihm auch nur in dem Falle die Beihülfe des Handelsherrn zugesagt, daß er sich entschlösse, zu Wasser Dienste zu nehmen. Ohne Zweifel hatten seine Entführer ihn hierdurch vielleicht auf immer aus dem Lande und aus der Nähe seiner Heimat entfernen wollen. Schon dieses Verdachts wegen stand Philipp an, den ihm vorgezeichneten Weg zu verfolgen. Aber welchen sollte er statt dessen einschlagen? Wohin sich wenden? Eine drückende, beklemmende Traurigkeit fiel auf sein Herz.

Du hast ja dein eignes Schicksal sein wollen! rief er — jetzt sei es!

Diese Worte, die gleichsam herausfodernd laut und keck hingeworfen wurden, vernahm ein

Mann, der von Philipp unbeachtet zur Seite des Weges auf einem Steine saß. Er erhob das gebückte Haupt und starrte den Knaben mit einem geistlosen und fast blödsinnigen Auge an. Nach einer Weile belebte sich dieses Auge, das unter weißen, buschigen Wimpern hervorsah, und es trat ein eigenthümlicher Ausdruck von Entrüstung und zugleich Mitleiden in die Züge des Mannes. Er erhob sich langsam und nahm seine Schritte auf Philipp zu, der ihn ruhig erwartete, in der Aussicht, von ihm um ein Almosen angesprochen zu werden.

Wer sind Sie, mein junger Herr, hob jener an, der Sie so vermessen sprechen? Nicht wir, sondern Gott ordnet unser Schicksal.

Philipp warf einen Blick auf die in Lumpen gehüllte Gestalt und reichte ihm dann das kleine Stück Geld hin, das er für ihn bereit hielt.

Nein, nein! Ich will nicht Ihr Geld, ich will wissen, wer Sie sind.

Wozu kann das dienen?

Gott kann fügen, daß ich Ihnen in irgend einem Dinge behülflich bin.

Mein Herr, ſagte Philipp auffahrend, wenn Sie Worte belauſcht haben, die nicht an Sie gerichtet ſind, ſo erfahren Sie denn auch, daß ich keiner fremden Hülfe bedarf und daß man mich ungehindert gehen laſſen ſoll, ſowie ich Jeden ungehindert gehen laſſe.

Auf dieſe ſtolze Rede des Knaben zog ſich der Mann ein paar Schritte zurück, beobachtete jedoch ſtets mit demſelben Blicke von Theilnahme und Erſtaunen die jugendliche Geſtalt. Dies machte auf unſern Abenteurer einen unangenehmen Eindruck; er beeilte ſich, aus dem Bereich der unbehaglichen Nähe zu kommen, und fragte nur kurzweg, wie weit es nach der nächſten Stadt ſei. Der Mann nannte ihm unterwegs eine Herberge, in welcher er billiges Unterkommen finden werde.

Es dunkelte bereits und Philipp ſchritt ruhig weiter. Es war ihm unmöglich, aus ſeinem Sinn den Anblick des Mannes hinwegzuſcheuchen, immer ſtand er vor ihm. Weder alt, noch jung ſchien er zu ſein, und dennoch zu gleicher Zeit Beides. Das Haar war weiß, aber die Züge

waren, obgleich fein und bleich, doch ohne Furchen, und die Formen rund. Es war Philipp nicht entgangen, daß der Mann eine geſchonte, weiße, ſelbſt zarte Hand hatte, auch war die Stimme und die Art ſich auszudrücken nicht die eines Bettlers, der er auf den erſten Anblick zu ſein ſchien. Der Mond ging auf, und unſer Wanderer ſchritt durch ein anmuthiges Wäldchen. Ueber ſeinen Pfad kräuſelte ſich das ſilberne Licht in den mannichfachſten Geſtalten und kletterte an den ſchlanken Baumſtämmen hinan, gleichſam als eilte es, hinauf und wieder in den Himmel zu kommen, von wo es herabgefallen. Philipp ſtimmte eines der einfachen Schifferlieder an, die er am Strande ſingen gelernt, und es that ihm weh, das liebe und bekannte Meer nicht mehr an ſein Ohr brauſen zu hören. Er gedachte Hendrick's und es fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß dieſer jetzt einſam um ihn traure und den einzigen Gefährten in der traurigen Oede zurückwünſche.

Als das Wäldchen endete, lag im Mondenglanze ein recht hübſches Dorf in einer Thalenge vor den Blicken des Reiſenden, der ſich alſobald

in deſſen Straßen befand. In den meiſten Wohnungen war noch Licht und einige Leute ſaßen noch vor ihren Hausthüren. Es war dies der bezeichnete Ort und die Herberge war bald gefunden. Sie lag ein Stück Weges außerhalb des Dorfes und beſtand in einem alten Mauerwerk, das früher zu andern Zwecken gedient haben mochte, denn es hatte Thüren und Fenſter wie ein Schloß; auch fehlten Erker und Vorbaue nicht, alles ſtand aber wüſte und leer. Nur die untere, große Halle war bewohnt, und hier an einem Feuer ſaß eine Anzahl Reiſender der untern Claſſen beiſammen, und Lärm und Gelächter erſchallte. Philipp nahm Platz auf dem letzten leergebliebenen Eckchen der Bank und legte ermüdet ſein Felleiſen zu ſeinen Füßen.

Die Geſellſchaft blieb nicht lange beiſammen. Als Philipp nach ſeinem Zimmer verlangte, ſagte man ihm, daß er ſich darein fügen müſſe, mit noch einem Gaſt die Nacht zuſammen zuzubringen, es fehle an Raum. Dies war ihm nicht genehm, und er dachte daran, weiter zu wandern; allein die Müdigkeit trieb ihn, den Vor-

ſchlag dennoch anzunehmen. Ohne auf ſeinen Gefährten zu achten, der ſchon im Schlummer lag, löſchte er, in der Kammer angelangt, das Licht, brachte ſein Gepäck in Sicherheit und fiel alsbald in Schlaf. Es mochte über Mitternacht ſein, als er von den lauten Tönen eines Geſangs erwachte. Er fuhr empor und erblickte im Strahl des Mondlichts ſeinen Mitſchläfer, wie dieſer ſich auf ſeinem Lager aufgerichtet hatte und mit zum Gebet emporgehobenen Händen ein geiſtliches Lied ſang. Des Mannes Antlitz war dem Lichte ausgeſetzt, und Philipp erkannte in ihm ſogleich jenen Wanderer am Wege. Eine Zeit lang richtete er ſeine Blicke ſcharf und beobachtend auf jenen, und verurſachte nicht das kleinſte Geräuſch, um ihn in ſeiner Andacht nicht zu ſtören. Der Mann betete und ſang noch lange. Endlich ſchwieg er.

Haſt du mich gehört, Knabe? fragte er, ſich zu Philipp hinüberbeugend. Dies iſt die Art und Weiſe, wie die Creatur zu ihrem Schöpfer ſpricht.

Ihr ſeid mir wol nachgegangen? fragte Philipp barſch. Was wollt Ihr von mir?

Der Herr ſendet mich zu dir! entgegnete jener mit gleißneriſcher Freundlichkeit, um deine Seele zu retten. Ich bin der Troſt und Rathgeber der Jugend, ich bin der Schulmeiſter aus dem nahen Fabrikorte. Willſt du dein Glück machen, ſo komme mit mir. Die Väter unſerer Anſtalt werden für dich ſorgen, als wenn du ihr leiblich Kind wäreſt.

Wo liegt dieſe Fabrikſtadt? fragte Philipp.

Nur wenige Meilen tiefer ins Land hinein. Gott hat ſie mit herrlichen Kirchen geſegnet und es wohnen vornehme Herren in ihr, die den Armen wohlthun hundertfältig.

Ich werde mit dir gehen, ſagte Philipp, den eine dunkle Vorſtellung, jene Stadt könne die von ihm geſuchte ſein, raſch zu dieſem Entſchluſſe trieb. Die Anordnungen zur Fortſetzung der Wanderſchaft wurden eilig getroffen. Ehe beide jedoch die Herberge verließen, bemerkte Philipp, daß ſein Gefährte in dem alten wüſten Gebäude Treppen erſtieg und Gänge durcheilte, als wäre er hier zu Hauſe. Der Wirth folgte ihm, und noch ein paar der Gäſte, die vom geſtrigen Abend zu-

rückgeblieben waren, während alle andern Reisenden sich bereits nach verschiedenen Richtungen hin zerstreut hatten. Als Philipp, seinen Gefährten erwartend, auf der Bank vor der Thüre der Herberge saß, zeigte sich eine kleine verwachsene Gestalt, eine häßliche alte Magd, die ihm Zeichen gab und sich ihm vorsichtig näherte. Geht nicht mit dem Mann — flüsterte sie ihm zu — geht nicht! Ich sage es Euch, und ich meine es gut! Sie verschwand wieder, und in diesem Augenblick hörte man auch schon den schweren Tritt des Wirthes, der mit seinen Begleitern die Treppe herabkam. Philipp wußte nicht, was er aus dieser Warnung machen sollte; sie tönte an seinem Ohr vorüber, es verlangte ihn zu sehr in jene Stadt zu kommen, die er, je länger er sich mit den Bildern seiner Phantasie beschäftigte, immer gewisser für den Ort seiner Geburt und den Schauplatz seiner frühesten Schicksale zu erkennen glaubte. Schon sah er sich in den Armen seines Vaters, schon begrüßte er um sich her alle die treu ergebenen Diener, und in ihrer Mitte erblickte er sich als ihren Herrn, geehrt und in Ansehen.

Er hatte die Unvorſichtigkeit, von dieſen Hoffnungen zu Nicodemus zu ſprechen; dies war der Name ſeines Begleiters. Mit heuchleriſcher Theilnahme hörte ihn dieſer an. Du biſt alſo ein geraubtes Kind, mein Sohn — bemerkte er — und ſucheſt deinen Vater! Um ſo mehr iſt's Noth, daß du den Himmel um Hülfe anfleheſt und die Beiwirkung frommer Männer nachſucheſt. Nun dieſe wirſt du bald finden und freundlich in ihrer Mitte aufgenommen werden.

Die Stadt wurde am dritten Tage erreicht; nach Philipp's ungefährer Beurtheilung mußte ſie ziemlich weit vom Meere entfernt liegen, auch war ſie groß und bedeutend genug, um dem Bilde zu gleichen, das er von ſeiner Vaterſtadt in ſich trug. Er wollte ſich jetzt ſogleich von ſeinem Begleiter los machen, um auf Entdeckungen auszugehen; dieſer ſtellte ihm aber vor, daß er beſſer thue, dazu den frühen Morgen des nächſten Tages zu benutzen, wo er ihn dann begleiten wolle. Zuvörderſt werde es gut ſein, in das Schulhaus zu gehen und ſich dem Vorſteher deſſelben vorzuſtellen.

Philipp folgte. Er hatte sich entschlossen — da seine Existenzmittel nicht lange mehr vorhalten würden — Arbeit zu suchen, und hier zeigte sich ihm eine, die so ziemlich seinen Neigungen entsprach. Nicodemus hatte ihm gesagt, daß die Lehranstalt, in die er ihn führe, keine Schule nach gewöhnlichem Begriffe sei, daß vielmehr daselbst junge Leute in allerlei körperlichen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten unterrichtet würden. Da Philipp ein Boot zu führen wisse, auch ein kühner Schwimmer sei, so solle er in diesen Künsten Unterricht ertheilen. Die Stadt lag an einem großen, schiffbaren Strome. Es war bereits Nacht, als die Beiden in dem „Schulhause" anlangten. Eine kleine eisenbeschlagene Pforte, die dicht am Flusse lag und auf einem kaum bemerkbaren Pfade, der sich am Wasser hinzog, erreicht wurde, öffnete sich erst nach öfters wiederholtem Klopfen und nachdem Nicodemus ein besonderes Zeichen gegeben. Ein Schließer mit einem gewichtigen Schlüsselbunde erschien, der hinter den Eintretenden wieder abschloß. Ein weiter kellerartiger Gang wölbte sich über ihnen und ließ

ihre Schritte dumpf widerhallen; eine niedrige Halle im Erdgeschoß nahm sie auf, wo ein Feuer brannte und auf einem Tische am Fenster Lebensmittel und ein paar Flaschen Wein standen.

Nicodemus verrichtete auch hier sein Gebet, ehe er am Tische Platz nahm und seinen jungen Gefährten auffoderte, mit ihm das Mahl zu theilen.

Das Haus sieht ja wie ein Gefängniß aus! bemerkte Philipp.

Es war vor Zeiten ein solches, entgegnete Nicodemus. Jetzt ist's ein lieblicher Aufenthalt, eine Art Paradiesgärtlein, wo fromme Kinder Gottes einträchtiglich beisammen wohnen.

Der Schließer trat wieder ein und meldete, daß Fürst Obimelech bereits sich zu Bette gelegt, und daß demnach der neue Ankömmling erst morgen ihm vorgestellt werden könne. Wir haben gestern einen lustigen Tag gehabt, fuhr der Mann fort. Eine milde Stiftung fiel uns zu. Der Erblasser befand sich auf dem Wege zwischen dem großen Steinbruch und der schwarzen Mühle. Unsere Advokaten nahmen an Ort und Stelle

das Teſtament auf und ſchon geſtern wurden die milden Legate vertheilt.

Und ich! — wo war ich? rief Nicodemus. — Wer hat für die Seele des gottſeligen Teſtators gebetet? Und wo iſt mein Antheil?

Der Schließer lachte, ergriff die halbgeleerte Flaſche, die auf dem Tiſche ſtand, und leerte ſie, ohne auf die Demonſtrationen von Seiten ihres Beſitzers zu achten. Dieſer ſtand auf, entfernte ſich murrend und überließ es Philipp, für ſeine Nachtruhe zu ſorgen. Eine Bank ſtand an der Wand, dem Kamine gegenüber, auf dieſe legte ſich der Ermüdete. Er hörte in ſeinem feſten Schlafe nicht mehr das Oeffnen der Thüre, die der Schließer ſorgfältig wieder ſchloß, nachdem er ſich von dem Daſein des neuen Gaſtes überzeugt hatte.

Am frühen Morgen erſchien Nicodemus wieder, um den neuen „Schüler" in das Zimmer des „Herrn" zu führen, oder zu dem Fürſten Obimelech, wie er ſpottweiſe genannt wurde. Ein großer, breitſchultriger Mann mit krauſem, ſchwarzem Haar und einem das halbe Geſicht einſchlie-

ßenden Bart ſaß in einem Armſtuhl am Fenſter und hatte einiges ſilberne Geräthe vor ſich ſtehen, das er mit Wohlgefallen zu betrachten ſchien. Neben ihm ſaß ein Herr, der gepudert und friſirt war und ein gelangweiltes und krankes Anſehen hatte. Beide richteten ihre Blicke mit Neugier auf den Eintretenden. Der Schwarzköpfige nahm das Wort und that in einem gebrochenen Deutſch einige Fragen, die Philipp im Weſentlichen ſo beantwortete, daß ſeine Ausſagen mit den dem Nicodemus gegebenen Berichten übereinſtimmten. Der Fragende ſchien ſehr befriedigt, noch mehr war es ſein Nachbar, der über einige leichte Schulkenntniſſe ein Examen anſtellte und höchlich überraſcht war über die geſchwinden und richtigen Antworten, die der Gefragte ihm entgegengab. Beide Herren bewillkommneten den Neuling mit großer Herablaſſung und Güte; es wurde ihm jetzt gezeigt, in welcher Claſſe er Unterricht geben ſollte, und zugleich zahlte man ihm im voraus eine Summe aus, die einen Theil ſeines nicht unbeträchtlichen Honorars ausmachte. Philipp ſtellte ſeinerſeits die einzige Bedingung, daß er

augenblicklich aus allen ſeinen Verpflichtungen austreten könne, wenn er ſeinen Vater gefunden haben würde.

So unbekannt mit den Dingen in der Welt war unſer junger Mann, daß keine Spur eines Argwohns in ihm aufſtieg, daß nicht alles wirklich ſo ſei, wie ihm geſagt wurde. Hendrick, der ihm die Anfangslehren einer düſtern Philoſophie beigebracht hatte, der in die Seele des Knaben einen unbeſtimmten Haß auf Welt und Menſchen gepflanzt, hatte ihn unbelehrt gelaſſen über die Verhältniſſe des wirklichen Lebens und über die Anzeichen einer wirklichen Gefahr. Philipp war ſechzehn Jahre alt; ein Knabe dieſes Alters, der in der Umgebung von ſeines Gleichen aufwächſt, hat den Begriff einer Schule zu deutlich im Sinn, als daß er ſich hätte täuſchen laſſen über den Ort, den wir ſo eben geſchildert, und der ſo wenig Aehnlichkeit mit Dem hatte, was er vorſtellen ſollte. Philipp war zufrieden, ein Unterkommen gefunden zu haben und dabei Zeit zu gewinnen, ſeinen Vater zu ſuchen. Nicodemus hielt auch Wort, und beide durchwanderten die Stadt nach

allen Richtungen, ohne zu finden, was ſie ſuchten. Es gab allerdings, wie Nicodemus richtig bemerkt, eine große Anzahl Kirchthürme, allein der, deſſen beſondere Form ſich dem unglücklichen Kinde ins Gedächtniß geprägt, war nicht darunter; auch fand ſich unter den vielen öffentlichen Plätzen keiner, der dem ähnlich ſah, auf dem er einſt mit den Nachbarkindern die frohen und ausgelaſſenen Spiele vollführt. Niedergeſchlagen, allein der Hoffnung nicht beraubt, kehrte er in ſein neues Aſyl zurück. Immer mehr lernte er deſſen eigentliche Beſchaffenheit kennen, obgleich er von vielen Dingen, die er ſah, keine genügende Vorſtellung ſich machen konnte. Am auffälligſten war es ihm, daß ſeine Schüler, die er in den Anfangsgründen im Leſen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten hatte, ſämmtlich noch einmal ſo alt waren wie er; es fanden ſich ſogar Einige darunter, die ihrem Körperbau und dem bärtigen Geſichte nach das dreißigſte Jahr ſchon überſchritten haben mochten. Dieſe Athleten ſaßen um ihn her und buchſtabirten ihre Aufgaben mit mehr oder minderem Fleiß. Dieſelben wurden,

wenn ſie ſich auf dem Schießplatz und der Turnſtätte befanden, wiederum die Lehrer ihres Lehrers, und Philipp hatte Gelegenheit, die ans Tollkühne ſtreifende Geſchicklichkeit und Bravour dieſer wilden Burſche zu bewundern, die ſich in der Schulſtube wenig in ihrem Element, dagegen hier in der wahren Sphäre ihrer Thätigkeit zu befinden ſchienen. Oft verſchwand die ganze Claſſe und blieb Nächte und Tage aus, ohne daß Philipp erfuhr, wo ſie geblieben. Sie kamen wieder und hatten Schmarren im Geſicht und verbundene Köpfe. Es hieß dann, daß ſie kleine Ferienreiſen unternommen hätten. Die Uebungen zu Waſſer waren auch eigenthümlicher Art. Das alterthümliche Haus, in welchem die „Anſtalt" ſich befand, war mit Kanälen verſehen, die unterirdiſche Waſſerleitungen bildeten. Dieſes unheimliche ſchwarze Gewäſſer wurde Nachts befahren, und es galt, geſchickt unter den zahlloſen Brücken und Gewölben mit dem Kahn hinzugleiten, ſo geräuſchlos wie möglich. Die Ausgänge dieſer Kanäle waren mit Schilf und Moder bedeckt; auf dieſem Terrain wurden ebenfalls Uebungen angeſtellt,

und es galt, den Moorgrund zu durchwaten und zwiſchen dem Schilf ebenfalls geräuſchlos empor-zuſteigen. Alles dies geſchah auf Befehl und manchesmal unter Aufſicht des Fürſten Obimelech, der eine unglaubliche Macht über ſeine Umgebung hatte und ihr unumſchränkter Beherrſcher ſchien. Der Magiſter, ſo wurde der gepuderte und friſirte Herr genannt, erſchien nur ſelten und nur dann, wenn die Claſſe ihre öffentlichen Prüfungen hatte, das heißt, wenn irgend eine obrigkeitliche Perſon oder ein Polizeiofficiant ſich veranlaßt fand, den Fuß in die Schule zu ſetzen. Man wußte es einzurichten, daß dies ſo ſelten wie möglich geſchah, und daß man hiervon lange vorher unterrichtet war. Bei ſolchen Gelegenheiten ſpielte der Heuchler Nicodemus eine Hauptrolle.

Sechstes Kapitel.

Ein halbes Jahr mochte vergangen ſein, als ein Vorfall ſich ereignete, der unſerm Helden die Augen öffnete über den eigentlichen Zweck ſeiner Aufnahme in die Schule, und über die wahre Beſchaffenheit dieſer ehrwürdigen Anſtalt ſelbſt. Philipp beſaß die Gunſt Obimelech's, und dies war genügend, ihm den Neid ſeiner Kameraden, die bald ſeine Schüler, bald ſeine Lehrer waren, zuzuziehen. Sie ſpielten ihm Streiche und verwickelten ihn in Händel; er verſtand es, ſich in Anſehen zu ſetzen, indem er ſich weder hänſeln ließ, noch eine Unterdrückung duldete. Es gab Tage, wo er faſt zum Krüppel geſchlagen wurde,

doch er unterlag nicht; er kämpfte allein, ohne Verbündeten, doch nie kam es ihm in den Sinn, ſich hinter die Autorität des Herrn zu ſtellen. Er klagte Niemanden an, und wenn ein Fall ſich ereignete, wo ſeine Anzeige den ſchweren Zorn Obimelech's auf das Haupt der Schuldigen würde hingeleitet haben, ſo ſchwieg er hartnäckig. Bald ſtand er in dem Rufe, daß man ihn nicht „untertauchen" könne, und der Wildeſte der ganzen Bande wurde ſein Freund. Er hieß Guntram und war der misrathene Sohn eines Förſters, der ſeinem Elternhauſe entlaufen war. Eines Tages, als beide Jünglinge ſich ohne Zeugen befanden, begann Guntram: Philipp — willſt du mir dazu verhelfen, ein ehrlicher Menſch zu werden? — Erſtaunt betrachtete der Gefragte den Fragenden. Ich denke, das biſt du ſchon — entgegnete der Unbefangene. Du meinſt, hob jener an, weil ich noch kein Menſchenleben auf dem Gewiſſen habe? Doch ſprich — iſt denn der Raub kein Verbrechen, und iſt, mit des Vaters Fluche beladen ſein, eine ſehr angenehme und wünſchenswerthe Sache?

Guntram, ich verſtehe dich nicht

So ſcheint es. So laß mich zu dir offen ſprechen. Du haſt bewieſen, daß du mit uns Jungen fertig zu werden verſtehſt, und das will viel ſagen. Ohne Zweifel werden ſie dich zu einem tüchtigen Burſchen ausbilden, vor deſſen Blick allein man mehr Reſpekt haben wird, als vor dem Meſſer manches Andern. Du haſt in deinem Weſen Etwas, was dich dazu ſtempeln wird, daß du die Menſchen künftig beherrſcheſt. Das ſag' ich dir — Philipp, und glaube mir — ich verſtehe mich etwas auf die Geſichter. Aber was hilft das Alles? Bedenke das Ende — mein Junge! Es ſind faule Dinge um Gitter und Ketten, und dieſe ſpielen doch einmal in unſerm Daſein eine Rolle; bei Dieſem früher, bei Jenem ſpäter. Höre mich. Als ich hierher kam, merkte ich ſogleich, wo es hinaus wollte; aber mir war es recht. Das ordentliche Leben, dem hatte ich Abſchied gegeben. Jetzt aber iſt es anders. Mir ſind Gedanken in den Hirnſchädel geſtiegen, die zu dem Braus und Saus nicht paſſen wollen. Ich habe ein Mädel kennen gelernt, ein honettes

Mädel anständiger Eltern. Merkst du was? Mit der will ich entlaufen und — ein ehrlicher Mensch werden. Natürlich weit weg von hier. Sie würden mir wie einem Hühnchen den Hals umdrehen, wenn sie mich fänden. Willst du mir nun zur Flucht behülflich sein, Freund?

Alles, was du mir da sagst, Guntram, ist mir so neu, daß ich durchaus nicht weiß, wie ich deine Worte verstehen soll. Fürs Erste antworte mir, wozu willst du entlaufen? Melde dich bei Obimelech und setze ihm deine Gründe auseinander, er wird nicht anstehen, dich zu entlassen. Uebrigens bist du einer meiner bessern Schüler, und ich will dir bei ihm das Wort reden.

Du hast mich noch immer nicht verstanden. Nun so höre weiter. Der Ort, wo wir uns befinden, ist eine anständige Räuberhöhle; ich sage anständig, weil hier Alles, was wir gegen menschliche und göttliche Gesetze unternehmen, so heimlich geschieht, daß es kaum möglich ist, unserm Treiben auf die Spur zu kommen. Daß wir hier Unterricht erhalten im Lesen, Schreiben und in körperlichen Uebungen, kann Keinem auffallen;

was wir nebenbei treiben, davon erfährt in der Stadt Niemand etwas, außer den wenigen verſchwiegenen Leute, mit denen wir es zu thun haben. Ein Theil von uns zieht aus auf Plünderung, und wir ſind in Verbindung mit einigen Raubbanden, die, ſeitdem der Krieg beendet iſt, im Lande umherziehen und ſich bald in die Nähe dieſer, bald jener großen Stadt niederlaſſen. Dieſen flüchtigen Geſellen iſt es lieb, hier und da feſte Plätze zu haben, wohin ſie mancherlei Gut und Werthvolles ſchaffen können. Wir bieten ihnen einen ſolchen ſichern Ablagerungsort. Alsdann beſchäftigt ſich ein Theil von uns, die Communication zu Waſſer zu unterhalten, und wir ſind deshalb mit mehr als einer Schmugglerbande in Verbindung, die an der Küſte ihr Weſen treibt. Anſehnliche Handlungshäuſer hier am Ort beuten unſern Arm und unſere Geſchicklichkeit aus. Alles das ginge nicht, wenn wir nicht nach außen hin ein ſo harmloſes und unſchuldiges Aushängeſchild hätten. Der fromme Nicodemus ſorgt dafür, daß wir hier und da Rekruten bekommen; meiſtentheils fängt er ſeine Neulinge durch fromme

Sprüche und heuchleriſches Augenverdrehen, in welchem er Meiſter iſt, denn er iſt früher Pfarrer geweſen; dann aber hat er aus Urſachen, die er ſelbſt nur kennt, die Kanzel lange Zeit mit der Armenſünderbank im Zuchthaus vertauſcht, dann kam er zu uns. Nach allem Dem, was du eben gehört haſt, ſiehſt du hoffentlich ein, daß es keine kleine Sache iſt, von hier wieder fortzukommen, wenn man einmal hierher gehört. Bei dem geringſten Verſuch, zu deſertiren, weiß ich, daß man mir eine Kugel durch den Kopf ſchießen würde. Dies iſt ebenſo gewiß, als es gewiß iſt, daß ich eben mit dir ſpreche. Wir ſind bewacht, und unſere Wächter ſchlummern nie.

Es iſt ſchwer zu beſchreiben, welchen Eindruck dieſe Mittheilungen auf Philipp's argloſes Gemüth machten. Er fand ſich zum erſtenmal in ſeinem Vertrauen getäuſcht, und zum erſtenmal entdeckte er das wirklich Böſe in dieſer Welt, da er bis jetzt nur mit dem Geträumten ſich beſchäftigt hatte. Sein Genoſſe Guntram erſchien ihm dabei in einem ungünſtigen Lichte, und die erſten Worte, die er nach Bekämpfung ſeiner heftigen

Ueberraſchung ausſtieß, waren der Vorwurf: Wie, und du haſt bis jetzt in Gemeinſchaft mit dieſen Verbrechern gelebt und wußteſt, wer ſie waren? — Guntram erwiderte kalt: Freilich; ſowie du in ihrer Gemeinſchaft leben wirſt, obgleich du jetzt weißt, wer ſie ſind.

Nimmermehr! rief Philipp. Wer will mich zwingen? Höll' und Tod über dieſe ſchändliche Bande!

Still! flüſterte Guntram. So gelangen wir nicht zum Ziele. Laß uns einen Bund ſtiften und heimlich handeln. Wollen wir Brüder ſein im Leben und Tod.

Philipp gab ihm die Hand, nicht ohne ein Gefühl der Verachtung, die ihm der Genoſſe einflößte. Aber ſein ſchnell faſſender Sinn begriff ſogleich, daß ihm hier ein Mittel geboten wurde, aus der ſchmählichen Gefangenſchaft, in welcher er ſich befand, zu entkommen. Jeder Tag, ja jede Stunde, die er länger in dieſen Mauern verweilte, erſchien ihm als ein Verbrechen. Zuvörderſt wollte er den Weg der Güte verſuchen; es kam ihm auch der Zweifel, ob Guntram wahr

geredet; demnach ſchickte er ſich an, mit Obimelech zu ſprechen, von ihm die Entlaſſung zu verlangen. Ohne Guntram ein Wort von dieſem Entſchluß mitzutheilen, verſchaffte er ſich Zutritt zu dem Gefürchteten. Er fand ihn bei nicht ganz guter Laune. Nachdem Philipp ſein Verlangen vorgetragen, erwiderte jener finſter: So haſt du alſo deinen Vater gefunden, und er iſt entſchloſſen, dich zu ſich zu nehmen? Philipp mußte dieſe Frage verneinen. Alsdann bleibſt du! Ich kann deine Dienſte nicht entbehren, und nur unter der Bedingung würde ich dich haben ziehen laſſen, daß ich über dein ferneres Schickſal ruhig ſein könnte! Dieſe Worte klangen gütig, allein ſie wurden mit einem Ausdruck geſprochen, der ihre eigentliche Bedeutung ahnen ließ. Philipp wurde jetzt leidenſchaftlich und verlangte augenblickliche Freilaſſung; ſtatt aller Antwort wurde er in Ketten geſchloſſen und in einen Kerker geworfen. Hier ließ man ihn mehre Wochen ſchmachten. Täglich erſchien Nicodemus und ſuchte ihn durch fromme Betrachtungen zu dem Willen ſeiner Gebieter zu beugen, nebenbei ihn auszufor-

ſchen. Beides gelang ihm nicht. Philipp lernte zu ſchweigen und ſich zu verſtellen. Er empfing von Guntram Zuſchriften, in denen dieſer ſich über die Unklugheit jenes Schrittes zu gütlicher Ausgleichung beklagte, zu gleicher Zeit ſich über die Mittel und die Vorbereitungen zur Flucht ausſprach. Doch Philipp war mistrauiſch geworden, er traute auch Guntram nicht; er wollte ohne alle Genoſſen, allein ſeine Flucht bewerkſtelligen. Doch dies war eine Sache der Unmöglichkeit. Guntram beſchwor ihn, jeden ſelbſtändigen Verſuch aufzugeben; endlich entſchloß ſich Philipp, dem Genoſſen zu trauen. Dieſer führte das Unternehmen in einer finſtern Winternacht glücklich aus. Der unterirdiſche Kanal war theilweiſe bereits mit Eis bedeckt, dennoch durchſchwammen ihn die kecken Jünglinge, und nachdem ſie mehr als einmal der Gefahr der Entdeckung getrotzt, gelangten ſie ins Freie.

Tiefer Schnee lag auf den Fluren, die Nacht war finſter und dichte Flocken fielen. Alle dieſe Umſtände waren den Flüchtlingen günſtig. Sie wandten ſich von der Stadt ab, nach einem wal-

digen Plätzchen, das in einem weiten Umkreiſe von einem Moorgrunde umſchloſſen wurde, der nur auf ſchmalen Pfaden von dem der Gegend Kundigen zu betreten war. Hier ſtand ein einzelnes verlaſſenes Gebäude, deſſen Mauern in das Moor verſunken und das ſchon längſt von ſeinen Bewohnern verlaſſen war. Hierher gelangten Philipp und Guntram. Sie hatten ihre Gewehre mitgenommen und einen kleinen Vorrath von Munition. Dieſe Dinge waren einen Tag vorher von Guntram an einem gewiſſen Ort, an welchem ſie vorbeimußten, verborgen worden. Sie kamen ihnen trefflich zu ſtatten. Kaum war der Tag angebrochen, als man ihre Flucht entdeckte und die Verwegenſten der Bande ausſendete, ſie zu ſuchen. Es mochten zwanzig an der Zahl ſein; ein Zufall führte ſie auf die richtige Spur. Die Unglücklichen konnten ſich durch das Moor nicht retten, ſie wurden umzingelt und ihnen jeder Ausweg abgeſchnitten. Guntram wollte ſich ergeben, doch Philipp foderte ihn zu dem Entſchluſſe auf, ſich auf Tod und Leben zu vertheidigen. Sogleich wurde das einſame, thurm-

artige Haus in eine Festung verwandelt und heldenmüthig von den Belagerten vertheidigt. Schuß um Schuß fiel und Philipp streckte ein paar seiner frühern Schüler nieder, er selbst empfing eine leichte Verwundung. Die Festung hielt sich. Aber sie hätte sich nicht lange mehr halten können. Die letzte Ladung hielt Philipp für sich selbst bereit, denn er wollte nicht lebend in die Hände der Verbrecher fallen. Ein Bote kam in eiligem Laufe aus der Stadt und meldete, daß das Schulhaus von einer Anzahl Gensdarmerie besetzt, und Gefahr für Alle vorhanden sei. Alsobald ließen die Belagerer ab und eilten von dannen, ihren Kameraden zu Hülfe.

Jetzt athmeten unsere zwei Gefangenen auf; sie waren frei, aber sie getraueten sich nicht, auf der Stelle das Haus zu verlassen, dessen Eingänge sie so trefflich verbarricadirt hatten. Da alles ruhig blieb, verließen sie nach Verlauf von sechs Stunden ihr Asyl. Unglücklicherweise war gerade dies der Zeitpunkt, wo die mit Bekämpfung und Gefangennehmung der Bande in der Stadt beauftragte Mannschaft eine Abtheilung

nach der Gegend des Moorgrundes abſendete. Bei dem Trupp Soldaten befanden ſich einige Gefangene und unter dieſen der verhaßte Nicodemus. Kaum wurde dieſer der beiden Flüchtlinge anſichtig, als er laut ihre Namen rief und ſie dadurch dem Anführer denuncirte. Man legte ſie in Banden und führte ſie mit ſich fort. Nicodemus drängte ſich an Philipp und rief: Siehſt du nun wol, mein Sohn, wie ich Recht hatte, da ich dir zurief, als wir uns zum erſtenmale ſahen: „Nicht wir, ſondern die göttliche Gnade lenkt unſere Schickſale!“ Du haſt zum Dank für die Wohlthaten, die du bei uns empfangen, uns böslich verlaſſen wollen, aber der allgütige Gott will nicht, daß unſere Wege ſich ſcheiden. Wir bleiben beiſammen, mein Söhnchen. — Philipp ſchauderte, als er dieſe Worte vernahm, er erwiderte nichts. — Man führte die Gefangenen vor den Commandanten der Stadt. Dieſer war ein verdienter Soldat und hatte ſich in den letzten Schlachten des jetzt beendeten Kriegs ehrenvolle Wunden geholt, die ihm die Auszeichnung erwarben, die Stelle einzunehmen, die er jetzt inne-

hatte. Es war ihm gelungen, die schon oft gestörte Sicherheit der Stadt insoweit wieder herzustellen, daß die große Anzahl der Raubfälle sich auffällig verminderte. Er spürte die geheimen Stätten der Verbrecher auf und machte zugleich den Umtrieben der Landstreicher, die die Gegend überschwemmten, ein Ende. Mit den Sicherheitsbehörden im Bunde scheute er keine Anstrengung, selbst die versteckteſten Schlupfwinkel aufzufinden. So hatte er sich denn auch des „Schulhauses" bemächtigt.

Philipp's Aeußere fiel dem greisen Krieger auf; er erkundigte sich nach den nähern Umständen seiner Gefangennehmung und erfuhr die tapfere That des fast noch knabenhaften Jünglings. Der Muth und die Entschlossenheit, die sich hier kundgegeben, gefielen ihm ungemein; dazu kam die einfache und schmucklose Erzählung, die das Gepräge der Wahrheit unverkennbar an sich trug, die Philipp von seinen frühern Schicksalen und besonders von der Art und Weise, wie er Genosse der Verbrecher geworden, ihm ablegte. Er wandte seinen Einfluß auf, den Unschuldigen,

Verführten zu retten, und es gelang ihm mit leichter Mühe. Mit Guntram war es etwas Anderes. Gegen dieſen traten Zeugen auf, die ihn bei Ausübung und Mitwirkung von Verbrechen geſehen hatten, ſeine Freiſprechung war eine Sache der Unmöglichkeit.

Philipp wurde nun, verwundet und erſchöpft, wie er war, im Hauſe des Commandanten verpflegt. Man ließ es ihm hier an nichts fehlen, und als er inſoweit hergeſtellt war, um an ſein ferneres Fortkommen denken zu können, ließ ihn der Commandant zu ſich kommen und machte ihm den Vorſchlag, ſich als Soldat einkleiden zu laſſen, um, wenn die Feindſeligkeiten zwiſchen den ſtreitenden Mächten wieder beginnen ſollten, wie es zu befürchten ſtand, mit ins Feld zu ziehen.

Du erblickſt in mir, mein Sohn, ſagte der ehrliche Veteran, einen Sohn der Bellona, und ſie iſt mir, wenn auch bisweilen eine ſtrenge, doch nie eine unnatürliche Mutter geweſen. Ich habe unter den Fahnen mehr als eines Fürſten gedient, und ſtets iſt's mir gelungen, die Zufriedenheit meiner Obern zu erlangen. In den Zeiten, in

denen wir leben, macht nur der Krieg einen Mann ehrlich. Willst du ein Federfuchser werden und dich im Staube der Kanzeleien hindurcharbeiten — danach siehst du mir nicht aus. Versuch' es mit dem Bayonnet. Auch die Uniform wird dir gut an den schlanken Leib passen.

Auf diese treuherzige Anrede erwiderte Philipp ebenso freimüthig, daß ihn nichts hindere diesen Stand zu erwählen, nur fürchte er, daß er seine nächste Aufgabe dadurch aus dem Auge verlieren werde, nämlich die, seinen Vater aufzusuchen.

Der Commandant ließ sich den Thatbestand der Begebenheiten erzählen, denen zufolge der Knabe aus dem elterlichen Hause entfernt worden. Die grause That des Mordes erschütterte ihn, und er rief in großer Trauer aus: O was hat dieses Kind so früh schon zu leiden gehabt, und wie drohend und schrecklich ist sein Eintritt ins Leben! Er umarmte Philipp und sagte nach einer Pause, die er mit ernstem Nachdenken ausgefüllt: Armes Kind, du kannst nichts bei dieser jammervollen und schmachvollen Angelegenheit thun. Alles muß einem gütigen Zufall überlassen werden.

Du ſiehſt ſelbſt ein, lieber Junge, daß, wenn du auch noch ein Jahr an dieſem Orte verbleiben und die ganze Umgegend durchforſchen wollteſt, du nicht weiter kommen würdeſt, als wohin du jetzt gelangt biſt. Die Kennzeichen, nach denen du gehſt, ſind zu gering und zu unbeſtimmt. Auf deinen kriegeriſchen Zügen als Soldat kannſt du wol eher zu einer Entdeckung geführt werden. Darum bleibe ich bei meinem Rath: Werde Soldat!

Philipp ſchlug ein, empfing das Handgeld und wurde einem Regimente beigeſellt, deſſen Chef dem Commandanten perſönlich befreundet war. Somit verließ denn unſer junger Abenteurer die Stadt und die Gegend, in die ſein böſes Geſchick ihn geführt.

Siebentes Kapitel.

Philipp war jetzt ſiebzehn Jahre alt, groß, ſchlank und dabei doch kraftvoll gebaut. Sein erſter Anblick ſprach nicht für ihn, er ſah trotzig, wild und verwegen aus. Die dunkeln Augen bewegten ſich unter ſcharf gezeichneten Brauen, die an der Naſenwurzel zuſammenſtießen und dem Blicke dadurch die finſtere Bedeutſamkeit gaben, die der Jugend ſonſt ſo wenig eigen iſt. Seine Bewegungen waren die eines Menſchen, der in völliger Ungebundenheit aufgewachſen iſt und ſeine meiſte Zeit mit Beſchäftigung in rauhem Wetter und mit unfügſamen Elementen zugebracht hat. Die Bildung und die Kenntniſſe, die Hendrick

seinem Schüler beigebracht hatte, waren nicht im Stande gewesen, ihm mildere Sitten oder auch nur eine etwas gefügigere Ausdrucksweise anzueignen. Er war kurz in seiner Rede, jede Höflichkeitsbezeigung war ihm fremd; dagegen besaß er die Höflichkeit des Herzens, die einfache und große Tugend, die einen Mann mehr ziert, als alle Schätze des Wissens und der Bildung, das heißt, er eilte zu Hülfe, wo er nur von ferne ahnen konnte, daß man seiner bedürfen würde, und da fragte er nicht, ob Gefahr oder Unbequemlichkeit mit dem Dienste verbunden war, den zu leisten er im Begriff stand. War der Beistand vollbracht, so ging er fort und wendete Dem, dem er gedient, den Rücken; zu gleicher Zeit zu stolz und zu unbekümmert, um einen Dank anzunehmen. Jede Ungerechtigkeit, noch mehr jede Falschheit, sie mochte kommen, von wo sie wollte, war ihm zuwider; darum sah man ihn an seinem einsamen Strande oft ein Thier retten, das, klein und schwach, in die Gewalt eines stärkern Feindes gefallen war. Ein Erbtheil seiner vornehmen Geburt war eine kleine Hand, ein schöngeformtes

Bein und ein ſchlanker, edler Wuchs. Man mag von dieſen Aeußerlichkeiten ſo gering denken, als man immerhin will, ſie machen dennoch einen günſtigen Eindruck, wenn ſie da ſind, beſonders wenn ſie dazu noch ſo frei von aller Geckenhaftigkeit ſind, wie dies bei unſerm Freunde der Fall war, der in der That nicht das mindeſte Bewußtſein von der Exiſtenz dieſer kleinen Vorzüge und Schönheiten hatte. Daß er bei den „Räubern" gelernt hatte, eine Kugel ſicher an ihr Ziel zu führen und in Nacht und Nebel ſtundenlang unter verdeckten Gewölben hinzuſchwimmen, das waren auszeichnende Eigenſchaften, deren er ſich mit einigem Stolze bewußt war, das Uebrige kümmerte ihn wenig.

Als Philipp bei den Soldaten anlangte, wurde er von dieſen ebenſo freudig bewillkommnet, als dies im Schulhauſe geſchehen war. Wie es ſchien, hatte er in ſeinem Weſen Etwas, das dieſer Sorte kecker und ungebundener Burſche ſehr wohl zu, ſagte. Er war ein guter Kamerad; darin beſtand im größten Theile die Löſung des Räthſels, und dann wußte er vortrefflich „ſich ſeiner Haut zu

wehren", dies bringt nicht minder eine vortheilhafte Wirkung bei Soldaten wie bei Banditen hervor, die beide von dem Metier des Muthes die Elemente ihrer Existenz ziehen.

Die Uebungen erlernte er leicht, nur an das willenlose Gehorchen wollte er sich nicht gewöhnen; aus diesem Grunde gab es mehr als einmal eine gewisse schroffe Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen Obern. Zuletzt begnügte man sich ihm Manches nachzusehen, was man bei Andern strenge ahndete, weil man ihn für einen guten Soldaten hielt, trotz der kleinen Disciplinfehler, die er sich zu Schulden kommen ließ. Der Obrist des Regiments fand persönliches Wohlgefallen an ihm. Es ereignete sich jedoch ein Fall, wo ihn selbst dieses Wohlwollen nicht schützte und ihm die Strafe nicht erlassen werden konnte. Bei dieser Gelegenheit legte Philipp die ganze Festigkeit und Reife seines Charakters an den Tag. Ein Kamerad, der desertirt war, und wieder eingefangen wurde, nahm sich, um der entehrenden Strafe des Gassenlaufens zu entgehen, durch einen Pistolenschuß das Leben. Als Selbst-

mörder durfte er nicht ehrlich zur Erde beſtattet werden, ſondern ſollte, den im Regimente beſtehenden Verfügungen gemäß, von dem Nachrichter außer der Kirchhofsmauer eingeſcharrt werden. Dies empörte Philipp. Der Soldat war ein guter Kamerad geweſen, geliebt von ſeinen Genoſſen, und das Vergehen, in deſſen Folge er den Tod geſucht, war kein entehrendes; er begab ſich daher zum Obriſten und bat, man möchte erlauben, daß die Leiche durch Hülfe der Kameraden auf dem Kirchhofe beſtattet werde. Der Obriſt konnte nicht anders als ihm dieſes Geſuch abſchlagen. Dies kümmerte Philipp wenig; er und ein paar ſeiner genauern Freunde bemächtigten ſich der Leiche, die im Wachthauſe lag, und Nachts die Kirchhofsmauer überkletternd, begruben ſie ihren Kameraden, und Jeder warf eine Hand voll Erde auf den Todten. Als die Ceremonie beendet war, begaben ſie ſich ſtill hinweg und Jeder ſuchte ſein Lager in der Kaſerne auf. Allein der Vorfall blieb nicht geheim. Philipp leugnete für ſeine Perſon nicht, aber er nannte Keinen, der ihm bei der Arbeit geholfen. Das Kriegsgericht, das

über den Fall zu entscheiden hatte, erkannte auf Festungsarrest und schimpfliche Cassation; der Obrist wußte das Urtheil dahin zu mildern, daß es bei der erstern Strafe blieb und auch diese nicht so lange dauerte, als sie vorgeschrieben war; denn — hieß es — man könne im Regiment, da der Krieg wieder beginne, einen guten Soldaten nicht missen.

In der Umgegend war dies Ereigniß, das eigenthümlicher Art war, nicht ohne einige Aufregung zu erregen vorübergegangen. Man wollte den jungen Soldaten sehen, der gegen alle religiöse Sitte und bestehendes Gesetz so selbständig gehandelt, und vor Allen war ein reicher Gutsherr, der in der Nähe seine Besitzungen hatte, begierig, Philipp's Bekanntschaft zu machen. Er ließ ihn zu sich rufen, und als der Jüngling erschien, richtete er einige Fragen an ihn. Wir wollen dieses kurze Gespräch hierher setzen, so wie es im Tagebuche sich wörtlich aufgezeichnet findet. Es ist zu wichtig für die geistige Geschichte unsers Helden, sowie für den Entwickelungsgang der Ideen, die das Jahrhundert, dessen Auffas-

ſung und Beſchreibung wir uns widmen, zur Reife brachte.

Der Graf: Er iſt's alſo geweſen, der die Leiche des Chriſtian Brunner Nachts auf den Kirchhof gebracht und dort beerdigt hat?

Philipp: Ja!

Der Graf: Wußte Er denn nicht, daß der Mann ein Selbſtmörder war, und nicht dorthin gehörte, wo gute Chriſten liegen?

Philipp: Daß er ſich ſelbſt das Leben genommen, wußte ich, Herr Graf; weshalb er aber nicht dort liegen ſollte, wo die andern Todten liegen, das weiß ich nicht.

Der Graf: Eben weil er ein Selbſtmörder war, und Gott verboten hat, Hand an das Leben zu legen, das er uns gegeben hat.

Philipp (ſchweigt).

Der Graf: Nun, was ſagt Er dazu?

Philipp: Herr Graf, wenn ich nicht ſagen darf, was ich denke, ſo ſage ich nichts.

Der Graf: Aber hier kann Er ſagen, was er denkt. Ich geb' Ihm mein Cavalierswort darauf,

ich will Niemand mittheilen, was Er mir ſagt, wenn es Ihm ſchaden kann.

Philipp: Nun denn! Der Selbſtmord iſt in meinen Augen keine Sünde und kein Verbrechen. Gefällt mir das Leben nicht, warum ſoll ich es behalten? Iſt's ehrlos, weiter zu leben, ſo ſtirbt ein ehrlicher Mann. So machte es der Chriſtian. Er wollte die Strafe nicht dulden, die ihm ungerecht auferlegt wurde, er konnte ihr nicht entgehen, darum ſtarb er. Könnte ich jedem Todten, der auf dem Kirchhofe liegt, ins Geſicht ſehen, ich würde wenige finden, die ſo ehrlich ausſehen wie mein Kamerad. Es liegen Wucherer, Meineidige, Betrüger von Witwen und Waiſen, und elende Wollüſtlinge auf dem Kirchhofe, dieſe verdienen wahrhaftig weniger ihren Platz als mein Kamerad. Dies Alles ſah ich deutlich in mir und darum handelte ich ſo, wie ich gehandelt habe. Und wenn alle Pfaffen der Welt über mich gekommen wären, ich hätte dennoch nicht geduldet, daß der Henker Hand anlegte an meinen Kameraden.

Der Graf (verbirgt ſein Wohlgefallen nur ſchwach): Nehme Er ſich in Acht mit ſolchen Re-

den! Er ist noch jung und wird noch seine Meinung ändern. Wer hat Ihm diese Grundsätze beigebracht?

Philipp: Ein Freund, der mich väterlich liebte. Ueberdies hab' ich auch selbst nachgedacht. Ich sehe, daß alle Menschen einander gleich sind und daß Einer nicht bevorzugt sein soll vor dem Andern. Geschieht es dennoch, so sind die mangelhaften Einrichtungen, die die Menschen unter sich getroffen, daran schuld. Für diese mangelhaften Einrichtungen, da wo sie einer gewissen Classe von Menschen Vortheil und Uebergewicht bringen, einen Gott verantwortlich machen, heißt schändlich lügen, um bequem herrschen zu können.

Der Graf: Dennoch schrieb Gott gewisse Gesetze in unsere Brust.

Philipp: Es sind dieselben, die der Heide wie der Christ befolgt. Sie heißen: Diene deinem armen, hülflosen Bruder, wo du kannst. Schütze den Schwachen gegen den Stärkern und begehe vor allen Dingen keine That, die dich vor dir selbst erniedrigt.

Der Graf (lebhaft erfreut): Gut, mein Sohn,

gut! Aber wo weiß Er, welches die Thaten ſind, die Ihn vor Ihm ſelbſt erniedrigen?

Philipp: Das weiß ich.

Der Graf: Kann Er's Andern auch ſagen?

Philipp: Nein; aber es iſt auch nicht nöthig, denn Jeder, der ſo denkt, wie ich, weiß es ſchon von ſelbſt. Wenn alle ehrlichen und vernünftigen Leute zuſammenhalten, ſo haben die Heuchler verlorenes Spiel, wenn ſie noch ſo mächtig ſind.

Der Graf: Um dieſe Sätze durchzuführen, muß man Muth haben.

Philipp: Ja!

Der Graf: Er ſieht aber, daß Er doch damit nicht durchkommt.

Philipp: Werd' es aber immer von neuem probiren.

Der Graf: Beſſer iſt's, man fügt ſich in die nun einmal herrſchenden Vorurtheile und Misbräuche, wenn man als Einzelner ſie doch nicht abſchaffen kann.

Philipp: Wenn jeder Einzelne ſo denkt, ſo ſinkt ein ganzes Volk, ein ganzes Jahrhundert in Knechtſchaft. An den Einen ſchließt ſich ein

Zweiter, dann ein Dritter und Vierter — ſo geht's fort.

Der Graf: Junge! du haſt ſchon eine verdammte Logik im Kopfe. Höre mich an; ich werde dich vom Militär frei kaufen, und du trittſt in meine Dienſte.

Philipp nach einigem Nachdenken: Da es heißt, daß wir nächſtens in den Krieg ziehen, ſo will ich gerade jetzt nicht vom Regiment abgehen. Meine Kameraden könnten glauben, ich wollte mich einer Gefahr entziehen, der ſie alle entgegen gehen müſſen. Sonſt wäre mir der Vorſchlag ſchon recht, denn ich bin ungern Soldat.

Der Graf: Weshalb?

Philipp: Weil ich meine Freiheit liebe, und im Fall ich ſie opfern muß, will ich ſie nur einem vernünftigen Zwecke opfern.

Der Graf: Hat in deinen Augen der Soldat keinen vernünftigen Zweck?

Philipp: Das wol, wenn er Das beſchützen und vertheidigen lernt, auf deſſen Beſitz die Menſchheit einen gegründeten Werth legt. Sowie es Fälle gibt, wo ich als einzelner Menſch mich

gegen Angriffe zur Wehre ſetzen muß, ſo muß es die menſchliche Geſellſchaft für ſich, als Geſellſchaft, auch thun. Aber Soldat zu ſein, wie ich und wie tauſend Andere, das hat keinen vernünftigen Zweck. Wir beſchützen Niemand, der uns werth iſt, und treten für keine Rechte auf, die man uns erklärt und achten gelehrt hat. Von einem Mächtigen erkauft, kämpfen wir heute für ihn, morgen gegen ihn. Wir ſind nichts Anderes als gelöhnte Schlächter. Dazu ſchreibt uns ein unſinniger Eid vor, ſelbſt, wenn es der Zufall ſo will, gegen unſere eigenen Brüder und Stammesgenoſſen zu kämpfen.

Der Graf: Ich höre, daß du über menſchliche Dinge nachzudenken gelernt haſt, nun lerne auch die Kunſt, das Reſultat dieſes Nachdenkens vor der Menge zu verſchweigen. Es ſind überall, hier und anderswo, Männer vertheilt, die zu denſelben Ergebniſſen ihrer Forſchungen über die Pflichten des Menſchen und über die urſprünglichen Geſetze der Geſellſchaft gelangt ſind, und die ſich demnach im Kampfe mit den Misbräuchen und Vorurtheilen befinden. Aber dieſe Männer

finden für gut, die Wahrheiten, die ſie gefunden, nicht von den Dächern herab zu predigen. Es wird eine Zeit kommen, wo ſie dieſes thun werden. Ich ſelbſt gehöre zu dieſen Männern. Du wirſt, wenn du mich näher kennen lernſt, zu bemerken Gelegenheit haben, wie vorſichtig wir gehen. Nur ein kleiner Kreis theilt dieſe Anſichten und beſchäftigt ſich mit dieſen Neuerungen; ins Volk iſt nichts davon gedrungen, und wir wünſchen auch nicht, daß fürs Erſte etwas davon eindringe. Wir Vernünftigen, die wir weiter ſehen als die thörichten Fanatiker, wiſſen recht gut, warum wir dies wünſchen. Um ſo mehr bin ich erſtaunt, daß du, ein gemeiner Soldat, mir ſolche Dinge vorſprichſt. Es iſt wahrlich ein Räthſel, das ich nicht zu löſen vermag. Erzähle mir etwas von deinen frühern Schickſalen und ſage mir, von wo du herſtammſt.

Philipp genügte dieſer Auffoderung, ohne jedoch ſeiner vornehmen Geburt zu erwähnen, denn die Furcht als Prahler und Lügner zu erſcheinen, hielt ihn ab. Als er den Namen Macargan nannte, bemerkte der Graf, ſeine Voreltern müßten

ſchottiſcher Abkunft geweſen ſein, denn der Name bezeichne dieſes. Philipp ließ ihn bei dieſer Vermuthung. Der Graf gab ſein Verlangen zu erkennen, Hendrick kennen zu lernen, denn die wenigen Worte, die Philipp über ſeinen väterlichen Freund geſagt, hatten von dieſem ein ſo charaktervolles Bild gegeben, daß jener lebhafte Wunſch dadurch erzeugt wurde. Die Unterredung ſchloß, indem unſer junger Philoſoph im Soldatenrock verſprechen mußte, ſo oft als möglich aufs Schloß zu kommen. Da dieſe öftern Beſuche dem Grafen noch nicht genügten, wirkte er einen Urlaub auf ein halbes Jahr aus, und nun mußte Philipp in bürgerlicher Kleidung ganz auf dem Schloſſe wohnen, und brachte täglich ein paar Stunden im Kabinet des Grafen zu, wo er ihm vorlas und wo beide miteinander plauderten. Er war in kurzer Zeit des Grafen entſchiedener Liebling geworden, er konnte ohne ihn nicht ſein. Selbſt auf ſeinen Spazierritten begleitete ihn Philipp. Der Graf ſelbſt gab ihm Unterricht im Franzöſiſchen, damit er im Stande ſei, die Werke der großen Männer zu leſen, die im Begriff ſtanden,

durch ihre Ideen der Welt eine andere Gestalt zu geben.

Es konnte nicht fehlen, daß Philipp nicht auch die Gesellschaft im Schlosse kennen lernte, sie bestand aus den beiden Töchtern des Grafen, der Witwer war, aus einem jungen Mädchen, einer entfernten Anverwandten, alsdann aus einem Abbé, der aus Frankreich geflüchtet oder verwiesen war und seit länger als einem Jahre bei dem Grafen wohnte, einer französischen Bonne, die schon sehr betagt war, und einem alten Magister, der das Gnadenbrot hier genoß, weil er die Ehre gehabt, dem Grafen, als dieser noch ein Knabe war, die Weisheitssprüche der Kinderfibel beizubringen. Hier und da fand sich ein Besuch ein aus der nahen Garnisonstadt, und dieser Besuch bestand aus jungen Offizieren, die die Gecken spielten und sich um die jungen, hübschen und reichen Comtessen bewarben. Es wurden kleine Concerte veranstaltet und in den langen Winterabenden, in denen man sich jetzt gerade befand, kam auch ein Tanz zu Stande oder eine Komödie.

Philipp, der nicht gewohnt war mit Frauen zu verkehren, der bis jetzt ein einsames und wildes Leben geführt hatte, entzog sich diesen Zusammenkünften, obgleich der Graf lebhaft wünschte, er möchte ihnen beiwohnen. Seinen Töchtern hatte er gesagt, daß der junge Mann von guter Familie sei, und daß er verlange, man solle ihn mit Rücksichten und mit Aufmerksamkeit behandeln, gerade so wie er selbst sich gegen ihn benähme. Die beiden Comtessen, die sehr hochmüthig waren und wußten, daß Philipp gemeiner Soldat war, fanden diesen väterlichen Befehl sehr wenig motivirt; allein sie fügten sich ihm, weil sie nicht anders konnten, und der Graf in seinem Hause auf unbedingten Gehorsam hielt.

An einem Abende, da es sehr schlechtes Wetter war, das den Besuch abhielt, war die Hausgenossenschaft im Familienkreise beisammen. Philipp war hinzugerufen worden, aus eigenem Antriebe kam er nicht. Die älteste Tochter, Comteß Artemise, saß am Clavier, sang und ließ sich vom Magister die Notenblätter umwenden, ihre Schwester Clelia spielte mit der Gouvernante eine

Partie Schach, der Abbé ſaß am Kamin mit Emilien, ſo hieß die junge Baroneſſe, deren Mutter eine Couſine des Grafen war. Die Geſellſchaft langweilte ſich eben, als Philipp eintrat, und ſein Erſcheinen war deshalb heute willkommener als ſonſt. Artemiſe ſtand vom Clavier auf, deſſen Deckel ſie heftig zuſchlug, nahm ihre Schweſter unterm Arm, näherte ſich mit ceremoniöſem Anſtand Philipp und ſagte mit ſchalkhaftem Hohn: Da dieſer Herr den ganzen Winter wahrſcheinlich bei uns zubringen wird, iſt's nöthig, daß er uns näher kennen lerne. Komm, meine Liebe, und laß uns eilen, uns ihm vorzuſtellen und um ſeine Protection nachzuſuchen. Mein Herr, hier ſehen Sie zwei Philoſophinnen vor ſich! — Ja, ja, wir ſind Philoſophinnen, ganz ohne Spaß! Jene Schöne jedoch, die dort am Kamine ſitzt, iſt noch eine altmodige Perſon. Von dem Herrn Magiſter gar nicht zu ſprechen, der ſteckt noch in Noah's Arche, von wo er wol muthmaßlich nie wieder hervorkommen und ſtets mit ſeinem Vetter, dem Eſel, und mit ſeiner Muhme, der Gans, zuſammenbleiben wird.

Beſſer, theure Comteß, beſſer als mit dem Antichriſten zuſammengeſperrt! bemerkte der Alte.

Und, meine Damen, rief der Abbé, Sie vergeſſen mein Portrait zu liefern! Bin ich etwa nicht werth, von Ihren ſchönen Händen abkonterfeit zu werden?

Im Gegentheil, Herr Abbé, wir ſind nicht würdig, Ew. philoſophiſchen Gnaden zu beurtheilen. Von Paris kommen unſere Götter und unſere Moden, und von Paris ſind auch Sie gekommen; alſo demnach, was ſoll ein armes Landfräulein über Sie ſagen? Aber wieder zurückzukommen auf unſern Herrn Mak — Mak — dieſer Name iſt furchtbar! Wie wird es einmal Ihre Geliebte machen, ihn zu behalten?

Ich will mir einbilden, nahm Clelia das Wort, daß ich dieſe Geliebte bin, und du wirſt ſehen, Artemiſe, wie gut ich dieſen Namen behalten habe. Dieſer Herr heißt Makmacher!

Nein, er heißt Herr Makmager.

Nein, er heißt Magermak!

Nicht doch, er heißt Mak — mak — mak!

Die Mädchen fingen an laut zu lachen, der

Abbé und die Gouvernante, die ihre Brille aufsetzte, um den Träger dieses merkwürdigen Namens zu betrachten, stimmten mit ein.

Sieh nur, wie er ernsthaft bleibt! rief Clelia. Keine Gewalt der Welt ist im Stande, ihn zum Lachen zu bringen! Wollen Sie wol gleich lachen, mein Herr?

Recht! Commandire nur! Ein Soldat muß dem Commando gehorchen. Sie sind ja wol Soldat, Herr Mak — Soldat und Philosoph zugleich? — Das ist sehr sonderbar! Schon das allein würde mir Stoff geben, fortwährend über mich selbst zu lachen. Ich könnte keine Minute ernsthaft bleiben, wenn ich mich im Spiegel betrachtete.

Es gibt so glückliche Naturen, die über Alles lachen können, bemerkte der Abbé. So besinne ich mich, daß ich über die große Nase meiner Amme, da ich auf ihrem Schooße lag, schon so gelacht habe, daß ich in Krämpfe fiel und man an meinem Aufkommen zweifelte. Mein Gott, wie kann man achtzehn Jahre alt werden, wie dieser junge Deutsche, und noch nie gelacht haben!

Das iſt ebenſo merkwürdig, als einen Franzoſen zu ſehen, der zwölf Jahre alt wurde und noch nicht verliebt war. Was ſagen Sie dazu, Fräulein Corinna?

Warum nennen Sie mich immer Corinna? fragte Emilie, die dem Arm auswich, der ſich leiſe um ihre Taille legen wollte.

Wegen der Aehnlichkeit, die Sie haben, meine ſchöne Theure, mit jener Dichterin, die man einſt auf dem Capitol krönte.

Dennoch hab' ich nie im Leben einen Vers gemacht.

Emilie und Verſe! riefen beide Comteſſen. Das klingt, als wenn Madame de Sévigné Eierkuchen backen ſollte.

Der Wahrheit die Ehre! ſchaltete hier der alte Magiſter ein. Ich muß bekennen, daß du recht hübſche Verſe gemacht haſt, mein Töchterchen. Einige derſelben hab' ich ſogar für würdig befunden, in mein Gedenkbuch zu ſchreiben.

Laſſen wir das, lieber Vater! bat die Gelobte.

Nun gut, laſſen wir das; nur mußt du nicht ſo geradezu Etwas behaupten, was nicht

wahr iſt. Ich weiß wohl, daß es dir nicht lieb iſt, daß man davon ſpricht, ſowie du auch nicht willſt, daß man wiſſen ſoll, daß du noch nach der alten guten Sitte das Alter ehrſt und nicht gern ſiehſt, daß man es verſpotte.

Weil wir alle einſt alt werden! ſagte das junge Mädchen.

Das iſt eine erhabene Wahrheit! rief der Abbé; man könnte ſie ſogar trivial nennen.

Und doch iſt die Kunſt, alt zu werden, eine ſehr ſchwere Kunſt! ſagte Philipp.

Nun endlich thut unſer Philoſoph auch den Mund auf! riefen beide Schweſtern zuſammen. Was werden nun für große und erhabene Wahrheiten zu Tage kommen! Wir bitten, Jedermann ſchweige, damit wir hören können.

Doch Philipp ſchwieg; er war befangen gemacht worden und wußte jetzt nicht Das vorzubringen, was er ſagen wollte. Der Verdruß hierüber machte, daß er finſterer und verſchloſſener ausſah als je.

Wenn der junge Mann nicht ſprechen will, ſo übernehme ich es, die Streitfrage zu löſen! rief

der Abbé. Wir Männer wollen nicht alt werden, weil wir immer, auch bis auf den letzten Hauch, den Frauen gefallen wollen, und die Frauen wollen nicht alt werden, weil sie uns Männern nicht die Gelegenheit entziehen wollen, immer jung zu bleiben. Ist's nicht so? Wenn man mir nicht glaubt, so will ich sogleich den Zweifler bestrafen, indem ich ihn zwinge, einen Theil meiner Lebensgeschichte anzuhören.

O, in diesem Falle sind wir alle Zweifler, riefen die drei jungen Damen.

Das ist nicht genug, sagte der Abbé; Sie müssen auch einstimmig bekennen, daß Sie an meinem Geist, an meiner Liebenswürdigkeit zweifeln; denn gerade diese zu beweisen, soll der Gegenstand meiner Lebensanalyse sein.

Nun gut! rief Clelia. Wenn Ihnen so sehr darum zu thun ist, so halten wir Sie für einfältig, für alt, für häßlich — kurz für Einen, der nicht im Stande ist, auch die Aelteste und Widrigste unsers Geschlechts in sich verliebt zu machen.

Und ich will Ihnen zeigen, daß ich die Jüngsten und Reizendsten für mich zu gewinnen wußte!

frohlockte der Abbé. Wenn ich hierbei unbeſcheiden und eitel erſcheine, ſo iſt dies Ihre Schuld, meine Damen; denn warum haben Sie mich herausgefodert.

Man kann nicht unverſchämter ſich ſelbſt loben, und dabei jedem Tadel hierüber klug ausbeugen, flüſterte Emilie, indem ſie Philipp flüchtig von der Seite anblickte, als wünſchte ſie, daß er ihr Recht gebe. Der Abbé hatte bereits ſeine Erzählung begonnen. In einem kleinen Städtchen in der Provinz geboren, war ich vollkommen ohne Ausſicht, ein Glück zu machen. In meiner Umgebung fand ſich nichts als Ehrlichkeit, und Ehrlichkeit iſt in dieſer Welt daſſelbe was Dummheit, ſowie Frömmigkeit daſſelbe iſt was Betrug.

Ach, das klingt wieder ganz jämmerlich! ſeufzte der Magiſter. Wenn die gnädigen Comteſſen erlauben, ſo werde ich mich entfernen, ſintemal meine Anweſenheit hierſelbſt nicht weiter vonnöthen ſcheint. Draußen im Dorfe liegt ein Söhnchen des Amtmanns krank, bei dem habe ich verſprochen zu wachen.

Lieber Alter, rief Emilie, haben Sie auch bedacht, daß es böſes Wetter iſt? Laſſen Sie wenigſtens den Jacob mit der Laterne Ihnen leuchten. Bei dem alten Schloßgraben gibt es eine böſe Stelle.

Ich werde deine Segenswünſche mitnehmen, liebes Mädchen, und da wird mir nichts Uebles zuſtoßen. Er küßte Emilien die Hand, verbeugte ſich reſpektvoll vor den Andern und ging. Als er fort war, wurde der Abbé aufgefodert, ſeine Erzählung fortzuſetzen.

Auf dem Landſitze in der Nähe unſers Dorfes lebte eine alte Dame, die für eine Devote galt; mein Vater machte mich aufmerkſam, daß es dienlich ſei, ſich bei dieſer einzuſchmeicheln, um ein Legat in ihrem Teſtament oder auch nur ein Sümmchen bei ihren Lebzeiten zu erhaſchen. Ich folgte dieſem Rath, und es gelang mir ſo gut bei dieſer heiligen Radagundis, daß man bereits im Dorfe mich für ihren Erben anſah. Ach, da kam zum erſtenmale Amor und warf mir einen jener Steine in den Weg, über die unſere Tugend ſtolpert und fällt. Ich verliebte mich in

das hübſche Kammermädchen der Radagundis, wurde von meiner Beſchützerin ertappt und fortgejagt. Meine Gläubiger wurden durch dieſe Kataſtrophe aus ihrem Schlummer geweckt; um ſie zu befriedigen, zwang ich die Kaſſe, die meinem Vater als Dorfälteſten anvertraut war, zu einem unfreiwilligen Darlehn. Mein Vater empfand das ſehr übel, und ich wurde nunmehr auch aus meinem elterlichen Hauſe fortgejagt. Ich kam nach Paris. Jung, ſchelmiſch, mit blauen Schatten unter den Augen. Ich trat bei einem Advokaten in Dienſt. Hier befanden ſich drei junge Witwen, ſämmtlich in einem und demſelben Proceß verwickelt. Die älteſte hatte mein Principal ſeinem Vater zugedacht, der Witwer war, die zweite ſeinem Freunde, die dritte, die jüngſte, hübſcheſte und reichſte, wollte er großmüthig für ſich behalten. Da kam ich dazwiſchen. Ich ſchloß mich mit der erſten ein, ich wurde mit der zweiten ertappt und mit der dritten lief ich davon. Der Advokat und ſeine Freunde ſetzten mir nach, meine Beute wurde mir wieder abgenommen, und ich wurde fortgejagt. Zum Glück war etwas von

den Pretioſen der Witwen in meine Hände übergegangen. Somit war ich im Stande, jetzt eine eigene Wohnung zu miethen und mit einigem Glanze aufzutreten. Jetzt verliebte ich mich ernſtlich; meine Schöne war eine Schauſpielerin; ſie verleitete mich, fürs Theater zu ſchreiben, und von hier aus datirt ſich meine Bekanntſchaft mit den Muſen, meine ſchönen Zuhörerinnen. Aber dieſe Liebe und dieſe Neigung waren beide verderblich. Meine Geliebte zog mich völlig aus, und als ich keinen Sous mehr in der Taſche hatte, jagte ſie mich fort.

Aber, Herr Abbé, rief Artemiſe erſtaunt, es iſt dies das vierte Mal bereits, daß ſie fortgejagt werden.

So iſt's, Comteß. Meine Jugend war ſtürmiſch. Ein junger Pariſer lebt nicht ſo dahin wie eine Käſemilbe; ſobald man Geiſt hat und nicht ganz häßlich iſt, wird man immer ein Spielball des Schickſals ſein. Nur diejenigen Naturen, die aus Fiſchblut zuſammengeſetzt ſind und ein leeres Gehirn haben, nur mit dieſen kann der Gott des Zufalls nichts anfangen. Sie liegen

am Ufer und keine Welle kommt, ſie ins offene und ſtürmiſche Meer hinauszuführen. Dieſe Betrachtungen ſind, glaub' ich, geiſtvoll, wenigſtens ſind ſie pikant. Doch zurück zu meiner Erzählung. Als ich ſo arm wie Hiob, und faſt auch ſo krank wie er, durch die Straßen des belebteſten Viertels wandere, treffe ich auf einen Mann, der ſoeben aus einem kleinen, aber lebhaft erleuchteten Hauſe herausgeworfen wird und mir gleichſam in die Arme fliegt. Es iſt ein falſcher Spieler, den man entlarvt hat und ihn mit Tritten aus dem Hauſe ſchafft. Ehe die Polizei ſich ſeiner bemächtigen kann, hat er mir eine Anzahl Karten in die Hand gedrückt und iſt um die Ecke entſchlüpft. Ich ſtehe mit den falſchen Blättern da und werde von den Häſchern ergriffen, die auf das Geſchrei der Leute auf der Straße herbeigeeilt ſind. Glücklicherweiſe traten Einige von der Geſellſchaft heraus und die bekunden meine Unſchuld. Ein Herr, dem ich gefalle, nimmt mich mit ſich in ſeine Wohnung. Es iſt ein Spieler von Profeſſion. Durch ihn werde ich belehrt, wie man in Paris leben, gut wohnen

und lecker ſpeiſen, und dazu in die beſte Geſellſchaft gelangen kann, ohne einen Sous in der Taſche zu haben. Natürlich behagte mir dieſe Exiſtenz ganz vortrefflich. Nur Eins fehlt dir noch, Amadée, ſagt mein Wohlthäter eines Tages zu mir, indem er meine guten Eigenſchaften muſtert, du mußt noch Philoſoph werden. Dann biſt du unwiderſtehlich und deine Zukunft iſt geſichert. Ich verſtand ihn vollkommen. Mein Wohlthäter fuhr fort: Ich werde dir Gelegenheit geben, Voltaire zu ſehen, wenn er nach Paris kommt, und vielleicht gelingt es mir, dich bei dem Baron Holbach einzuführen oder dich in den Salon der Madame Geoffrin einzuſchmuggeln. Biſt du einmal dort erblickt worden, ſo kann es nicht fehlen, daß die Leute von Ruf dich bemerken und dich in Mode bringen. Zu dieſem Zwecke würde ich dir rathen, Epigramme zu machen, das heißt, die Witzeleien, die du von Andern hörſt, in Verſe zu bringen. Ich werde in den Spielgeſellſchaften, in denen ich das Wort führe, deinen Namen weiterführen, dafür ſicherſt du mir einen Antheil zu, im Fall du ein gutes Geſchäft machſt. Auf

dieſe Weiſe ſetzen wir uns zuſammen und beuten dieſes alte Paris aus, ſo viel dies in unſern Kräften ſteht. Der Plan war nicht übel, und wir gingen ſogleich an deſſen Ausführung. Ich ſchaffte mir eine Tabaksdoſe, einen Rock, eine Perrücke an, wie die Philoſophen ſie trugen, und dabei machte ich kleine Augen für die Damen, denn verliebt war ich, und das gehörte auch zu meiner Philoſophie. Ich ſah Voltaire, ich ſah Diderot, ich gelangte zu der göttlichen Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe, und zu der nicht minder herrlichen Madame Geoffrin, die gerade damals anfing blind zu werden und eine übelriechende Atmoſphäre um ſich her zu verbreiten. Genug, ich war im beſten Zuge, da kam ein gewiſſer verdrießlicher Vorfall, der, wenn ich ſeinen Folgen nicht geſchickt ausgebeugt hätte, leicht auch mir den Hals hätte koſten können, wie er bereits meinem Wohlthäter den ſeinen gekoſtet hat.

Was war dies für ein Vorfall? fragten die Damen.

Schweigen wir davon, entgegnete der Erzähler; ich kann nur ſagen, daß hierbei die Liebe

nicht im Spiele war. Ein ſeltener Fall! werden Sie ausrufen. Aber ich ſegne dennoch mein Geſchick. Wenn es mich auch aus Paris entfernte, ſo brachte es mich hierher, und der von den Athenienſern verbannte Alcibiades fand hier ein Aſyl. Nun, was ſagen Sie zu meiner kleinen Biographie, meine Damen?

Sie wimmelt von Dem, was wir guten Deutſchen Schlechtigkeiten nennen würden, ſagte Emilie. Welch' eine maßloſe Eitelkeit gehört dazu, dieſe Dinge ſo zu erzählen, als wenn es Thaten wären, die Ruhm und Ehre brächten, wenigſtens ihren Vollbringer als liebenswerth darſtellten!

Du urtheilſt wie eine Dorfmagd! riefen die beiden Comteſſen. Das Alles iſt ungemein luſtig, und trägt ganz den Stempel des guten Tons und der feinen Geſellſchaft.

Ich ſollte das auch meinen, bemerkte der Abbé ſelbſtgefällig, und leiſe ſetzte er hinzu: Es iſt ſchade, daß dieſes Kind ſo hübſch iſt, da es zugleich ſo dumm iſt.

Durch die Pauſe, die jetzt entſtand, wurde die Nonne aufgeweckt, die während der Erzählung

geſchlafen hatte. Philipp, der noch vor dem Schluſſe derſelben ſich entfernt hatte, trat jetzt wieder ein und erwiderte auf Befragen, wo er geweſen, daß er den alten Magiſter ein Stück Wegs begleitet und ihm über die „böſe Stelle" geholfen. Ein dankbarer Blick Emiliens vergütete ihm reichlich die Mühe. Der Abbé legte ſich erſchöpft am Kamin zurück und betrachtete mit verliebten Blicken Emilien, die ſich von ihm abwendete.

Was werden jetzt unſer Sokrates und Plato machen? fragte der Abbé. Dies waren die Spitznamen, die man zwei jungen Offizieren der Garniſon gegeben hatte, von denen der Eine Artemiſens, der Andere Eleliens bevorzugter Bewunderer war.

Ach, die Armen! riefen beide Schweſtern klagend. Was werden ſie machen! Sie werden ſich langweilen, wie wir uns langweilen. Aber es ſoll auch gewiß der letzte Winter ſein, den wir auf dieſem bezauberten Schloſſe zubringen; den nächſten wird uns der Papa entweder nach Paris oder nach Petersburg bringen.

Und ich werde Ihnen folgen! rief der Abbé entzückt. Wohin Flora und Pomona auch wandern, der Zephyr flattert ihnen nach.

Aber wenn jede der Damen nun ſchon mit Zephyren verſorgt iſt, wie dann? bemerkte Emilie. Zudem ſind Sie auch ſchon zu betagt, Herr Abbé, um ſo beſchwerliche Dienſte zu übernehmen. Zephyren Sie hier im Schloſſe und leiſten Sie mir Geſellſchaft.

Ach, Sie wollen hier in der Einſamkeit meiner Tugend nachſtellen! rief der Abbé. Der Plan iſt nicht übel angelegt. Uebrigens für wie alt halten Sie mich, ſchöne Corinna? Aber ohne Bosheit, wenn ich bitten darf; denn ich weiß, die Frommen können entſetzlich maliciös ſein, ſie bekommen das aus nächſter Hand vom heiligen Geiſt.

Wozu der Streit! nahm Artemiſe das Wort. Wir finden, daß Sie ein junger Mann ſind, und ſomit ſind Sie es auch. Ein Franzoſe wird nie alt; das iſt auch etwas für Sie, Madame.

Sehr obligirt! rief die Bonne.

Ich behaupte, begann Emilie von neuem, die

dieſen Gegenſtand des Geſprächs, da er offenbar dem Abbé ungelegen war, nicht aufgeben wollte, daß, wenn ich mein Alter und das des Herrn Macargan zuſammenlege, noch ein paar Jahre fehlen werden an dem Ihrigen. Doch ich bin großmüthig, dieſe paar Jahre ſchenke ich Ihnen.

Nimmermehr! ſchrie der Abbé, das kann ich nicht zugeben. Jener Herr iſt wenigſtens vierzig Jahr alt, nach ſeinem ernſten Ausſehen zu ſchließen.

Er iſt erſt achtzehn, und ich bin ſiebzehn, macht zuſammen fünfunddreißig, fünf Jahre ſchenke ich Ihnen. Was ſagen Sie, meine Damen, bin ich nicht ein geſchickter Rechnenkünſtler?

Ja, ja, Herr Abbé, vierzig Jahr! So alt ſind Sie! riefen die beiden Schweſtern. Das iſt für einen Philoſophen noch ein ſehr jugendliches Alter. Aber woher weißt du, chère Emilie, daß Herr Makmager achtzehn Jahr alt iſt? Haſt du ihn ſelbſt darum befragt?

O man weiß immer ſehr genau, wie viel werth eine Bagatelle iſt, die man ſich anzueignen willens iſt, bemerkte der Abbé.

Das hab' ich eben bewieſen, Herr Abbé; denn ich habe ſehr genau Ihr Alter angegeben, und diesmal ſogar ohne die Abſicht, Sie mir anzueignen.

Sollen wir nicht etwas Muſik machen? fragte Artemiſe.

Die Harmonie iſt wenigſtens in unſerer Geſellſchaft ſchon vorhanden, ſetzte Clelia hinzu, mit einem Blick auf die Beiden am Kamin. Aber was ſollen wir ſingen? Ich bin unſerer Opernarien ſchon herzlich ſatt. Immer im hochtrabenden Style die Worte auszuſtoßen: „Ungeheuer, du willſt mich wirklich verlaſſen!" oder „Hinab in deine Fluten ſteig' ich, Strom des Todes!" klingt gar zu lächerlich hier auf unſerm ruhigen Schloſſe, wo keine Ungeheuer ſind und an deſſen Mauern kein Styx vorbeifließt. Herr Magermann, Sie ſollen ſo hübſche Schifferlieder ſingen können, probiren wir einmal eines.

Das iſt ein glücklicher Gedanke! rief Artemiſe. Dabei wird unſere Bildſäule gezwungen, den Mund zu öffnen.

Aber wird es ſich auch ſchicken, hob die Gouvernante an, indem ſie langſam ihr wackelndes

Haupt mit der Brille dem jungen Menſchen zuwandte, der ſich bereits an das Clavier geſtellt hatte — daß man hier Lieder des Volks ſingt? Was ſagen Sie dazu, Herr Abbé?

Ich? Ich ſage nichts. Sie ſehen ja, Madame, daß dieſe ſchönen Damen die Rolle des Pygmalion übernehmen wollen, und daß ſie gar ſo gern ihre Statue recht lebendig ſehen möchten. Aber ich fürchte, der Marmor wird Marmor bleiben.

Der Vergleich mit dem Marmor war ſehr paſſend. Philipp, der nie ſehr viel Farbe hatte, war heute ungewöhnlich bleich. Er ſtand da, die Augen niedergeſchlagen; die etwas ſtarken Züge, das gelockte Haar, deſſen natürliche Schwärze von keinem Puder gebleicht wurde, das Ebenmaß und die ſchlanke Jugendlichkeit der Geſtalt mahnten an die Marmorbilder, die den jungen Bachus oder den Mercur darſtellen. Als er ſang, zeigte es ſich, daß ſeine Stimme zwar roh und unausgebildet, aber von einem tiefen, faſt erſchütternden Ton war, der in ſeiner kräftigen Fülle eine gewiſſe Melancholie barg, die das Herz mit ſich fortriß. Wenigſtens wurde plötzlich eine ernſte

Das hab' ich eben bewieſen, Herr Abbé; denn ich habe ſehr genau Ihr Alter angegeben, und diesmal ſogar ohne die Abſicht, Sie mir anzueignen.

Sollen wir nicht etwas Muſik machen? fragte Artemiſe.

Die Harmonie iſt wenigſtens in unſerer Geſellſchaft ſchon vorhanden, ſetzte Clelia hinzu, mit einem Blick auf die Beiden am Kamin. Aber was ſollen wir ſingen? Ich bin unſerer Opernarien ſchon herzlich ſatt. Immer im hochtrabenden Style die Worte auszuſtoßen: „Ungeheuer, du willſt mich wirklich verlaſſen!" oder „Hinab in deine Fluten ſteig' ich, Strom des Todes!" klingt gar zu lächerlich hier auf unſerm ruhigen Schloſſe, wo keine Ungeheuer ſind und an deſſen Mauern kein Styx vorbeifließt. Herr Magermann, Sie ſollen ſo hübſche Schifferlieder ſingen können, probiren wir einmal eines.

Das iſt ein glücklicher Gedanke! rief Artemiſe. Dabei wird unſere Bildſäule gezwungen, den Mund zu öffnen.

Aber wird es ſich auch ſchicken, hob die Gouvernante an, indem ſie langſam ihr wackelndes

Haupt mit der Brille dem jungen Menſchen zuwandte, der ſich bereits an das Clavier geſtellt hatte — daß man hier Lieder des Volks ſingt? Was ſagen Sie dazu, Herr Abbé?

Ich? Ich ſage nichts. Sie ſehen ja, Madame, daß dieſe ſchönen Damen die Rolle des Pygmalion übernehmen wollen, und daß ſie gar ſo gern ihre Statue recht lebendig ſehen möchten. Aber ich fürchte, der Marmor wird Marmor bleiben.

Der Vergleich mit dem Marmor war ſehr paſſend. Philipp, der nie ſehr viel Farbe hatte, war heute ungewöhnlich bleich. Er ſtand da, die Augen niedergeſchlagen; die etwas ſtarken Züge, das gelockte Haar, deſſen natürliche Schwärze von keinem Puder gebleicht wurde, das Ebenmaß und die ſchlanke Jugendlichkeit der Geſtalt mahnten an die Marmorbilder, die den jungen Bachus oder den Mercur darſtellen. Als er ſang, zeigte es ſich, daß ſeine Stimme zwar roh und unausgebildet, aber von einem tiefen, faſt erſchütternden Ton war, der in ſeiner kräftigen Fülle eine gewiſſe Melancholie barg, die das Herz mit ſich fortriß. Wenigſtens wurde plötzlich eine ernſte

Stimmung in dem kleinen Kreiſe bemerkbar. Es ſchien, als wenn die drei jungen Mädchen, die eben noch ſo heiter waren, jetzt zu Träumerei und Nachdenken aufgelegt wären. Vielleicht war auch der Gegenſtand des Liedes hieran ſchuld; es drückte die Empfindungen eines Schiffers aus, der weit ins ſtürmiſche Meer hinauszieht und ſeiner Geliebten, von der er nicht weiß, ob er ſie wiederſehen wird, ein Lebewohl ſendet. Emilie ſtand leiſe von ihrem Platze am Kamine auf, näherte ſich dem Sänger und lauſchte ſeinen Tönen.

Bald darauf ging die kleine Geſellſchaft auseinander.

Achtes Kapitel.

Philipp mußte dem Grafen Bericht abſtatten von dieſem Abende. Der Graf, der ihn jetzt immer höflich anredete und ſehr rückſichtsvoll behandelte, ſagte: Sie ſehen, lieber Philipp, in dieſem Abbé, den ich aus einer ſchlimmen Lage gerettet habe, einen jener gewiſſenloſen Männer, die unſere gute Sache verderben und ſie noch völlig in Miscredit bringen werden. Sie nennen ſich Philoſophen, aber ſie ſind nichts als Modepuppen, dabei ſind es Schurken und Libertins. Ihre Sitten ſind durch und durch verdorben, Grundſätze kennen ſie nicht, und dabei ſind ſie feig und unmännlich. Unſere Sache ruht bei ihnen in den

ſchlimmſten Händen; dennoch dürfen wir ſie nicht verläugnen. In dem Heere, das wir gegen den Aberglauben und die großen ſtaatlichen und ſocialen Misbräuche anführen, ſind ſie die Hintertruppen und dazu beſtimmt, uns den Rücken zu decken; auch werden ihnen hier und da Poſten anvertraut, zu deren Beſetzung wir unſere edlern Kräfte nicht hingeben wollen. Als ich in Paris war, bat mich mein Freund Helvetius, mich dieſes Mannes anzunehmen und ihn auf einige Zeit mit nach Deutſchland zu nehmen, bis man in Paris ſeinen Unfall würde vergeſſen haben. Ich kam mit ihm hier an und er fiel mir anfangs beſchwerlich, indem er Harlekinaden aller Art vornahm und meinem Landvolk Aergerniß gab. Nichts iſt mir ſo verhaßt, als ein rohes, ungeſchicktes Antaſten der alten Irrthümer, an denen ein einfältiges, aber in ſeinem Glauben und ſeiner Unſchuld ehrwürdiges Geſchlecht noch feſthält. Dergleichen muß langſam vorbereitet und mit dem Ernſte unternommen werden, der der Sache ziemt. Denn wenn man ſeine Brüder beſſern will, ſo muß man ſie lieben; wen man aber liebt, den

behandelt man ſanft und zärtlich. Den ächten Philoſophen erkennt man daran, daß er ſich ſelbſt vergißt und nur in Andern lebt. Wer aus unſerer Lehre nur ein Spielwerk der Eitelkeit macht, der kann ſicher ſein, daß ihm das große Werk nicht gelingt.

Auf Sie, lieber Philipp, ſetze ich große Hoffnungen. Sie ſind aus dem Volke hervorgegangen, nicht von oben her und durch die Eitelkeit der Salons gebildet. Bewahren Sie ſich dieſen geſunden Kern der tüchtigen, ehrlichen, offenen, herzwarmen Geſinnung!

Uebrigens wird es mich freuen, wenn Sie öfterer in Frauengeſellſchaft ſind. Ich habe Urſache zu fürchten, daß die ernſten Studien, die wir miteinander treiben und die, wie ich mir oft geſtehen muß, eigentlich für Ihre Jahre noch nicht paſſen, Sie gar zu ernſt und zurückhaltend machen. Da Sie, wie ich hoffe, ſich in der großen Welt noch viel werden umtreiben müſſen, ſo können Ihnen die Bücher hierzu nichts nützen. Ich ertappe mich da auf einem eigenthümlichen Egoismus. Da ich in einem ſo jungen Manne be-

reits eine ſo ſcharfe und charaktervolle Bildung entdeckt habe, ſo frage ich nicht darnach, ob ich dieſem jungen Manne dadurch ſchade, ſondern ich folge meiner Neigung, die mich zu dieſer ſeltenen Erſcheinung hintreibt, und zwinge Sie, mit mir zu ſtudiren und zu leſen, anſtatt daß ich Sie antreiben ſollte, die Vergnügungen Ihres Alters aufzuſuchen. Doch das ſoll anders werden. Ich will meinen Mädchen ſagen, daß ſie und nicht ich Sie in die Schule nehmen ſollen.

Philipp machte dagegen Einwendungen, auf die der Graf aber nicht achtete. Das iſt unmöglich, rief er, daß Sie keinen Geſchmack finden ſollten an den Luſtbarkeiten der Jugend. Sie haben ſie nur noch nicht gekoſtet. Daß Sie durch die ſchlechten Vergnügungen Ihres Alters noch nicht verdorben worden ſind, daß Sie die Frauen von ihrer niedern Seite nicht haben kennen lernen, iſt mir ganz lieb; aber der unſchuldige und heitere Verkehr mit dieſem Geſchlecht, der iſt Ihnen durchaus nöthig.

Von dieſer Zeit an war Philipp faſt täglich in der Geſellſchaft der Damen, und die beiden

Schweſtern, mochte nun dies der ausdrückliche Befehl des ſtrengen Vaters bewirken, oder das erwachende Wohlgefallen, das ſie an ihrem neuen Geſellſchafter fanden, bezeigten ſich weit freundlicher und aufmerkſamer gegen ihn. Emilie blieb ſich gleich, ſie hatte ihm gleich anfangs eine lebhafte Theilnahme gezeigt, die ſich ungezwungen äußerte, ſowie überhaupt der Charakter dieſes liebenswürdigen Mädchens Offenheit und Natur war. Der Abbé, nachdem er verſucht hatte, ſich an Philipp zu reiben, von dieſem aber ein paarmal hart zurechtgewieſen worden, bekam Reſpekt vor den unfriedlichen und ungefälligen Eigenſchaften des jungen Soldaten und ließ ihn in Frieden. Der alte Magiſter war mehr für Philipp als gegen ihn, beſonders leitete ihn hierbei die Anſicht, die ſein Liebling, Emilie, über den Charakter unſers Helden ausgeſprochen hatte. Mit zwei Mitgliedern der kleinen Geſellſchaft ſtand ſich jedoch Philipp entſchieden ſchlecht, und gerade dieſe waren die einflußreichſten in Betreff ſeines fernern Verbleibens auf dem Schloſſe. Der Major des Regiments, ein noch ſehr junger Mann von

vornehmer Familie, durch Protection zu ſeiner Stelle gelangt, machte der älteſten Comteß den Hof, indem er zugleich ernſtliche Abſichten auf ihre Hand und ihr Vermögen hegte; der Oberlieutenant, ſein intimer Freund, in gleichem Alter und von gleichen Charaktereigenſchaften, trachtete nach dem Beſitze Eleliens. Es war dieſen Herren ſehr unlieb, einen gemeinen Soldaten ihres Regiments hier zu finden; zwar unter andern Verhältniſſen, dennoch aber ihren Stolz beleidigend und ihnen einen läſtigen Zwang auflegend. Der Graf hatte ausdrücklich ein völliges Ignoriren der militäriſchen Beziehungen den jungen Offizieren zur Bedingung ihrer freundlichen Aufnahme im Schloſſe gemacht, und ſie waren zu klug, um irgend etwas ihrem Intereſſe Zuwiderlaufendes zu unternehmen. Philipp war daher, ſo lange er auf dem Schloſſe und unter Protection des Grafen ſich befand, für ſie Mitglied der Geſellſchaft, wie jedes andere; im Geheim nahmen ſie ſich aber vor, ſobald der Urlaub abgelaufen ſei, an dem Eindringling ſich für den Zwang zu entſchädigen, den er ihnen aufgelegt.

Noch erbitterter wurden ſie gegen ihn, als ſie bemerkten, daß die Damen ihm immer mehr Aufmerkſamkeit ſchenkten. Philipp ſeinerſeits beherrſchte die Aufwallungen ſeines Temperaments, nichts deſtoweniger ſammelte ſich jedoch auch bei ihm reichlicher Stoff zum künftigen, offenen Friedensbruche. Es gab Gelegenheiten, wo der Hochmuth und die Eitelkeit der Offiziere es den ihnen zeitweilig Gleichgeſtellten fühlen ließen, daß ſie ſeine Herren waren, und dieſe Gelegenheiten gingen nie vorüber, ohne daß Philipp ſich in Worten oder Mienen zur Wehre ſetzte, wo denn die Damen entſchieden auf ſeine Seite traten, wodurch das Uebel verſchlimmert ward. Nur Emilie ſuchte mit richtigem Takte zu verſöhnen, indem ſie die Partie der Offiziere nahm, oft gegen ihr beſſeres Wiſſen und Wollen, wie der folgende Vorfall zeigt.

Der Winter war vergangen, der Frühling ſetzte die Umgebungen des alten Feudalſchloſſes in die ſchönſte und heiterſte Pracht. Ein See von ziemlichem Umfange befand ſich in der Nähe, und es wurden öfters kleine Fahrten auf ihm

unternommen. Eines Nachmittags befanden ſich in einer der kleinen Gondeln die drei Mädchen, die Offiziere und Philipp. Die Offiziere ruderten, Philipp ſteuerte. Man ſang und lachte und war guter Dinge. Nach einer kleinen Weile änderte ſich das Wetter, ein lebhafter Südwind fing zu blaſen an und dieſer trieb den kleinen Nachen immer weiter in die Mitte des Sees. Die Damen verlangten jedoch raſch ans Ufer gebracht zu werden. Es war unmöglich, irgend eine Einheit in das Manöver des Ruderns zu bringen; die Anordnungen, die Philipp mit großer Beſcheidenheit gab, wurden nicht beachtet. Der Wind wurde zu einem Sturme und das Boot tanzte auf den Spitzen der Wellen. Die beiden Schweſtern hatten ſich umarmt und ſaßen, von den Wellen beſpritzt, auf der hochgehobenen Spitze des Boots; die Offiziere fluchten und ruderten dabei Einer dem Andern entgegen. Das Boot fing an ſich im Kreiſe zu drehen; die Kunſtfertigkeit Philipp's half unter dieſen Umſtänden nichts. Er hatte dabei noch die faſt ohnmächtige Emilie zu halten, die die Bewegung krank gemacht. Nachdem Phi-

lipp's Rath nicht befolgt worden, ſagte er trotzig mit einer dunklen Röthe im Geſicht: Wohlan, ich rühre keine Hand weiter an! Wollen Sie, Herr Major, ans Ruder kommen? Ich bin ein geborner Seemann, ich muß wiſſen, was hier zu thun; will man aber mir nicht gehorchen, ſo mag ich wenigſtens nicht beigetragen haben, wenn ein Unglück geſchieht! — Hiermit ließ er das Steuer frei.

Will Er wol, Burſche! ſchrie der Major athemlos und in Schweiß gebadet; ich will Ihn lehren, ſich feig zurückzuziehen, wenn wir alle in Gefahr ſind.

Philipp, eben noch flammend roth, wurde, als dieſe Worte erklangen, bleich wie der Tod. Seine Augen rollten und er heftete einen kurzen, aber ſcharfen Blick auf den Major. Seine Hand rührte ſich jedoch nicht, das Ruder wieder zu ergreifen.

Die am Boden liegende Emilie erhob ſich, als ſie dieſen gefährlichen Streit hörte; ein bittender Blick auf Philipp brachte dieſen wieder raſch zur Beſinnung. Er bedachte, daß es thöricht ſei, ſeine Gefühle und Empfindungen hier geltend zu machen,

wo es die Rettung Hülfloſer galt. Raſch war ſeine Hand wieder am Ruder, und Emilie, ſich zu den Offizieren wendend, rief: Meine Herren, Sie haben viel mehr Kenntniſſe, Sie ſind weit geſchickter als dieſer junge Mann, aber Ihre vornehme Erziehung, bedenken Sie doch, kann Sie Das nicht gelehrt haben, was ganz andere Verhältniſſe unſerm Schiffer beibrachten. Laſſen Sie ſich nur diesmal etwas von ihm ſagen, thun Sie's Ihrer eigenen Sicherheit wegen, wenn Sie es der unſrigen wegen nicht thun wollen.

Dieſe Worte bewirkten, daß die Offiziere jetzt ſtreng die Weiſungen befolgten, die Philipp ihnen ertheilte. Somit gelangte das Boot unbeſchadet ans Ufer. Philipp trug Emilien auf ſeinen Armen hinaus. Sie dankte ihm und nannte ihn ihren und der kleinen Geſellſchaft Lebensretter. Natürlich wies Philipp dieſes ihm zuerkannte Lob zurück.

Von dieſem Vorfall an herrſchte die erbittertſte Stimmung zwiſchen den Offizieren und Philipp. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf hiervon Kenntniß erhielt, und da ſeines Schützlings Ur-

laub bald zu Ende ging, und er voraussah, man werde ihm unter diesen Umständen keinen neuen ertheilen, suchte er dahin zu wirken, daß Philipp zu einem andern Regimente versetzt würde, und zwar zu einem, das Marschordre erhalten hatte, um an die Grenze zu rücken, wo ein feindliches Truppencorps bereits zusammengezogen war. Wir befinden uns nämlich in dem Zeitabschnitt, der dem Schlusse des bairischen Erbfolgekrieges voranging. Die kriegerischen Rüstungen damals ließen auf einen neuen blutigen Zusammenstoß der Mächte schließen, doch das Machtwort Rußlands brachte bekanntlich sehr bald den Frieden zu Teschen zu Stande.

Als der Graf den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen dem Jünglinge mittheilte, dankte ihm dieser ganz besonders freudig. Gerade das war es, was er gewünscht hatte. Der Krieg versprach ihm ein neues, ruhmreiches Feld der Thätigkeit und entzog ihn den kleinen boshaften Neckereien und der abhängigen Lage auf dem Schlosse. Als seine nahe Abreise bekannt wurde, machte sie eine verschiedene Wirkung auf den klei-

nen Kreis der Schloßbewohner und ihrer Gäste. Die Offiziere waren unwillig, daß ihnen die Gelegenheit genommen wurde, recht empfindlich ihre Rache zu nehmen; die beiden Schwestern bedauerten aufrichtig, ihren Schüler — so nannten sie ihn wegen des ihm ertheilten Gesangunterrichts — weggehen zu sehen, und Emilie, die scheinbar sich am zufriedensten mit diesem Abschied zeigte, empfand ihn nichtsdestoweniger am schwersten. Philipp's Charakter war ihr durch eine Menge kleiner Züge, die nur für ihr feines Auge sichtbar waren, achtungswerth und lieb geworden. Sie hatte Sinn für die Offenheit und Geradheit seines Wesens, und was gegenüber den Andern scheue Zurückhaltung und finsteres Verschließen genannt werden konnte, erschien, wenn Philipp mit ihr allein war, als eine treue, feste Seelenreinheit, die ihres innern Werthes sich nicht bewußt geworden ist. Wer wird jetzt mich begleiten, sagte sie zu sich, wenn ich im Dorfe meine Kranken besuche, wer mir den Korb mit Speisen und Getränken nachtragen, den ich oft heimlich bald in diese, bald in jene Hütte bringen muß? Ach, und

wer wird mit mir zusammen den alten Magister pflegen, den die letzten Monate hindurch eine gefährliche Krankheit ans Bett gefesselt hat? Dennoch war Emilie froh, daß Philipp ging; denn sie sah voraus, in welche üble Lage er kommen mußte, wenn er blieb und in seine Stellung als Soldat zurückkehrte. Der Abbé sagte: Der Bär ist erst zur Hälfte geleckt, und man läßt ihn schon gehen. Philipp selbst wünschte und hoffte, dreien Personen dieses Kreises noch in seinem fernern Leben zu begegnen, dem Grafen, den er ehrte, Emilien, die ihm wohlgefiel, und dem Major, den er haßte. Das Schicksal erfüllte ihm diese drei Wünsche, wie der Verlauf dieser Geschichte zeigen wird.

Neuntes Kapitel.

Wir übergehen den Zeitraum von drei Jahren, während welcher unser Held bei seinem neu gewählten Regimente sich befand, das in kleinen Vorpostengefechten öfters ins Feuer kam. Phillpp fand Gelegenheit, seinen Vorgesetzten zu zeigen, daß er ein braver, unerschrockener Soldat war, und daß man auf seine Pflichttreue zählen konnte. Er wurde mehr als einmal verwundet, jedoch nicht gefährlich, und die höhere Charge eines Unteroffiziers wurde ihm zu Theil. Dies war jedoch nicht die Erfüllung der Pläne, die sein Ehrgeiz sich geträumt. Erstlich schon, daß es zu keiner bedeutenden Schlacht kam, daß sich der

Gang der Kriegsunternehmungen von einem Winterquartier zum andern ſchwerfällig in die Länge zog, machte ihn mismuthig, und dann wurde ihm das müßige Leben in den kleinen Cantonirungen, wodurch die Sitten verſchlechtert und der Muth herabgeſtimmt ward, zuletzt ganz verhaßt. Zum Glück für ihn trat eine Epiſode in dieſes Einerlei; es blitzte ihm nämlich ein Hoffnungsſtrahl auf, von ſeiner Heimat und ſeinen Angehörigen etwas zu erfahren. Der Vorfall war nämlich dieſer.

In dem Lazarethe liegend, mit noch mehren andern Verwundeten zuſammen, wurde er auf einen alten Mann aufmerkſam, der für beſtimmte Dienſtleiſtungen angenommen war und ſich dabei auf eine eigenthümliche Weiſe benahm. Man hörte ihn wehklagen und ächzen, gleichſam als empfände er ſelbſt die Schmerzen, die der von ihm Gepflegte empfand. Eines Abends kam es zwiſchen Philipp und dieſem Wärter zum Geſpräch. Der Alte wurde mittheilſam. Philipp erfuhr den Grund ſeines Kummers und mithin die Urſache ſeines ſeltſamen Betragens. Gewiſſens-

biſſe quälten den Armen, und ſein Seelenleiden erwachte allemal auf das heftigſte, wenn er das Körperleiden eines der ihm zugewieſenen Kranken ſah.

Und worin beſteht Eure Schuld? fragte Philipp.

Ich war ein untreuer und gewiſſenloſer Diener, entgegnete der Alte. Ich ſah ein Unheil über das Haus meines Herrn kommen und warnte ihn nicht.

So trachtete man Eurem Herrn nach dem Leben, oder wollte man ſein Haus anzünden?

Nein, rief der Greis; man wollte ihm nur ſein Weib und ſein Kind ſtehlen. Ich ſage, man wollte, ich hätte ſagen ſollen, man ſtahl ihm Beides wirklich.

Philipp fuhr in die Höhe, erfaßte krampfhaft den Arm des Wärters und rief: Was ſagt Ihr da, Alter! Wie hieß Euer Herr, und wo lebte er?

Wozu wollt Ihr das wiſſen?

Das laßt meine Sache ſein. Sprecht!

Nein, ich ſpreche kein Wort weiter. Wer hätte vorausſehen ſollen, daß Ihr ſo großen Antheil

an meiner Geſchichte nehmen würdet. Ich habe ſie ſchon einer Menge Leuten erzählt, und ſie haben dazu den Kopf geſchüttelt, haben mich bedauert und geſchwiegen. Ueberdies, wenn ich weiter ſpräche, würdet Ihr aus Eurer Ruhe kommen, und das könnte Eurer Wunde ſchaden.

Aus meiner Ruhe bin ich ſchon gekommen, Alter; ſagte Philipp.

Nun, warum wollt Ihr denn überhaupt die Namen wiſſen?

Weil ich einen Freund habe, entgegnete Philipp ungeduldig, deſſen Schickſal ähnlich war mit dem des Sohnes Eures Herrn.

Wie — man tödtete auch die arme Mutter?

Ja — ja! Um Gotteswillen ſprecht! rief Philipp zitternd. Er ſchlug die Hände vor dem Antlitz zuſammen. Aufs neue und im grellſten Lichte traten alle jene Momente ſeiner Kindheit vor ſeine Seele.

Du lieber Heiland, wie Ihr zittert! Nein, nein, ich ſage kein Wort weiter.

So werde ich Euch erwürgen! ſchrie Philipp, und legte beide Fäuſte an die Kehle des Alten. Der Auftritt machte Aufſehen; die Kranken in

den naheſtehenden Betten erwachten; hierdurch bewogen, mäßigte Philipp ſeine Leidenſchaft. Aber es war umſonſt; aus dem erſchreckten und eingeſchüchterten Greiſe war nichts mehr herauszubekommen. Ihr ſeid einer von den Mördern! rief er. Wenn Ihr noch weiter in mich dringt, ſo zeige ich Euch an! Hiermit eilte er fort und war nicht wieder zu bewegen, an Philipp's Bett zu kommen. Als der Jüngling genas, war der Alte verſchwunden. Alle Erkundigungen nach ihm waren fruchtlos. Er war fremd im Orte geweſen; er hatte ſich zur Krankenpflege gemeldet, und man hatte ihn angenommen. Dies war Alles, was man Philipp zur Antwort gab. Man kann ſich denken, welche unruhige Wochen dieſer verlebte, bis ihm jede, auch die leiſeſte Spur dieſes wunderſamen Ereigniſſes verloren ging. Es war gewiß, er war mit einem ehemaligen Diener ſeines Vaters zuſammengetroffen, und dieſer ſchien ein Mitſchuldiger des Verbrechens geweſen zu ſein, wenigſtens zeugte dafür ſeine bange Scheu und die lebhafte Gewiſſensangſt, ſowie ſeine Flucht, als er eine Entdeckung befürchtete.

Ein zweites Begegnen ſollte Philipp erleben, das ihn an frühere Zeiten mahnte, doch auch dieſes ging ebenſo fruchtlos vorüber. Er glaubte nämlich in einem der feindlichen Reiter, der durch einen Bajonnetſtich verwundet worden, jenen Boten zu erkennen, der ihm am Strande die Papiere und das Geld eingehändigt. Aber der Reiter, mochte er nun Philipp erkannt haben oder nicht, oder mochte Philipp ſich geirrt haben, verweigerte jede Auskunft. Der Verwundete war überdies in ſolch' gefährlichem Zuſtande, daß er bald darauf ſtarb. Philipp bemächtigte ſich ſeines Taſchenbuchs und zeichnete ſich die Heimat und den Namen des Todten auf.

Schon war eine geraume Zeit nach Abſchluß des Friedens vergangen, und Philipp, der jetzt weder Neigung noch Grund fand, länger Soldat zu bleiben, hatte vergeblich ſich um ſeine Entlaſſung bemüht. Den ſchwierigen und combinirten Verhältniſſen der Landesherrſchaft, zu deren Kriegsverbindlichkeiten es gehörte, den Truppentheil herzuſtellen, bei dem Philipp diente, war dieſe Säumniß zuzuſchreiben. Für ihn, der ſich

mit Zwang zurückgehalten ſah, war dies unbeſchreiblich läſtig. Er wandte ſich brieflich an den Grafen, um dieſen zu bitten, ſich für ihn zu verwenden; er erhielt keine Antwort. In einem kleinen Landſtädtchen eingeſperrt, ohne Bücher, ohne Umgang, an die Arbeiten eines mechaniſchen Dienſtes gefeſſelt, war er nahe daran, zu verzweifeln, und mehr als einmal dachte er daran, die Flucht zu ergreifen.

In dieſer finſtern Stimmung verging der Winter; der Frühling brachte endlich dem armen Gefangenen die beſtimmte Ausſicht ſeiner baldigen Erlöſung. Philipp zählte die Tage und berechnete die Stunde, wo das Entlaſſungsſchreiben ſich in ſeinen Händen befinden würde. Aber es ſollte anders kommen, wie er gehofft. Wenige Augenblicke und ſein Geſchick nahm eine unvorhergeſehene plötzliche Wendung.

Eines Tages, als er eben müßig an einem entfernt gelegenen Bauernhauſe vorbeiwanderte, hörte er Tumult darin und kreiſchende Weiberſtimmen. Er blieb ſtehen und richtete den Blick auf die Hausthür, aus der jetzt ein Mädchen

hervorſtürzte, die den niedern Zaun des Gartens erklettern wollte, um ſich in einen Schuppen zu retten, der zur Aufbewahrung von allerlei ländlichen Geräthſchaften diente. Vielleicht wollte ſie ſich auch mit dieſen bewaffnen gegen ihren Verfolger. In dieſem erkannte Philipp einen Offizier, und zwar einen von dem Regimente, in welchem er früher geſtanden. Der Mann war in trunkenem Zuſtande, und die Flüche, die er ausſtieß, die drohenden Bewegungen, die er mit der gezogenen Waffe ausführte, ließen das Schlimmſte für das Opfer ſeiner Verfolgungen erwarten. Schon hatte er die Fliehende erfaßt, und ſie auf den Boden geworfen, ein altes Weib in der Thür rang vergeblich Hülfe rufend die Hände, da ſtürzte Philipp hinzu und faßte kräftig den brutalen Wütherich an der Schulter. Er erkannte den Major und dieſer erkannte ihn. Das unheilvolle Zuſammentreffen lähmte auf einen Augenblick die Kräfte beider. Philipp jedoch gewann zuerſt die Ueberlegung wieder, und es durchzuckte ihn wie ein Strahl von Freude, daß er jetzt ſeinem Feinde in willkommenſter Nähe gegenüberſtehe.

Der Major ließ das Mädchen frei, richtete ſich langſam auf und fragte mit einem kalten höhnenden Lächeln, das in ein Grinſen überging: Wer er ſei und was er wolle?

Sie kennen mich nicht mehr, Herr Major? rief Philipp. Ich bin derſelbe, dem Sie einſt den Vorwurf der Feigheit zu machen ſich erdreiſteten.

Und heute füge ich noch den der Unverſchämtheit hinzu! ſchrie der Major. Aus meinem Wege, Burſche, wenn Er nicht will, daß ich Ihm den Schädel ſpalte!

Philipp trat einen Schritt zurück und ſagte in einem kalten, ſcharfen Tone: Ich bin ohne Waffen.

Das ſehe ich, und darum ſag' ich Ihm friedfertig, daß Er ſeines Weges ſich trollen ſoll, hob jener in einer etwas gemäßigtern Sprache wieder an. Was hier geſchieht, geht Ihm nichts an. Verſteht Er?

Das Mädchen umklammerte Philipp's Kniee, und auch die Alte fiel vor ihm nieder. Beide beſchworen ihn, ſie zu retten. Der Major riß

die Dirne an ſich, Philipp ſtieß von neuem ſeinen Arm zurück. Jetzt zog der Wüthende den Degen und drang auf den Wehrloſen ein. Dieſer ſchrie noch mit der letzten Kraft der ſchwindenden Beherrſchung ſeiner ſelbſt: Herr Major — haltet ein! Es kann ein Unglück geſchehen!

Hund! brüllte jener, und wenn ich dich von der Erde vertilge, ſo geſchieht dir Recht! Elender Baſtard!

Kaum waren dieſe Worte heraus, als ſchon des Majors eigner Degen dieſem tief in der Bruſt ſaß. Philipp hatte raſch die Waffe ihm aus der Hand gerungen und im Nu den tödtlichen Stoß vollführt. Heulend ſtürzte jener zuſammen und wand ſich in ſeinem Blute. Die Wand der Hütte, die nahen Gebüſche waren mit Blutſpuren überſäet. Nur einen Moment der Ueberlegung brauchte Philipp und er ſah ein, daß hier ſeines Bleibens nicht länger ſein dürfe. Raſch zog er den Soldatenrock aus, warf ihn über den Zaun ins Gebüſch und entfloh feldeinwärts, ſo ſchnell er konnte. Rückſchauend ge-

wahrte er, wie ein Mann in Hemdsärmeln in die Thür der Hütte trat und ein Piſtol auf ihn abfeuerte. Zugleich hörte er Lärm und Stimmen von der Seite des Dorfes her durcheinander rufen. Er beſchleunigte ſeinen Lauf noch mehr, und gönnte ſich erſt dann einen Augenblick Ruhe, als er ein dichtes Gehölz erreicht hatte, das eine kleine Viertelſtunde vom Dorfe entfernt ſein mochte. Hier warf er ſich nieder und unterſuchte ſeinen Arm, der ihm verwundet ſchien; dies war jedoch nicht der Fall, die Blutflecke am Aermel ſchienen von der blutbefleckten Uniform herzurühren, die er abgeſtreift. Ein tiefer Athemzug entwand ſich ſeiner Bruſt. Es war ihm, als rief eine Stimme hoch oben in den bewegten Laubgipfeln: Mörder! Ein ſeltſames Rauſchen ging durch den Wald, die Natur ſchien wie verändert.

Indeſſen wär es nicht Zeit nachzugrübeln, er mußte ſich wieder aufraffen und ſeinen irren Lauf von neuem antreten. Ins tiefſte Dickicht hinein ſuchte er zu bringen; die Hecken und Dorngebüſche zerriſſen ſeine Kleider und ritzten ſeine Hände blutig. Dabei glaubte er immer einen

nahen Lärm zu hören. Stillestehend löste sich dieses Geräusch in das stoßweise Wehen des Sturmwindes auf, der dichte Regenwolken herbeitrieb, die sich alsbald zu entladen begannen. Dieser Umstand war dem Flüchtlinge günstig; er konnte hoffen, daß seine Verfolger Halt machen würden, um den ersten Andrang des bösen Wetters vorbeizulassen, auch die vermehrte Dunkelheit ließ ihn sicherer auf einen Versteck hoffen. Das Wetter war so schwer herangezogen, daß es völlig Nacht geworden war; die Blitze kreuzten sich und der Donner rollte ohne Aufhör.

Nach einer Stunde lichtete sich der Himmel, die Abendsonne durchschimmerte den Wald. Philipp war auf einen Baum geklettert und, indem er sich mühsam an den Zweigen festhielt — denn seine Kräfte drohten ihn zu verlassen — suchte er mit angestrengter Aufmerksamkeit in die Ferne zu spähen. Indem er noch so lauschte, fiel dicht in seiner Nähe ein Schuß. Dieser galt ihm, denn die Richtung des Rauches verfolgend, bemerkte er, wie zwei Gestalten sich durch das Dickicht arbeiteten. Er glitt vom Baume herab und nahm

ſeinen Lauf nach einem Graben zu, der zur Bewahrung des Wildes zu dienen ſchien; er war bis obenzu mit dürren Blättern und Reiſig gefüllt. In dieſe Tiefe verbarg er ſich. Erſt als er jedes verdächtige Geräuſch ſich verlieren hörte, und die Dunkelheit der Nacht bereits eingetreten war, wagte er ſich aus der Grube hervor. Seine Kenntniß von dergleichen Schlupfwinkeln, dazu ſeine Fertigkeit, ſich im Dunkeln zurechtzufinden, alles Dinge, die ſein früheres abenteuerliches Leben ihn gelehrt, machten, daß er die gefährlichen Stellen vermied, und ein glücklicher Zufall wollte, daß er nach nicht gar zu langem Suchen einen Pfad entdeckte, der ihm die Gewißheit gab, daß eine menſchliche Wohnung in der Nähe ſei. Wie willkommen war ihm dieſe Entdeckung; doch er beſchloß ſogleich, ſie ſich nur mit großer Vorſicht zu nutze zu machen; denn gerade hier konnten ſeine Verfolger Poſten gefaßt haben.

Ein Licht ſchimmerte durch das Dunkel. Leiſe heranſchleichend gelangte er zu einem Häuschen, das die Wohnung eines Köhlers oder eines Förſters zu ſein ſchien. Tiefe Stille herrſchte in und

um die Hütte. Nach einer Weile erhob ſich ein Geſang, den eine jugendliche Frauenſtimme ertönen ließ und der langſam und feierlich wie ein Grablied klang. Offenbar war alſo hier nichts zu befürchten, und Philipp klopfte an eines der niedrigen Fenſter. Der Geſang verſtummte, ein Licht bewegte ſich im Innern der Hütte, die Hausthür wurde ein wenig geöffnet und eine Stimme frug, wer da ſei. Unſer Wanderer fürchtete mit Recht, daß ſeine blutigen und zerriſſenen Kleider der einſamen Bewohnerin dieſer Waldklauſe einen ſo lebhaften Schrecken einflößen könnten, daß ſie ihm den Eintritt verweigern würde; er zog es daher vor, fürs Erſte unſichtbar zu parlamentiren und um Aufnahme zu ſollicitiren. Ein junges Mädchen von etwa ſechzehn Jahren, im Kleide einer reichen Bäuerin, ſtand in der Thür, und beleuchtet von der Kerze, die ſie in der Hand hielt, machte ihre jugendliche Schönheit einen mächtigen Eindruck auf den Armen, der ſich damit beſchäftigte, ſeine blutigen Lumpen in eine einigermaßen ſchickliche Ordnung zu bringen. Endlich trat er hervor und ſagte dem Mädchen, daß er verfolgt

werde, daß man ihm nach dem Leben trachte und ob ſie ihn verbergen wolle. Sie ſchrak zuſammen, als ſie die große bleiche Geſtalt vor ſich ſah, allein ein Blick in das bittende Auge, das auf ſie gerichtet war, mochte ſie beſtimmen, in die Gewährung der Bitte zu willigen. Sie zog ihn raſch herein und verſchloß die Thür. Wie Viele ſind es, die Euch verfolgen, armer Mann? fragte ſie. Ich will es wiſſen, denn wenn ihrer eine große Menge ſind, werde ich Euch nicht ſchützen können; wir ſind drei Frauen und allein im Hauſe. Oben liegt die Leiche des Großvaters, der geſtern früh geſtorben iſt, die blinde Großmutter, ich und eine Magd haben den Befehl, Niemand einzulaſſen, ſo lange der Bruder fort iſt, der in die nächſte Stadt gegangen.

So danke ich Euch, daß Ihr meinetwegen gegen den Befehl handelt, ſagte Philipp. Der Himmel iſt mein Zeuge, ich hätte auch nicht weiter gekonnt, denn jetzt fühle ich, daß ich verwundet bin. Seht da, eine ziemlich bedeutende Wunde am Arm!

Die ich Euch verbinden werde, ſagte das

Mädchen, indem ſie zu einem Wandſchränkchen lief und Linnenzeug und Band herbeibrachte.

Unterdeſſen hörte man eine alte Frau rufen: Wer iſt denn da? Mit wem ſprichſt du, Elſe?

Großmutter, es iſt ein armer Wandersmann, der ſich blutig gefallen hat.

Haſt du das Licht oben beim Todten ſtehen laſſen? fragte die Alte von neuem.

Die Margarethe iſt dort, und ich gehe ſelbſt gleich wieder hinauf.

Nachdem der Verband angelegt war, brachte das Mädchen einen Teller mit Suppe, that noch ein paar Fragen, ob die Wunde ſchmerze, ob er ſich jetzt beſſer fühle, und wies ihm dann das Lager an, in welchem der Bruder zu ſchlafen pflegte; Philipp zog es vor, ſich auf die Streu zu betten, die für den Knecht bereit lag, weil er fürchtete, das Bett mit Blut zu beflecken. Er fiel in einen todähnlichen Schlaf. Es mochte Mitternacht ſein, als heftig an die Thür geſchlagen wurde und mehre Stimmen Einlaß begehrten. Elſe war bereits in der Stube, ſie kniete auf die Streu nieder und flüſterte dem Erwachten

ins Ohr: Es iſt Gefahr! Man ſucht Euch; kommt, ich weiß ein Mittel Euch zu retten. — Stumm folgte ihr Philipp, die Treppe hinauf in die Bodenkammer. Hier angelangt, ſagte das Mädchen: Nun nehmt einmal den Todten beim Kopf, ich werde ihn an den Füßen faſſen, wir wollen ihn — leiſe, vorſichtig! — hier in den Großvaterſtuhl ſetzen, ſo, als ob er daſelbſt ſchlummerte, ich lege Decken um ihn her, und Ihr —

Und ich? fragte Philipp und blickte erſtaunt das Mädchen an.

Und Ihr legt Euch an ſeine Stelle in den Sarg. Ihr habt doch nicht Furcht da zu liegen, wo ein Todter gelegen?

Nein, Kind, fürchten kann ich mich nicht! Wahrlich nicht!

So legt Euch hin.

Philipp lag im Sarge. Das Todtenhemde wurde ihm raſch übergebreitet, die Mütze dem Todten abgenommen und ihm tief in die Stirn gedrückt. Die Leiche ſaß im Polſterſtuhle, zuſammengeſunken, in Decken gehüllt. Dieſe eigenthümliche Schöpfung war das Werk weniger

Augenblicke; während deſſen man das laute Sprechen der Magd unten hörte, und dazwiſchen die keifende Stimme der Alten, untermiſcht mit den Flüchen der eingedrungenen Männer.

Jetzt fein ruhig gelegen! ſagte Elſe mit einem faſt ſchelmiſchen Ausdruck ihrer hübſchen Augen. Der armen Leiche war es wirklich nicht ganz behaglich zu Muth, als ſie jetzt Tritte auf der Bodentreppe hörte. Elſe ſtimmte ihren Grabgeſang an; das Geſangbuch zitterte in ihren Händen, dennoch lächelte ſie ihrem Schützling zu, um ihm Muth zu machen. Die Thür wurde leiſe geöffnet, und ein paar Geſichter guckten durch die Spalte. Der Sarg, das Licht und das ſingende Mädchen, das ihnen den Rücken gekehrt hatte, ſchien ihnen Reſpekt einzuflößen; ſie wollten die Thür wieder ſchließen, als der Fußtritt eines Nachfolgenden ſie weit aufflie gen machte. Nur vorwärts, herein! ſchrie die befehlende Stimme. Er kann auch hier verborgen ſein; durchſucht alle Winkel!

Die Soldaten kamen jetzt heran, fünf füllten plötzlich die kleine Kammer. Was wollt ihr hier? rief Elſe, indem ſie zornig aufſprang; ſeht ihr

denn nicht, daß hier ein Todter iſt und ein Schlummernder? Geht, und weckt den Alten nicht!

Die Soldaten antworteten nicht, ſondern durchſuchten alle Winkel der Kammer; der Befehlende näherte ſich dem Sarge und betrachtete den Darinliegenden mit flüchtiger Aufmerkſamkeit. Iſt dies dein Bruder, Kleine? fragte er. Mein einziger, erwiderte ſie ſchluchzend. Die Wilddiebe haben ihn geſtern todtgeſchoſſen.

Der Mann ließ das Bahrtuch wieder fallen, deſſen Zipfel er in der Hand gehalten. Sein Auge wendete ſich jetzt auf den Alten im Stuhl. Der arme Mann iſt blind und taub, rief Elſe, laßt ihn, weckt ihn nicht! Nun denn! rief jener und ſchickte ſich an, die Kammer wieder zu verlaſſen, dann wendete er ſich wieder, faßte das Mädchen unterm Kinn und ſagte ſchmeichelnd: Du biſt eine ſchmucke Dirne; ich werde meine Soldaten fortſchicken und für den Reſt der Nacht dir Geſellſchaft leiſten.

Ach, Herr, das würde wol nicht gehen!

Weshalb nicht? Hier haſt du zwei Goldſtücke. Nimm ſie!

Nicht doch, Herr — die Großmutter unten.

Die wird glauben, daß ich ſchon längſt wieder fort bin, und wenn ſie herauf kommt, ſo, weißt du was? Ich will mich ſtatt des Todten hier in den Sarg legen; dann merkt ſie nichts.

Um Gotteswillen, rührt den Todten nicht an. Das iſt die größte Sünde, die man begehen kann!

I ja doch! Komm! Faß du am Haupte an, ich werde die Füße anpacken.

Schon hatten ſich ſeine Hände ausgeſtreckt, als Elſe ihn mit aller Heftigkeit anfiel und ihn zurückzog. Weg, — weg, vom Todten! rief ſie. Ich will im Walde auf Euch warten, nur hier nicht! — Im Walde, wenn Ihr durchaus wollt!

Mir auch recht! entgegnete jener. Du biſt aber eine einfältige Dirne; hier könnten wir uns am ungeſtörteſten küſſen. Der Todte plaudert nicht, und der Blinde und Taube dort iſt ſo gut wie ein Todter. Alſo zehn Schritte von der Hütte, auf dem Pfade links, da treffe ich dich, wenn der Morgen graut! Kommſt du nicht, ſo komme ich her, und dann gehe ich nicht wieder. Verſtehſt du mich? — Ich nehme dein Geſangbuch als Pfand mit.

Er ging, und mit ihm verließ ſeine Begleitung die Hütte.

Philipp lag noch eine ganze Stunde im Sarge, ehe ſeine Beſchützerin ihm erlaubte, dieſes düſtere und unbequeme Bett zu verlaſſen.

Ich gehe nun, ſagte Elſe, als die Morgendämmerung in die Fenſter zu ſchimmern begann; denn mein Geſangbuch kann ich nicht in ſeinen Händen laſſen. Es ſteht darin ein Gebet, das meine Mutter mit ſterbender Hand einſt einſchrieb.

Philipp fragte: Ihr wollt in den Wald hinaus? Ihr wollt jenem Wort halten? Das hätte ich von Euch nicht geglaubt!

Mittlerweile, ſagte ſie ruhig, verlaßt die Hütte nicht. Ich werde den Mann draußen aufhalten und zugleich ſehen, ob nichts mehr zu befürchten iſt.

Nicht deshalb geht Ihr. Ihr geht, weil Ihr mit ihm tändeln wollt.

Mir fällt's nicht ein. Was denkt Ihr! Ich gehe, um Euch zu retten und zugleich um mein Buch mir wieder zu verſchaffen. Das iſt kein hübſcher Dank, den Ihr mir gebt. Glaubt nur, ich hätte ſogar die Liebkoſungen des Mannes

hier geduldet, nur um Euch nicht in Gefahr zu bringen.

Und du denkst, Mädchen, sagte Philipp heftig, daß ich das geduldet haben würde!

Was hättet Ihr gethan?

Was ich gethan hätte? Ich wäre lebendig geworden und aus dem Sarge gesprungen. Der Teufel mag da todt sein, wenn Diejenige, die uns mit Gefahr gerettet hat, vor unsern Augen eine Unbill erfahren soll.

Es wäre nicht so schlimm geworden! sagte das Mädchen heiter. Wir Dirnen im Forste wissen uns zu wehren. Darum gehe ich auch sorglos hinaus. Wenn ihrer auch zwölf Männer sind, ich werde ihnen schon zu entschlüpfen wissen. Bleibt Ihr nur ruhig.

Und du fragst gar nicht, für wen du das Alles thust! hob Philipp an, nachdem er in einer ziemlich langen Pause voll Rührung das junge Mädchen betrachtet hatte; wenn ich nun wirklich ein todeswürdiger Verbrecher wäre?

So seht Ihr mir nicht aus. Und wenn Ihr's wäret, so will ich Euch doch nicht ausliefern.

Ich thät's meinem ſchlimmſten Feinde nicht. Nun, ehe ich gehe, laßt uns den Großvater wieder an Ort und Stelle legen. Er iſt am Ende doch ein beſſerer Todter als Ihr.

Da haſt du recht! rief Philipp und raubte dem Mädchen einen Kuß.

Nehmt Euren Arm in Acht! War das nicht ein geſcheiter Einfall? ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, während ſie ſich beſchäftigte, dem Todten den ihm zukommenden Trauerſchmuck anzulegen.. Sie haben alle Ecken und Winkel der kleinen Hütte durchſucht, ſie hätten Euch finden müſſen, wäre ich nicht auf dieſen Gedanken gekommen. Aber Ihr habt mir's angethan. Schon bei Eurem erſten Anblick, als die dunkeln Augen mich aus der Tiefe der Waldesnacht anſahen, da lief es mir durch den Sinn, als hörte ich die Worte: Den rette! Ich hätt's aber auch wol bei jedem Andern gethan, nur nicht vielleicht ſo klug. Seltſam, daß der Mann da draußen auf denſelben Gedanken kam; wir müſſen beide an demſelben Tage geboren ſein! Nun — ſeht! Jetzt kann der Großvater wieder ruhig weiter ſchlummern. Er

wird mir nicht böse sein! Ich werde ein pater noster mehr für ihn beten; alsdann kann er sich zufrieden geben, der alte Mann. Jetzt muß ich aber gehen, denn der Morgen bricht schon hell herein.

Sie nahm ein Tuch um, befahl nochmals ihrem Schützling, sich ruhig zu verhalten, bis sie wiederkäme, und ging.

Philipp setzte sich am Fuß des Sarges nieder und dachte dem lieblichen Mädchen nach, das ihn soeben verlassen. Dann kam ihm seine That wieder in den Sinn und das vergossene Blut brannte auf seiner Seele. Aber so viel er hin und her dachte, er konnte nicht finden, wie er's hätte anders machen sollen. Es ist sein und mein Geschick gewesen! rief er.

Da Else etwas länger ausblieb, als sie gewollt, wurde er ihretwegen unruhig. Da trat sie ein, mit triumphirender Miene ihr Gesangbuch hoch emporhebend. Nun weiß ich Alles! rief sie, mein Mann im Walde hat mir's gesagt. Er ist ein Korporal und Begleiter des Offiziers, der hierher geschickt worden, um Ankäufe fürs

Regiment zu machen und dem Ihr den Degen durch den Leib gerannt, und zwar weil Ihr ihn auf ſchlechter That ertappt. Das iſt gut und gefällt mir; dabei ſeid Ihr aber noch von Alters her ſein Feind geweſen, da habt Ihr Euch gerächt, das gefällt mir nicht ſo gut. Denn der Menſch ſoll nicht Böſes mit Böſem vergelten, hat mir meine Mutter geſagt, und es ſteht auch hier im Buche.

Und mit dem Schwatzen und Plaudern habt ihr euch begnügt? ſagte Philipp.

Ich habe mich damit begnügt, entgegnete Elſe, mein Begleiter wollte etwas mehr. Aber ich habe ihm geſagt, daß das nicht ginge, und daß ich Braut ſei.

Wie Elſe, du biſt Braut?

Nimmt Euch das ſo ſehr Wunder? Kann ich nicht Braut ſein, ſo gut wie Eine! Aber ich bin es nicht; es war nur ſo ein Gerede, damit er mich gehen ließe. Uebrigens iſt der Wald jetzt frei, und Ihr könnt nun gehen, wohin Ihr wollt.

Alſo du ſchickſt mich fort?

Ich kann Euch ja doch nicht behalten, ent-

gegnete das Mädchen mit einem zärtlichen Ausdruck. Und übrigens will ich Euch auch nicht behalten, denn die Männer, die es Einem so anthun, das sind gar gefährliche Leute!

Es wurde nun berathschlagt, auf welche Weise Philipp sicher bis über die Grenze kommen könnte. Er sollte in der Nacht wandern, aber in der Nacht war wieder Gefahr, daß er die versteckten Wege nicht finden würde. Die Großmutter mischte sich mit ins Gespräch und machte bald diesen, bald jenen Vorschlag; sogar die Magd wurde um Rath gefragt. Endlich rief Else: Ich hab's! Kommt nicht der Hundsrück heute hier an? Der kann ihn mitnehmen. Er gibt ihm einen Pack Sachen zu tragen, und so sieht er wie sein Knecht aus, oder wie ein anderer Handelsmann. Dieser Vorschlag fand großen Beifall. Und noch besser! rief Else freudig, vom Hundsrück kann er auch Kleider bekommen, denn der hat sie von allen Sorten. In den blutigen Hemdsärmeln kann er nicht einen Schritt aus der Hütte.

Gegen Abend erschien der erwartete Händler. Es war ein Mann von mittlern Jahren, auf

deſſen kräftigen Schultern ein ziemlich ſtarker Ballen von Kleidern und allerlei kleiner Waare ganz bequem Platz fand. Er ging gebückt und am Stabe. Sein Auge war umſchattet, aber nicht unfreundlich. Er hatte die Gewohnheit an ſich, daß er öfters aus tiefer Bruſt ſeufzte, dabei klagte er aber nicht, und hatte eine freundliche, ja ſogar lächelnde Miene. Mit dieſem Manne ſchloß nun Philipp ein Uebereinkommen, ſie wollten miteinander bis an die Grenze wandern, und beide abwechſelnd das Gepäck tragen. Ein Anzug, dem Zwecke entſprechend, war bald gefunden. Der Händler bekam nun zu wiſſen, daß Philipp ein Deſerteur ſei, und er ſagte: Es iſt ganz recht, daß Ihr dem gottloſen Soldatenhandwerk entlaufen ſeid, und ich bin froh, daß ich demnach zum Werkzeug Eurer Flucht dienen kann. Philipp ſeinerſeits erfuhr, daß ſein neuer Genoſſe ein mähriſcher Bruder war, der nebenbei, daß er ſeinen Kram abſetzte, auch noch von der Gemeinde mit beſondern Aufträgen zur Förderung ihrer Lehren betraut war.

Der Abſchied von der kleinen Elſe wurde

Philipp nicht leicht. Das Mädchen, das fühlte er, hatte ihr Herz an ihn verloren. Sie weinte ihre heimlichen, bittern Thränen, und immer wieder und wieder winkte ſie ihm Abſchied zu, und immer wieder kehrte Philipp um, ſie zu küſſen und ſie zu tröſten. Ach, wo bleibe ich nun in dieſem einſamen Waldhäuschen! rief ſie, hier bei der alten Frau und der Leiche! Und Der, den ich lieb habe, zieht weit fort! Philipp verſprach von der Grenze zu ſchreiben, und Hundsrück ſollte den Brief überbringen. Elſe dagegen nahm ſich vor, mit dem Bruder zu ſprechen; es war kein ſo gar weiter Weg, ſie konnte, wenn Philipp ſich drüben ſicher anſiedelte, ihn mit dem Bruder dort beſuchen. So wiegt ſich die Liebe in Träume und Hoffnungen.

Die Waldbäume rauſchten, der Guckuck rief, die Vorhänge des kleinen offenen Fenſters wehten im Winde, ſie ſtand in der Thür und ſah die abgehenden Beiden hinter den Bäumen verſchwinden.

Zehntes Kapitel.

Philipp ſollte wieder Gelegenheit haben, ein Pröbchen ſeiner eigenthümlichen Lebensanſicht und einen Abriß ſeiner Lehre zu geben.

Hier hatte er es mit einem wahrhaft Gläubigen zu thun, nicht mit einem Heuchler, wie Nicodemus einer war.

Wenn Zwei zuſammen eine einſame Straße dahinwandeln, dann löſt ſich von ſelbſt, bei dem einförmigen Takte der Tritte, ein Lied alter Erinnerung von Herzen. Nie iſt Menſch gegen Menſchen mehr zum Vertrauen geneigt, als wo ſich beide der weiten, großen Ebene oder der lieblichen Thalgründe gegenüber ſehen. Es iſt die

Natur ſelbſt, die ſie zum Reden auffodert. Und dann — unter dem Himmel, unmittelbar angeweht von dem Athem, der niederfließt aus der ewigen Bläue — da ſpricht ſelbſt die Zunge wahr, die ſich ſonſt mit Lügen umgab; um wie viel ſchöner und inniger ſpricht ſich ein redlich Herz aus!

Philipp war die demüthige und knechtiſche Natur ſeines Begleiters ſehr zuwider, auch machte ihm das ewige Seufzen einen unbehaglichen Eindruck. Bei Gelegenheit eines Streites in einer Nachtherberge fragte er unwillig: Warum habt Ihr mir nicht beigeſtanden, als ich dem Lumpengeſindel, das an uns wollte, die Wege wies?

Ich mich mit Zänkereien, mit Flüchen und gar mit Schlägen abgeben! Nimmermehr! Der wahre Chriſt ſoll mit ſeinem Bruder einträchtiglich beiſammen wohnen, das iſt lieblich und dem Herrn angenehm!

Ich bin der Anſicht, daß man ſich ſeiner Haut wehren muß! entgegnete Philipp.

Das Geſpräch ſtockte hier, [illegible] beide Sprechenden [illegible] ſo gänzlich verſchiedener Anſicht,

daß kein Punkt der Vereinigung gefunden werden konnte.

Warum ſeufzt Ihr immer? fragte Philipp bei einer andern Gelegenheit. Quält Euch etwas?

O nein! tönte die Antwort mit lächelndem Munde. Ich ſeufze darüber, daß ich eine ſo elende und verlorene Creatur bin; aber ich freue mich zu gleicher Zeit, daß mein Erretter lebt, der mich wieder zu Ehren bringt.

Das verſtehe ich nicht. Wie kann ein Mann ſich ſelbſt eine elende, verlorene Creatur nennen! Wenn ich's wäre, würde ich mich ſchämen, daß ich's bin, und mich wohl hüten, es öffentlich zu ſagen. Wenn Einer es wagte, mir es ins Geſicht zu ſagen, ſchlüge ich ihm hinter die Ohren. Denn ein Mann ſoll ſich nicht ſchimpfen laſſen.

Sage es mir zehnmal am Tage, und ich will dir jedesmal noch Dank dafür abſtatten, daß du's mir ſagſt.

Still, ſprecht nicht ſo! Das klingt ekelerregend.

Was liegt mir daran, wie's klingt, wenn's nur wahr iſt. Und wahr iſt's, wir ſind Alle

unnütze Knechte, wir ermangeln Alle des Ruhms, den wir haben ſollen.

Nicht Alle. Es gab große und herrliche Menſchen, und gibt deren noch.

Was wir auch thun, es iſt alles nichts werth!

So! Und wenn es mir nun gelingt, etwas Großes und etwas Herrliches zu thun?

So haſt du es nicht gethan.

Wer denn?

Der Heiland.

Und wenn ich etwas Böſes thue, hat's denn auch der Heiland für mich gethan?

Nein, das haſt du ſelbſt gethan.

Philipp rief wild: Alſo was ich Gutes gethan, das ſoll ich nicht gethan haben, das Unrechte, das Einfältige, das Böſe, das vollbracht zu haben, das macht mir Niemand ſtreitig!

Nein, denn das Böſe iſt dein eigentlicher Stand, da biſt du gleichſam zu Hauſe. Wir Alle ſind böſe und verderbt von Grund aus.

Wer hat uns denn ſo gemacht?

Der Sündenfall unſerer erſten Eltern.

Alſo ein Anderer hat mich böſe gemacht,

und wieder ein Anderer macht mich gut. Was ſtelle ich denn dabei vor? Wie kläglich iſt's für einen Mann, daß Andere alles für ihn machen.

Ja, es iſt auch kläglich.

Aber ſolch' ein Mann will ich nicht ſein. Nein — nein! Ich will ein ſolcher Mann nicht ſein! Und wenn man mir eine Welt böte!

Armer Menſch, und was willſt du denn ſein?

Ich will Gutes und Böſes ſelbſt gethan haben. Bin ich hülfreich geweſen gegen meine Nebenmenſchen, iſt's mir gelungen den Trübſeligen zu erheitern, den Unglücklichen zu unterſtützen, dem Leidenden eine Stunde ſeiner Leiden zu verkürzen, da will ich mit Vergnügen zu mir ſelbſt ſagen: Das hab' ich gemacht! Wenn ich dagegen niedrig und böſe geweſen, wenn ich mich nicht habe finden laſſen, wo man mich ſuchte — da muß ich das Recht haben, zu mir in meiner ſtillen Kammer zu ſagen: Schäme dich! Beſſere dich! Sei kein Lump! — Verſteht Ihr wohl, in meiner ſtillen Kammer; denn die Menſchen brauchen das nicht zu wiſſen, es iſt Etwas, was Jeder mit ſich ſelbſt abzumachen hat.

Gelingt dir dann eine gute That, ſo wirſt du ſtolz darauf ſein.

Allerdings, denn dieſe gute That iſt mein Eigenthum, und ich will ſehen, wer ſie mir nehmen will! Aber da ich weiß, wie viel es mich gekoſtet hat gut zu thun, ſo hab' ich auch zugleich großen Reſpekt für Alle, die noch beſſer handeln. Jeder große Mann iſt mein Vorbild, an ihm hängt meine Seele Tag und Nacht.

Alsdann haſt du keinen Heiland nöthig.

Wahrlich, nein; ich habe keinen nöthig.

Armer Sünder! Wie willſt du denn beſtehen am Tage des Gerichts, wenn die Pforten des Todes geöffnet werden und jegliche Creatur erſcheint, um von ihren Thaten Rechenſchaft zu geben? Alsdann wirſt du daſtehen, ohne daß Jemand für dich einſteht.

Ich will Niemand, der für mich einſteht. Taug' ich nichts, ſo gehe ich verloren, ſo wie ich es verdiene. Einen ſchlechten Kerl zu retten, kann Niemand für ein großes Verdienſt angerechnet werden.

So wirſt du in die Hölle fahren.

Hölle und Himmel exiſtiren beide nicht.

Was! Unſer Herr und Heiland ſagt doch mit dürren Worten —

Was er geſagt hat, wer will das jetzt noch genau wiſſen. Uebrigens um die Menge im Zaume zu halten, daß man über ſie herrſche, hat man einen Himmel und eine Hölle erfunden. Es gab auch eine Zeit, wo Alles dieſes ſehr willig geglaubt wurde.

Und wird es denn jetzt nicht mehr geglaubt?

Von ſehr Wenigen noch. Die Meiſten thun nur noch ſo, als glaubten ſie's, damit die alte Ordnung nicht auseinanderfalle. Der wahrhaft weiſe und gute Menſch hat keinen Himmel zur Belohnung nöthig. Er ſagt ſich am Ende ſeiner Laufbahn: Du haſt ſo gehandelt, wie du mußteſt! Das iſt ſein Himmel.

Das kann dir keinen Troſt im Unglück gewähren, das hält dich in Leiden nicht aufrecht.

Gerade das! Ich ſetzte den Widerwärtigkeiten meine Seele entgegen. Verſucht's mich zu beugen! ruf' ich.

Beuge dich lieber ſogleich ſelbſt.

Nie und nimmer! Meinen Nacken wird man brechen können — ihn beugen niemals.

Wie anders, wenn du denkſt: Was ich erleide, ich will es tragen, denn Gott ſchickt es mir.

Dann muß ich aber fragen: wofür? Was hab' ich gethan, daß man mir Uebles auf Uebles zuſchickt? Iſt das ein weiſer Gott, der den Unſchuldigen peinigt und den Schuldigen in Genüſſen ſchwelgen läßt? Was hatte ich verbrochen, daß mein unſchuldiges Kinderauge die Mutter mußte ermorden ſehen? Was hatte ich verbrochen, daß man mir mein Erbe und meinen Namen ſtahl? Wodurch verdiente ich's, daß ich unter Räuber kam und faſt alles Schändliche der Welt bereits an meinem noch jungen Herzen vorüberzog? Ich ſage, ich hab's durch nichts verdient, und ungerecht und tyranniſch hieße der Wille, der dieſes über mich verhängt hätte. Doch es gibt einen ſolchen Willen nicht.

Gotteslängner!

Wer von uns läugnet mehr Gott. Ihr, die ihr einen Gott annehmt, der die Unſchuld leiden läßt und die Tugend mit der bitterſten Unbill

verfolgt; oder ich, der einen ſolchen Gott nicht annimmt?

Ihr thut mir weh und kränkt mich mit Euren Reden.

Das thut mir herzlich leid. Ich will Niemand kränken und beleidigen, und wenn Einer wahrhaft etwas glaubt, ſo iſt's mir heilig. Wir wollen nicht weiter ſprechen.

Erlaubt mir nur noch eine Frage. Wer ſchickt denn, nach Eurer Anſicht, die unangenehmen Vorfälle, das Unglück, Das, was wir Erweckte die Prüfungen Gottes nennen? Wer ſchickt denn die, wenn Ihr keinen Gott annehmt?

Dieſe werden durch die unvollkommene Einrichtung der Welt und durch böſe Menſchen uns geſendet. Wenn wir jenen Zufällen den Gleichmuth und den Stolz unſerer Seele, und gegen die Menſchen unſere geiſtigen und körperlichen Kräfte anſetzen, ſo werden wir über beide ſiegen. Dabei müſſen wir nicht vergeſſen, daß wir ebenfalls nicht vollkommen ſind, und daß unſere Nebenmenſchen ſich auch über uns zu beklagen haben. Darum geziemt's dem Manne, der ſtark,

gut und edel und ſeinem eigenen Urtheile würdig durchs Leben gehen will, daß er ſeine Begierden beherrſche und vor allen Dingen nie und nirgends Unrecht ausübe. Er würde aber Unrecht ausüben, wenn er ſein Wohlſein oder ſeinen Genuß im Auge behielte, während ſein Bruder leidet.

Das iſt Alles nichts! ſeufzte der Fromme, gar nichts! Denkt und fühlt Einer auch wie ein Engel, und er hat den Glauben nicht, ſo iſt er der Schlechteſte der Schlechten. Deine Worte, Freund, ſind mir leerer Schall und klingendes Erz. Mein Troſt iſt, daß es auch bei dir einmal zur Wandlung komme. War doch Saulus auch ein hochfahrender Sünder, ſaß er doch auch auf dem hohen Pferde der Selbſtgerechtigkeit, und ſiehe da — ein Augenblick! — und er lag unter den Hufen des Pferdes kläglich auf dem Boden.

Wir wollen von etwas Anderem ſprechen! ſagte Philipp finſter. Erzählt mir, wie Ihr Eure Jugend hingebracht.

Nicht allein meine Jugend, erwiderte Hundsrück gefällig, ſondern mein Leben weiter hinaus

will ich dir in der Kürze mittheilen, du, mein lieber Sünder. Ach, wenn ich deinen Leib betrachte, den der Herr wie eine Palme hat emporwachſen laſſen; wenn ich deine ſtarken Schultern anſchaue, die er gemacht hat ſein Kreuz zu tragen; wenn ich dieſe breite und feſte Bruſt betaſte, in der die männliche Stimme wohnt, die Verkünderin ſeines Wortes — o da überkommt mich Wehmuth, daß in dieſem Tempel Beelzebub wohnen ſoll. O, mein Bruder, mein Bruder! Komm, begleite mich auf dem himmliſchen Wege, wie du mich jetzt auf dem irdiſchen begleiteſt. Sieh hier deinen armen Bruder, auf den Knieen vor dir im Staube, er fleht dich an, ſage ab dem Geiſt der Erde und trete zu mir herüber!

Philipp hob den Knienden auf und ſagte ſehr finſter: Eure Geſchichte — erzählt!

Nun gut! rief jener. Ich bringe das Werk der Bekehrung nicht zu Stande; ein Anderer wird's thun. Als meinem Vater, einem armen Tagelöhner, das dreizehnte Knäblein — das war ich — geboren wurde, erſchrak er, denn er dachte, es könne ein Judas werden. Deshalb wandte er in

der Angſt ſeines Vaterherzens ganz beſondere Sorgfalt auf mich. Ich ward unſerm Heiland durch alle Mittel empfohlen, die nur der ſündige, menſchliche Geiſt ſich ausdenken kann. Das wäre Alles unnütz geweſen, wenn der Heiland nicht ſelbſt liebreich mich in ſeinen Arm genommen. Er legte mich an ſeine fünf Wundenmale, wie eine Mutter ihr Kleines legt an die ernährende Bruſt. Meine Eltern waren und blieben arm; da meine Brüder bald aus dem Hauſe zogen, blieb ich daheim und diente als Knecht. Da ich ein ſchwächlich Knäblein war, ſtärkte mich der Herr, und ich konnte mehr Tagewerk thun als die ſtarken Nachbarkinder. Sehr früh fing bei mir die Schule des Trübſals an. Der Vater ſtarb und die Mutter heirathete von neuem, und ich erhielt einen böſen Stiefvater. Das Stöcklein wurde nie kalt in ſeinen Händen, er fuhr damit auf meinem Rücken und Beinen daher wie ein grauſamer Wind, der die junge Pflanzung heimſucht. Ich ſang und lobte den Herrn, während ich die Schläge empfing. Oft lief das Blut herab, und ich ſagte dann freudig zur Mutter: Siehe

Mutter, dein Acker trägt Roſen. Je ſanftmüthiger ich die Mishandlung hinnahm, deſto ſtärker wurde ſie. Endlich gedachte ich zu ſterben, und da ich bei einem Tiſchler in die Lehre gegeben war, ſo hatte ich mir ſchon ſelbſt mein Särglein gezimmert; ganz artig ſchwarz bemalt — unſer Nachbar hatte mir etwas Kienruß gegeben, das ich mit Leimwaſſer angerührt, und von dem Schrank der Mutter hatte ich die Meſſinghandhaben abgelöſt und ſie dort angeſchlagen. Aber der Herr hatte es anders mit mir vor; das kleine Bette war nicht für mich beſtimmt, ein größeres ſoll ich haben. Der Baum wächſt noch, der es mir geben ſoll. Der Stiefvater ſtarb und meine Mutter zog mit mir zu ihren Verwandten. Ihre Zahl war groß und ich mußte der Diener Aller ſein. Ich diente freudig: da hieß es, Tobias hier, Tobias dort — Tobias an allen Ecken! Nur in den Sonntag-Predigtſtunden nahm ich kein Tagewerk vor, da trat ich vor den Herrn und zeigte ihm unter Thränen mein Sünderantlitz. Er ſtärkte mich, daß ich die Mühſal ertrug, ja er machte ſogar, daß ich immer freudiger wurde,

je ſchlechter mir es ging. Es kam die Zeit, wo ich mich nach einem Weibe umſchaute. Es war auch eine arme Laſtträgerin, die ich wählte, das ärmſte Mädchen im Dorfe, ein Kind, das durch frühe Knechtſchaft faſt krüppelig geworden war. Aber in ihrer Hinfälligkeit war ſie doch einer großen Liebe und Treue fähig, und zugleich war ſie auch willig und vollkommen gut darauf eingerichtet, viele Kinder zu gebären. Ich hatte von meiner Mutter, die unterdeſſen in die Paradiesgärtlein Salem's überging, ein gar winzig klein Sümmchen geerbt, das wendete ich an, mir einen Kramladen anzulegen, wo ich allerlei für den Haushalt nöthiges Geräth verkaufte. Ein Jahr erlebte ich, wo alles gut ging, wir geſund blieben und mein Weib, die ſich ſputete mich geſchwind recht glücklich zu machen, mir ein Zwillingspaar ſchenkte. Schon wurde ich übermüthig, und ich ſchrieb an meine Wand: Der Hundsrück iſt ein glücklicher Kerl! Das konnte mein Heiland nicht vertragen, er, der ſich liebreich vorgenommen hatte, mich durch mein ganzes Leben hindurch durch Trübſal zu erziehen. Geſchwind ſtarben

meine Zwillinge. Ich löſchte an einem Sonntagmorgen ganz leiſe die Inſchrift aus. Mein Weib legte ſich nieder und lag mir ſechs Wochen zwiſchen Tod und Leben! Nun kam die alte Freudigkeit über mich. Ich dankte Gott mit heller Stimme; war ich doch jetzt wieder ſein liebes Kind. Es ging Schlag auf Schlag, mein Laden brannte aus, Diebe brachten meine Erſparniſſe fort, mein Weib lag im Sterben. Ich wußte mich vor Freude nicht zu laſſen. So muß es gehen! rief ich — immer beſſer, immer beſſer! Ich werde gezüchtigt, ich werde geliebt! Wo iſt die Ruthe, daß ich ſie küſſe!

Haltet etwas ein, rief Philipp hier; mir wird ganz unwohl bei Euren Schilderungen. Was iſt das! Seid Ihr denn verrückt? Ihr konntet Euch ja über dieſe ſchrecklichen Vorfälle nicht freuen! Unmöglich! Das iſt ja gegen alle Natur! Ihr erſcheint mir hier wie ein läppiſcher Wahnſinniger.

Das iſt's ja eben! rief Hundsrück. Meine Weisheit ſoll ſein der Welt wie Thorheit! heißt es. Höre nur weiter. Meine Frau genas; wir

wanderten aus; doch wo ich hinkam, nirgends ging's so, wie der sündige eitle Mensch es wünscht. Ich und mein Weib wir stachen ein Thränenfäßchen nach dem andern an, wir berauschten uns und wurden wahre Thränensäufer; aber je mehr wir litten, desto freudiger lobten wir Gott. Unsere Angesichter glänzten vor Freude. Es war so weit gekommen, daß wir bettelnd im Lande herumzogen, mein Weib ihr Kleinstes im Korbe auf dem Rücken. Bei einer dieser Wanderungen stürzte mein Weib und verletzte sich lebensgefährlich. Ich konnte kaum hoffen, daß mir mein Gott die allergrößte Freude vorbehalten hätte, sie, meine einzige Gefährtin, mein einziges Labsal, meinen einzigen Trost von mir zu nehmen. Und siehe da — der Grundgütige that's, er schenkte mir dieses übergroße Zeichen seiner Gnade. Unter Zuckungen starb mein Weib in meinen Armen. Ich hatte nicht das Geld, ihr einen Sarg zu kaufen; ich scharrte sie ein mit meinen Händen in ein Grab in geweihter Erde. Da saß ich auf ihrem Hügel und nun rief ich, aber jetzt ganz anders und im wahren Sinne: Der Hundsrück

iſt doch ein glücklicher Kerl! Die Leute fanden mich dort und trugen mich fort, denn ich war ohnmächtig geworden.

Gibt es einen weiſen und gütigen Gott, rief Philipp hier mit Entrüſtung, ſo ſeid Ihr es, der ihn auf die empfindlichſte Weiſe läſtert! Himmel! läßt ſich wol eine Verdrehung des geſunden Sinnes denken, wie dieſe! Freude iſt nicht mehr Freude, Leid nicht mehr Leid! Alle natürliche Gefühle haben ſich in ihr Gegentheil verwandelt!

Dieſe Ausrufe unſers Philoſophen hörte der Fromme nicht, denn er war ſo tief verſenkt in die Erinnerung vergangener Tage, daß er faſt wie im Traume ſprach und ſich geberdete.

So ſtand ich denn, fuhr er fort, in meiner Freude und meinem Glück lange Zeit allein. Da ich arm war und krank, ſo flohen mich die Menſchen wie einen Ausſätzigen; was kümmerte mich das! Saß ich doch warm und lieblich in Chriſti Wunden. Vor nicht lange habe ich von neuem geheirathet, Mein Weib iſt geizig und plagt mich tüchtig; aber kann ich ohne Plage leben? Es fängt mir an unglücklich zu gehen, das heißt, ich

habe wieder etwas Eigenthum und ich lege mich Abends ſatt zu Bette, dabei habe ich keine Lumpen auf dem Leibe. Wenn dieſe Praſſerei und dieſes Wohlleben ſo fort geht, ſo wacht ſicherlich der alte Adam wieder auf.

Es iſt genug, ſagte Philipp. Wollen wir nie wieder über dieſe Dinge ſprechen, denn ich kann mit Euch nie und nimmer übereinſtimmen. Doch glaube ich, daß Ihr ein redlicher Mann ſeid.

Elftes Kapitel.

Unſere Wanderer nahten ſich einem Hauſe, das auf der Grenze der beiden Länder erbaut und eine ziemlich anſehnliche Schenke war, zugleich Wohnungen für Reiſende enthielt, die hier übernachten wollten. Hundsrück bemerkte zwei Soldaten, die auf der Bank vor der Hausthür ſaßen, und machte ſeinen Gefährten auf ſie, als auf ein übles Zeichen aufmerkſam. Dieſe Leute ſind deinetwegen da, lieber Bruder, flüſterte er; wir müſſen vorſichtig ſein.

So wollen wir ſogleich weiter gehen, ohne einzukehren, rieth Philipp.

Das würde Verdacht erwecken, bemerkte der

Händler. Ich kehre, ſo lange ich dieſe Straße wandle, regelmäßig hier ein, was würde der Wirth ſagen, wenn ich heute vorüberginge?

Indem er dieſe Worte ſprach, erſchien auch ſchon der Eigenthümer der Schenke und nöthigte die Beiden einzukehren. Was wollen jene Soldaten? fragte Hundsrück; habt Ihr Einquartierung? Nein, entgegnete der Gefragte. Es treibt ſich ein Deſerteur in der Gegend herum, und dem paſſen ſie auf. Die ganze Grenze iſt beſetzt, von hier bis zum nächſten Dorfe.

So, ſo, ſagte Hundsrück. Nun gut Glück für das Geſchäft.

Sie gingen in die Schenke und fanden dieſe angefüllt mit Reiſenden aller Art. Der arme Händler und ſein Gefährte fielen Niemand auf. Die Nacht verging ruhig, erſt beim anbrechenden Morgen, als die Beiden ſich zum Weiterwandern anſchickten, wurde Philipp von dem Sergeanten befragt, wer er ſei und wohin er wolle. Sogleich, als ſie jene miteinander ſprechen ſahen, kamen die Soldaten und bildeten einen Kreis um beide. Philipp antwortete unerſchrocken, daß er

der gemiethete Knecht des Händlers ſei und Waaren in die Stadt jenſeits brächte.

Hol mich der Teufel, brummte der Sergeant, wenn der Burſch nicht das rechte Maß hat! Iſt denn keiner von euch, der den Spitzbuben gekannt hat? wandte er ſich zu den Soldaten.

Ich! entgegnete Einer aus dem Kreiſe und trat vor. Ich kannte ihn, wie ich das Kind meiner Mutter kenne. Wir waren aus einem Dorfe und ſeine Eltern kenne ich auch.

Philipp hatte, als der Soldat hervortrat, einen augenblicklichen heftigen Schreck empfunden; alsbald überzeugte er ſich aber, daß er nichts zu fürchten hatte. Die Angaben waren falſch. Der Sergeant war erſt neu in ſeine Stelle geſetzt; ein Kamerad, dem Philipp einen Dienſt erwieſen, erkannte ihn wohl, verrieth ihn aber mit keiner Miene.

Wir wollen ihn zurückhalten, hob der Sergeant wieder an, der ſich vergebens bemühte, einige Notizen, die eine Art Signalement enthielten, aus ſeiner Brieftaſche zu entziffern, bis der Herr Lieutenant zurückkommt.

Ei, Herr, Ihr wollt mir meinen Knecht hier behalten! klagte Hundsrück. Und wie soll ich armer Mann das Gepäck allein tragen! Was wollt Ihr von uns? Fragt den Wirth, er kennt mich schon seit Jahren, daß ich kein Hehler noch Stehler bin.

Auf die Anfrage des Sergeanten bestätigte der Wirth diese Aussage. Nach einigen Hin- und Herreden, und als von mehren herbeigelaufenen Leuten der Lärm entstand, man sei im nahen Wäldchen dem Flüchtling auf der Spur, ließen die Soldaten den Händler frei, der nun mit Philipp die Grenze überschritt. Sie machten eine starke Tageswanderung, um die Stadt zu erreichen, langten jedoch erst in der Nacht daselbst an. Philipp's Zustand war durch die Anstrengungen, durch seine Verwundung und durch die Gefahr, die er überstanden, trotz seiner starken Natur, doch so leidend, daß ihm Ruhe nöthig war. Als er sicher aufgenommen war in dem Hause von des Händlers Freunden, überfiel ihn ein heftiges Fieber, das ihm die Besinnung raubte. Acht Tage lag er auf Tod und Leben darnieder. Als er

am neunten Tage die Dinge um sich her wieder klar erkennen konnte, sah er sich in einem reinlichen kleinen Zimmer und an seinem Bette — Else sitzend. Der zurückkehrende Händler hatte die Nachricht seiner Erkrankung ins Forsthaus gebracht und alsogleich hatte das Mädchen mit ihrem Bruder sich aufgemacht, um ihn zu pflegen. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie Philipp wieder zusammenhängend und verständlich sprechen hörte, als sein klar blickendes Auge sie erkannte und seine Rechte sich ausstreckte, sie zu begrüßen.

Bist du da, Else! rief er.

Freilich! entgegnete sie. Mich trieb's, meinen „Todten" wiederzusehen. Ach, beinahe wäret Ihr jetzt in Wahrheit ein Todter geworden! Man muß mit dem Sarge nicht spielen.

Philipp erholte sich rasch, seitdem die treue Liebe an seinem Lager weilte. An dem Bruder Else's lernte er einen braven, etwas finstern und verschlossenen jungen Mann kennen, der ein guter Waidmann war und der Philipp's That kannte und billigte. Die beiden jungen Männer wurden

Freunde. Durch Guntram, ſo hieß er, erfuhr auch unſer Held, daß die Nachforſchungen fortwährend betrieben würden, da der Getödtete einer vornehmen einflußreichen Familie angehöre, und die That viel Aufſehen erregt habe. Er rieth deshalb, daß Philipp ſobald wie möglich ſeine Flucht weiter fortſetze; Elſe vereinigte ihre Bitten mit denen des Bruders, obgleich ſie unter Thränen verſicherte: ſie könne ohne ihren Todten nicht leben. „Aber wenn ſie dich hier feſtnehmen und dich unter das Henkerbeil bringen! Das iſt doch noch viel ſchlimmer!“ rief ſie. „Alſo drum fliehe!“

Philipp ſah das Richtige dieſer Vorſtellungen und Bitten ein. Von Guntram mit Geld unterſtützt, von Elſe mit Segenswünſchen überſchüttet, und von dem treuen Hundsrück mit kleinen Waarenvorräthen und Aufträgen verſehen, machte er ſich eines Morgens auf den Weg und verließ die gaſtliche kleine Stadt, die ihn ſo hülfreich aufgenommen. Er hatte verſprochen, ſobald es ihm möglich ſei, den Bewohnern des Forſthauſes von ſich Nachricht zu geben.

Es war noch keine Woche vergangen, ſo befand ſich unſer Wanderer an der polniſchen Grenze; hier ſchloß er ſich einem jüdiſchen Pelzhändler an und gelangte mit ihm nach einer ziemlich beſchwerlichen Wanderung nach Warſchau. Dort nahm er ſich vor, in irgend eines großen Herrn Dienſte zu treten, denn die Pracht und der Glanz, den er hier überall verbreitet ſah, erzeugten in ihm einen großen Begriff von der Macht und dem Anſehen der hieſigen Großen. Sein Ehrgeiz erwachte, die kleinen Verhältniſſe und die niedere Sphäre, in der er bis jetzt geweilt, behagten ihm ſchon längſt nicht. Das ſtürmiſche Gefühl, das in ſeiner von ungeſchwächter Jugendkraft ſtrotzenden Bruſt lebte, und das ihn unausgeſetzt antrieb, etwas die Aufmerkſamkeit und das Staunen der Menſchen Erregendes zu thun, vor allen Dingen ſeine Tage nicht in der Dunkelheit und Zurückgezogenheit hinzubringen, machte, daß er jetzt alle ſeine Kräfte und ſeine Geſchicklichkeit anzuſtrengen beſchloß, um ſich eine Laufbahn, die zum Glanz führte, zu öffnen. Der Zufall unterſtützte ihn in dieſen Beſtrebungen. Es lag in dem Wil-

len seines Geschicks, daß er nunmehr seinen glänzenden, aber zugleich gefährlichen Weg wandeln sollte. Er sollte jetzt auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft alle die Grundsätze und Lehren, die er sich in der Einsamkeit angeeignet, und die die Frucht seiner finstern und stolzen Forschungen waren, in Anwendung bringen. Auch an ihm sollte sich jene triumphirende Philosophie bewähren, die dem achtzehnten Jahrhunderte seine großen Männer verschaffte und dem neunzehnten so wichtige Lehren hinterließ.

Nachdem er die kleinen Aufträge des Händlers gewissenhaft besorgt, und ihm die gelösten Gelder, ohne Abzug der Kosten für sich, nebst den Waarenresten übersendet hatte, fand er sich so ziemlich von allen Existenzmitteln entblößt. Doch er verließ sich auf seinen guten Stern und wanderte vergnügt in den Straßen der volkreichen Stadt, von Niemand gekannt und Niemand kennend. Es war die Zeit eines großen Kirchenfestes. Die Straßen und Plätze waren gedrängt voll, und eine unruhige und bewegliche Masse verstopfte die Eingänge und ließ kaum Platz für

den Zug der glänzenden Wagen, die unaufhörlich hin und her rollten, von ſchreienden und rufenden Dienern zu Fuß und zu Roß begleitet, die für ihre Herrſchaft Raum ſchaffen wollten. In dieſem Gedränge fiel plötzlich eine Brieftaſche zu Philipp's Füßen nieder; er hob ſie auf, und ohne ihren Inhalt zu unterſuchen, ſteckte er ſie zu ſich, nachdem er ſich vergeblich in ſeiner Nähe umgeſehen, ob Jemand den Verluſt bemerke. Der Strom der Menge riß ihn in dieſem Augenblick nach einer entgegengeſetzten Richtung, und ehe es ihm gelang, ſich wieder vorzudrängen, war der Platz, wo er früher geſtanden, bereits mit einer andern Zuſchauerzahl beſetzt. Zu Hauſe angelangt, beſichtigte er ſeinen Fund näher und fand in der Brieftaſche nicht allein in Bankſcheinen eine Summe von mehren tauſend Gulden, ſondern auch in einem beſondern Futteral einen Diamanten von großer Schönheit und von hohem Werthe. Ein beigelegtes Zettelchen gab dieſen Werth genau an. Philipp's Entſchluß war ſchnell gefaßt, er wartete bis zum nächſten Morgen, dann ließ er durch den öffentlichen Ausrufer ſeinen Fund

verkündigen. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, begleitet von einem Polizeiofficianten, und gab ſich für den Eigenthümer der Brieftaſche aus. Schrecken, Angſt, Bekümmerniß hatten die Züge dieſes Mannes ſo entſtellt, daß er einem Irrſinnigen ähnlich ſah. Die Verhandlung dauerte nur wenige Minuten. Jener mußte aufs genaueſte ſowol die Zahl der Noten als auch ihren Werth angeben, alsdann den übrigen Inhalt der Brieftaſche, den werthvollen Stein und die dabei liegende Koſtenberechnung. Als alles ſtimmte, übergab ihm Philipp die Taſche gegen eine von der amtlichen Perſon mitunterzeichnete Quittung. Als der Polizeiofficiant ſich entfernt hatte, fiel ihm jener um den Hals und nannte ihn unter Vergießung von Thränen ſeinen Lebensretter, denn eben ſei er Willens geweſen, ſein mit Schande bedecktes Haupt in dem Strom zu betten, als er die Stimme des Ausrufers vernommen. Philipp erfuhr, daß er es mit dem erſten Buchhalter eines ſehr reichen Juwelenhändlers zu thun habe, daß der Mann über vierzig Jahre treu und ohne

Tadel seinem Geschäfte vorgestanden, daß dieser Unglücksfall ihn daher um so trostloser niedergeschmettert habe. Der Principal wußte von diesem Vorfalle nichts, er erfuhr ihn durch den Buchhalter, und nun bestand er darauf, Philipp's Bekanntschaft zu machen. Er war erstaunt, einen jungen Mann zu finden, der fremd und ohne Mittel in einer großen Stadt angelangt, der Versuchung widerstanden hatte, sich plötzlich aus jeder Verlegenheit zu reißen und sich zum reichen Manne zu machen. Mein Herr, sprach er Philipp an, indem er ihm auf das wärmste die Hand drückte, geben Sie mir das Mittel an, wie ich Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen soll; Sie haben nicht allein einen ehrlichen Mann vom schmählichen Untergange gerettet, Sie haben auch mir ein bedeutendes Besitzthum erhalten, und Alles dieses soll ich hinnehmen, ohne auch nur die kleinste Wiedervergeltung Ihnen zukommen zu lassen. Sie dürfen wenigstens den Antheil an dem Gefundenen nicht abweisen, den Ihnen die Gerichte zusprechen.

Auch selbst zur Annahme dieses Geldes war Philipp nicht zu bewegen, sowie er jedes Geschenk

ausſchlug. Der Juwelier beſtand darauf, daß der junge Mann, an dem er großen Wohlgefallen fand, bei ihm wohnen ſolle, ſo lange er in Warſchau bleiben wolle; dies nahm Philipp an, und auch nur aus dem Grunde, weil ihm das offene, freie und lebhafte Weſen des Mannes gefiel. Herr Horſchner, dies war der Name des Juwelenhändlers, war einer der reichſten Induſtriellen der Hauptſtadt und beſaß mehre Häuſer und große Capitalien, die er ſich durch ſein Geſchäft erworben, das weithin verzweigt faſt in allen großen Städten Europas ſeine Ablagerſtellen hatte. Dabei war Herr Horſchner noch ein Mann in den beſten Jahren, von ſtattlichem Anſehen und von jener gewandten Umgangsweiſe, wie ſie viele Reiſen und der Verkehr mit der großen Welt erzeugen. Er war beliebt bei den warſchauer Großen, die vielfältige und manchmal ſehr verwickelte Geſchäfte mit ihm machten. Philipp war noch keine vierzehn Tage bei ihm, als er ſchon das vollkommene Vertrauen dieſes originellen Mannes beſaß, der ihm die intereſſanteſten Aufſchlüſſe und Mittheilungen über die Sitten des Landes machte

und einzelne Vorfälle aus ſeinem Leben auf die ihm eigenthümliche, lebhafte Weiſe erzählte.

Sie finden unſere Stadt und unſern Adel — ſagte er eines Tages zu Philipp, als das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand kam — glänzend und imponirend; Sie ſollten erſt den Hof der ruſſiſchen Kaiſerin ſehen! Alsdann werden Sie anders urtheilen. Katharina, die den alten Thron der moskowitiſchen Großfürſten in einen ſtrahlenden Sitz modernen Fürſtenglanzes umgeſchaffen, hat um ihn her alle jene Genien und Geiſter geſtellt, die wahrhaft im Stande ſind, durch ihre Gaben das Auge der Menſchen zu blenden, ohne zugleich ihren Geſchmack zu verletzen. Hier iſt noch ſo Vieles roh und erinnert an die Feudalzuſtände, die finſtern Jahrhunderten angehören; in Katharina's Nähe iſt nichts von Dem zu ſpüren, was dem Moder der Vergangenheit angehört. Sie und ihr Thron ſind beide über Nacht wie ein Phänomen emporgeſtiegen, wie eine Zaubererſcheinung, die wir geblendet anſtaunen, die wir aber weder zu erklären, noch in ihren Einzelheiten zu unterſuchen im Stande ſind. Ganz

Europa ist erstaunt über diese Frau. Aus einer kleinen Fürstenfamilie Deutschlands hervorgegangen, hat sie raschen Laufes die höchste Staffel erstiegen, die menschlichen Kräften erreichbar ist. Und wie steht sie herrlich auf ihrer Höhe da! Ganze Völker beugen vor ihr das Knie, und selbst hier, wo sie gehaßt wird, selbst in dem Herzen eines gegen sie erbitterten Volkes, gesteht man ihr zu, daß sie gleichsam eine überirdische Erscheinung ist. Dabei kettet sich der Ruhm an jeden ihrer Schritte; die Talente fliegen ihr zu, die Künste beeifern sich, ihr zu dienen, und vor Allem ist es der Ehrgeiz und die Jugend, die da streben, ewige Kränze des Ruhms aus ihren Händen zu empfangen.

Sie wundern sich, mich so sprechen zu hören, junger Mann; Sie glauben, ein Krämer, wie ich, könne nicht über diese Dinge urtheilen; aber erfahren Sie, daß ich die Höfe und die Fürsten kenne, daß ich in der eigenthümlichen Stellung, in der ich stehe, manche bewunderte Größe in der Nähe habe anschauen und prüfen können, und ihren Glanz, der ein trügerischer war, habe wei-

chen ſehen. Katharina's Diadem allein hat ſich mir von unvergänglichem Glanze gezeigt. Ich habe mit ihr perſönlich — wenn auch in ſehr untergeordneten Dingen — zu unterhandeln gehabt, und ich glaube Blicke in ihr Inneres, ſowie in das Weſen ihrer Umgebung gethan zu haben. Nehmen Sie nur das Eine, das ihr unzweifelhaft anhaftet, der Muth. Bedenken Sie, welchem Strome des Aufruhrs ſie ſich entgegenwarf, als ſie in jener ewig denkwürdigen Nacht, allein, von nur ein paar Begleitern gefolgt, auszog, ſich den erſten Thron der Welt zu erobern — ſie, eine junge, ſchöne, ſchwache Frau! Wie ein Mann trotzte ſie der Gefahr, wie ein Mann verfolgte ſie mit eiſerner Conſequenz ihr Ziel, und wie ein Mann hätte ſie auch zu ſterben gewußt, wenn ihre großen Pläne geſcheitert wären.

Herr Horſchner endete ſeine begeiſterte Rede, indem er Philipp auffoderte, in Rußland ſein Glück zu ſuchen. Das, was er ſoeben vernommen, erregte allerdings unſeres Helden Sympathie in einem ſo lebhaften Grade, daß er willig dieſem Rathe Gehör gab.

Es wurde nun zwiſchen beiden beſprochen, auf welche Weiſe Philipp nach Petersburg gelangen ſollte, und wo möglich in die Nähe der Kaiſerin. Einſtweilen ſollte er jedoch noch in Warſchau bleiben und ſich die Dinge ruhig um ſich her anſehen.

Horſchner behandelte ihn bereits nach einigen Wochen als ſeinen intimen Freund. Philipp vergalt ihm dies, indem er ſeinen Stolz bezwang und von jenem die freie ſorgenloſe Exiſtenz annahm, die der reiche Mann ihm bot und die ihn kein Opfer koſtete. Horſchner wollte unſern Freund mit den vornehmen Ständen in Berührung bringen, und deshalb ſann er ſich ein Mittel aus, das dieſem Zwecke entſprach und das zugleich auch ſeinem jungen Freunde immer von neuem Beweiſe des grenzenloſen Vertrauens gab, das er zu ihm hegte. Eines Tages trat er in Philipp's Zimmer, mit einem Etui in der Hand, das er öffnete und eine Menge der koſtbarſten Ringe und der geſchmackvollſten Armbänder ſehen ließ. Mit dieſen Sächelchen, hob er an, muß ich Sie bitten, ſich zu der Fürſtin Radzika zu begeben, und

zwar noch in dieſen Morgenſtunden. Die Dame erwartet ſie.

Sehr gern, ſagte Philipp mit großer Bereitwilligkeit. Wie glücklich bin ich, Ihnen einen Dienſt leiſten zu können!

Den erweiſen Sie mir allerdings, und zwar einen wichtigen, ſagte der Juwelenhändler. Ich habe meine Gründe, weshalb ich keinem meiner Leute dieſe Sachen anvertrauen kann; und dann habe ich auch meine Gründe, warum ich nicht ſelbſt hingehen mag. Sie ſollen beide hören. Dieſe Dame iſt die ſchönſte, aber zugleich die ausgelaſſenſte Frau in Warſchau. Sie wechſelt fortwährend ihre Liebhaber und iſt beſtändig in Geldverlegenheiten. Sie bewohnt einen Palaſt, faſt ſo koſtbar wie der des Königs, allein kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. Auch ich bin ſo glücklich, mein Antheil an dieſem wunderſamen Tempel zu haben, in dem unſere Göttin wohnt. Da ich ihr Gläubiger bin, ſo hat ſie einige Rückſichten für mich; dies hindert aber nicht, daß ſie mir die Ehre anthut, mich zu plündern, wo ſie es nur irgend unbemerkt und ungeſtraft

glaubt thun zu können. Es ist dies eine kleine Gemüthsergötzung für sie, und Pläne dieser Art füllen ihre müßigen Stunden aus, die die Galanterie offen läßt. Schon mehr als eine Kostbarkeit hat sie mir geschickt entwendet, einestheils weil meine Leute nicht scharf genug sahen, anderntheils weil sie, wenn sie auch Unrath merkten, nicht den Muth hatten, die Beute aus den schönen Händen, die sie einmal erfaßt, wieder herauszumanövriren. Die Sache ist allerdings, wie ich gern zugeben will, nicht ganz leicht. Eine schöne Frau vor sich zu sehen, in Sammet und Spitzen gehüllt, von einem orientalischen Luxus umgeben, wie eine regierende Fürstin von einem Heer von Sklaven bedient, und dieser mit der gehörigen Feinheit auf die Finger zu klopfen, die ein wenig lang geworden sind, das ist eine Sache eigenthümlicher Art. Ich selbst bin dieser Aufgabe am wenigsten gewachsen, wie Sie begreifen werden, und darum sieht sie mich nie in solchen Momenten ihre Schwelle überschreiten. Ich bin neugierig, wie Sie, mein theurer Freund, mit ihr fertig werden. Machen Sie sich auf ein qui pro

quo gefaßt. Wie ich aus ſicherer Quelle höre, hat die Fürſtin in der vergangenen Nacht leidenſchaftlich und, wie ſie immer pflegt, ſehr hoch geſpielt, und iſt hartnäckig im Verluſt geweſen. Sie wird daher in der peinlichſten Verlegenheit ſein. Nun ſchickt ſie zu mir und will ſich Armbänder und Ringe anſehen, mit der Bemerkung, daß ich ihr von meiner beſten Waare ſchicken ſoll. Ich kenne das, ſie kauft nichts, und ich creditire ihr nicht eine Stecknadel an Werth. Es wird alſo auf ein Manöver abgeſehen ſein. Betrachten Sie dieſe Pretioſen genau, machen Sie ſich Merkmale. Sie hat Kenntniß von meinen werthvollſten Sachen und hat ſich täuſchend ähnliche, aber in falſchen Steinen machen laſſen. Nun wiſſen Sie Alles. Haben Sie Muth, den Auftrag zu übernehmen?

Philipp verſicherte dem Handelsmann, daß ihm nichts ſo ſehr Vergnügen mache, als dieſes kleine Scharmützel mit weiblichem Scharfſinn und weiblicher Kühnheit zu führen. — Horſchner lächelte und übergab ihm die Steine. Dieſe wurden nochmals von beiden genau be-

sichtigt. Alsdann begab sich Philipp auf den Weg.

In dem Palast angekommen, wurde er vorgelassen, nachdem er seinen Namen und seinen Auftrag genannt. Er durchschritt mehre schöne Gemächer, die mit kostbarem Aufputz ausgestattet waren, und trat dann in ein kleines Boudoir, in welchem er eine junge Dame auf einem niedrigen Polstersopha liegen fand. Sie war von zwei Dienerinnen umgeben, die sich jedoch entfernten, als Philipp eintrat. Die Fürstin erhob sich und, indem sie einen der Vorhänge zurückschlug, betrachtete sie in dem Lichte, das dadurch ins Zimmer drang, Philipp genau. Er vergalt dieses, und sein Blick wurde etwas verwirrt, als er bemerkte, wie wenig ein leichter Morgenanzug die Reize der schönen Frau verdeckte. Sie verlangte sogleich die Pretiosen zu sehen, und während sie den Vorhang wieder niederließ, machte sie wider Willen, daß Philipp seine Besinnung jetzt scharf zusammenfaßte, denn er sah ein, daß dieses Halbdunkel, welches im Kabinet herrschte, seine Wachsamkeit um so mehr aufrief, je leichter

es der Dame ihr Spiel machte, das ſie nunmehr begann. Sie hatte offenbar auf ſeine Verwirrung gerechnet und hielt ihn für einen Neuling, mit dem ſie leicht fertig zu werden hoffte. Nachdem der Preis einiger Ringe erfragt und ſcheinbar darüber gehandelt worden war, befand ſich alsbald das koſtbarſte Stück der Sammlung, ein überaus ſchönes Bracelet, in ihren Händen. Sie legte es an ihren Arm, der glänzend, voll und ſchön gerundet war; ſie wollte es um das Handgelenk befeſtigen, es gelang ihr nicht, und ſie foderte Philipp auf, ihr dabei behülflich zu ſein. Er that dies, allein wie man ſich denken kann, etwas ungeſchickt. Das Schloß wollte nicht ſchließen, und da er einigen Zwang anwandte, that die Fürſtin einen kleinen Schrei. Sogleich ſprangen die Dienerinnen herbei, ſie ſchleuderte das Armband weg und behauptete verwundet zu ſein. Es entſtand einige Verwirrung; wohlriechende Waſſer wurden gebracht, Gläſer wurden geöffnet, Tücher herbeigeholt. Philipp hatte anfangs geglaubt, die Dame wirklich verwundet zu haben; er war darum die erſten Secunden nur mit ihr

beſchäftigt, dann dachte er an ſein Armband und ſuchte es auf dem Boden. Ein nicht geringer Schreck überfiel ihn, als er es nirgends ſah. Er durchſpähte mit raſchem Blick jeden Winkel des Teppichs, doch dieſer war ſo bedeckt mit Flortüchern und Shawls, daß leicht der geſuchte Gegenſtand ſich darunter verſteckt haben konnte. Sobald die Fürſtin ſich ein wenig wieder beruhigt und auf dem Sopha Platz genommen hatte, rief ſie ihren Dienerinnen zu: Bringt mir den abſcheulichen Mann wieder fort mit ſeinem Armband, womit er mich bald ermordet hätte!

Dicht an der Stelle, wo die Fürſtin geſtanden, lag der Shawl, der ihren Schultern entglitten war, als die unglückliche Kataſtrophe ſtattfand. Philipp hob den Shawl auf und unter ihm lag das Armband. Es war ihm dies auffallend, denn er glaubte bemerkt zu haben, ſo raſch auch die Scene vor ſich ging, daß das ächte Armband anderswohin gefallen war. Er hob den Schmuck auf, lüftete raſch den Vorhang, warf einen prüfenden Blick auf die Steine und ſagte dann zu der erſtaunten Fürſtin, die ſich halb von

ihrem Sitze erhob und ihn mit offenen Augen anstarrte: Dies ist das Armband, das Sie bereits schon besaßen, gnädige Frau, und an Ihrem linken Arme trugen.

Ich? An meinem linken Arme? sagte die Fürstin rasch und lebhaft. Ich trage am Morgen nie Schmuck.

Es entstand eine Pause.

Es ist Ihr Armband, mein Herr! Ja — ja, das Ihrige! Stecken Sie's zu sich und — gehen Sie! rief sie noch lebhafter und mit herrischer Stimme.

Es ist nicht das meine! entgegnete Philipp fest; und ich werde nicht eher mich entfernen, als bis ich das Armband habe.

Marianna! rief die Fürstin, und ihre Stimme zitterte; was soll das bedeuten! Ich verstehe dies Alles nicht. Was will der Mann von mir?

Herrin und Dienerin wechselten einen Blick. Die Letztere sagte, indem sie sich dabei bis auf den Boden verbeugte: Meine Gebieterin soll mich strafen, aber sie möge mir auch dann verzeihen. Ich hatte das ganz gleiche Armband Ihrer Durch-

laucht angelegt, als ich in das Zimmer trat. Ich verlor es dort; das andere, welches dem Herrn dort gehört, muß noch irgendwo hier auf dem Boden liegen. Sie wandte ſich zu Philipp: Wollen Sie mir ſuchen helfen, mein Herr, wir wollen es ſchon finden.

Nachdem einige Tücher bei Seite geſchafft worden, ward von Marianna der Schmuck glücklich gefunden. Sie händigte ihn mit einem eigenthümlichen Lächeln ein, indem ſie mit einem klagenden Tone hinzufügte: Dies iſt ein Unglückstag für mich Arme! Zuerſt meine Herrin verwundet, dann durch meinen Leichtſinn ein ärgerlicher Auftritt veranlaßt.

Was fällt dir ein, Marianna! rief die Fürſtin lachend; ich ärgere mich über ſolche Vorfälle niemals. Putze dich nur immer mit meinen Sachen, du Närrin, ich weiß, du kannſt es doch nicht laſſen. Und Sie, mein Herr, jetzt gehen Sie, und verſichern Sie Herrn Horſchner, daß ich ſeine beſte Freundin bleibe.

Philipp war froh, als er die ſeidenen Vorhänge wieder hinter ſich zurauſchen hörte und

dabei ſicher in ſeiner Bruſttaſche das Etui fühlte. Jetzt konnte er mit Ruhe daran denken, wie hübſch dieſe Verſucherin war, wie verführeriſch und die Sinne beſtrickend ſie ſein mußte für alle Die, die nicht mit Juwelen in der Hand zu ihr kamen.

Horſchner hörte mit Aufmerkſamkeit den Bericht an, den Philipp ihm ablegte, und rief dann: Ich freue mich herzlich, denn meine Wahrnehmung beſtätigt ſich immer mehr. Ich ſehe, Freund, daß Sie zum Verkehr mit der großen Welt geſchaffen ſind. Sie haben die Kühnheit und Entſchloſſenheit, zugleich das kalte Blut, das allein dieſen Mächtigen imponirt, die Alles haben, was nur ein irdiſches Herz verlangen kann, und doch nie zufrieden ſind. Wie gefiel Ihnen die Fürſtin?

Sie iſt eine ſehr reizende Frau, entgegnete Philipp, und ich zweifle gar nicht, wenn ich nicht Ihre Inſtructionen gehabt hätte, nach denen ich nur zu handeln brauchte, um nicht zu fehlen, ſo wäre ich ſicherlich nicht mit Ihrem Armbande zurückgekehrt.

Daß ſie verführeriſch iſt, weiß ich, hob der Juwelier mit einem kleinen Seufzer wieder an.

Sie ist eine Schlange, die sich von Goldstaub nährt; aber sie wird ihrem Untergange nicht entgehen.

Wie verstehen Sie das? fragte Philipp.

Sie hat sich, erwiderte der Juwelier, einem Manne in die Arme geworfen, der, wie das Gerücht sagt, bis jetzt noch alle seine Geliebten ermordet hat.

Ermordet?

So sagt man. Es ist ein Chevalier de St. Lyre, ein Mann ungefähr in meinen Jahren, vielleicht noch etwas älter. Er ist groß, stark, von einem düstern und hochmüthigen Ansehen. Wie er hierher kam, stritten sich unsere schönen Frauen um ihn. Er war die Merkwürdigkeit des Tages; man gab seinetwegen viel jüngern und schönern Anbetern den Abschied. Der Fürstin gelang es, sich diese interessante Beute zu erhaschen, allein von dem Augenblicke an, wo sie declarirt seine Geliebte ist, schwebt sie in beständiger Todesgefahr; die kleinste Untreue und es würde um ihr Leben geschehen sein. Die wunderlichsten Gerüchte von Mordthaten, um deretwillen er auch vor den Verfolgungen der Justiz nie sicher ist,

gehen um; es fragt ſich jedoch, ob auch nur ein Wort Wahres daran iſt. Unſere Stadt iſt die Stadt der modernen Märchen. Alles iſt hier wie über Nacht entſtanden; wir wiſſen nicht, ob es morgen noch ſo ſein wird, wie es heute war. Deshalb haben die alten Weiber hier gut erfinden.

Sie kennen dieſen Chevalier perſönlich? fragte Philipp mit erhöhter Aufmerkſamkeit.

Ich habe auch mit ihm Geſchäfte zu machen Gelegenheit gehabt, entgegnete der Gefragte. Eine hübſche Anzahl tadelfreier Steine habe ich ihm abgekauft und, wie ich glaube, über die Gebühr gut bezahlt, weil ein brüſſeler Haus, bei dem ich anfragte, mir günſtige Nachrichten über ihn gab. Deshalb iſt er mir im Andenken geblieben.

Könnte ich ihn nicht irgendwo zu ſehen bekommen?

Das wird ſchwer zu machen ſein. Doch halt! Ich will für Sie, damit Sie Ihre Neugier befriedigen und zugleich einen Blick in das Treiben unſerer vornehmen Kreiſe werfen können, ein Uebriges thun. Ich will Ihnen einen Platz verſchaffen, wo Sie, wie in einer Theaterloge, un-

geſehen von den Spielenden auf der Bühne, einer Spielergeſellſchaft zuſehen können, die die Fürſtin bei ſich hält.

Ach — das wäre Alles, was ich wünſchen könnte!

Nicht wahr? rief der Juwelier lachend. Ich übernehme da die Rolle des hinkenden Teufels, der die Dächer von den Häuſern abhebt, um ſehen zu laſſen, was die Leute darin thun. Unter uns geſagt, ich bin ſelbſt oft in dem verſteckten Winkel geweſen, den ich Ihnen jetzt überlaſſe. Ich habe ganze Nächte dort zugebracht! Ach, es war die Zeit, wo ich wie verrückt in dieſe gottloſe kleine Schlange verliebt war. Dem Himmel ſei Dank, daß dies jetzt vorüber iſt; es war eine Narrheit ohne Gleichen. Allein daher weiß ich, daß dies Plätzchen ſicher iſt. Das Nähere will ich Ihnen angeben, wenn wir erſt den Abend wiſſen, wo ſich eine Geſellſchaft zuſammenfindet.

Zwölftes Kapitel.

Da Philipp fortwährend ein Gedanke beherrſchte, nämlich der, wie er ſeinen Vater finden könne, ſo hatte ihm in der Erzählung ſeines neuerworbenen Freundes ſogleich der Umſtand Aufmerkſamkeit abgenöthigt, daß von einem Morde darin die Rede war. Dunkel und in ſehr unbeſtimmten Umriſſen ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, daß dieſer beſondere Fall irgend eine entfernte Beziehung zu ſeiner eigenen Geſchichte und namentlich zu dem ſo eifrig erſtrebten Ziele ſeiner Forſchungen haben könne. Alsdann war es aber auch Neugierde, die ihn trieb, vereint mit jenen obigen Motiven, das Anerbieten Horſchner's mit

Dank anzunehmen. Er wünschte lebhaft, die Fürstin wiederzusehen, und da dies auf einem andern, als dem angegebenen Wege nicht möglich war, so machte er sich bereit, wenn es sein sollte, selbst Gefahren zu bestehen, um zum Zwecke zu gelangen. Der Tag war bald gefunden, und der Juwelier brachte seinen Schützling mit aller Vorsicht an Ort und Stelle. Die vielen Eingänge des Palastes, die Menge theils versteckter Treppen, die Kenntniß, die der Eindringling von dem Bau und den Besonderheiten des weitläufigen Hauses hatte, machte, daß das Unternehmen ohne Schwierigkeit gelang. Es war 11 Uhr Nachts, als Philipp sich in einem kleinen, völlig dunkeln Kabinette befand, dem ein Sopha, ein Tischchen und ein Spiegel zur Ausschmückung dienten. Ein Fenster, mit Jalousien verdeckt, ließ den Blick hinunter in die Tiefe des Saals dringen, in welchem sich die Gesellschaft zusammenfinden sollte. Da diese noch nicht erschienen war, und nur die Diener hin und her eilten, die Vorkehrungen zu dem Mahle treffend, hatte Philipp Zeit, sich mit den Aeußerlichkeiten seiner Umge-

bung zu beſchäftigen. Es war ein halbrunder, mit Vergoldungen und Malerei reich ausgeſtatteter Saal, an deſſen Decke zwei große Lüſtres niederhingen, die jedoch nicht ſehr helles Licht ausſtrömten, weil die größere Maſſe deſſelben von dem dunkeln Grunde der Gobelinstapeten, die die Wände ſchmückten, eingeſogen wurde. Oben, in der Nähe des Plafonds, zog ſich eine tiefe Hohlkehle hin, die hier und da von Gruppen, in Stück gearbeiteter Figuren unterbrochen wurde. Ueberall, wo dieſe Geſtalten ſich fanden, hatte man den unregelmäßigen Raum, der durch die freigelaſſenen Zwiſchenräume gebildet wurde, benutzt, um verſteckte Fenſter anzubringen. Mit ſcharfem Blicke konnte Philipp ſich gegenüber ein ähnliches Fenſter bemerken; vermuthlich war dort eben eine ſolche kleine Loge vorhanden, als die, welche er einnahm; und ſo mochten ungefähr ſechs im Saale vertheilt ſein. Welches der Zweck dieſer Gemächer war, konnte nur Dem verſtändlich ſein, der das intriguenvolle und genußſüchtige Leben derjenigen Geſellſchaftsclaſſen kannte, die von Alters her ſolche Paläſte bewohnt hatten. Ob-

gleich jetzt modernisirt, so war dieser Saal alt und hatte seine Geschichte. Zur Zeit der reichen und unabhängigen Fürstenfamilien, die Kriege und Spaltungen ohne Zahl über ihr Vaterland brachten, deren Ehrgeiz und Genußsucht das Volk in Elend und Verwirrung stürzten, hatte sicherlich das Auge manches rachgierigen und stolzen Piasten hier hinabgeschaut, um, selbst ungesehen, seine Vasallen zu beobachten, die gegen ihn conspirirten. Oder es hatte der Blick eines eifersüchtigen Mächtigen hier seine Geliebte verfolgt, die im Gewühl der bunten Masken sich bewegte und trotz aller Verkleidung und Verstellung dem Späher nicht entging. Endlich mochte auch hier die Tyrannei und die geheime Mordgier eines der spätern Könige sich ihr Opfer unter den ruhig und sorglos Tafelnden ersehen und dem hinter ihm herangeschlichenen Vertrauten durch einen Wink bezeichnet haben. Für diese und ähnliche Zwecke schienen diese Kabinette geschaffen; es mochten ihre Polster daher selten dazu gedient haben, Ruhesitze in dem wahren Sinne des Wortes abzugeben. Als Philipp sich etwas vorbeugte,

ſah er das koloſſale weiße Bein einer Göttin dicht vor ſich, das Stück einer rothen Draperie und die Zacken einer ungeheuren Krone. Unten im Saal veränderte ſich die Scene. Die Flügelthüren wurden zurückgeſchlagen, und es rauſchte eine geputzte und lebhaft plaudernde Geſellſchaft herein. Ein Strom von Wohlgerüchen drang zu Philipp hinauf, und er war ganz verwirrt, das ſchimmernde Aehrenfeld hin und her wogender Federn zu ſehen, die ſich auf dem ſtolzen Lockenbau der Frauenköpfe erhoben. Man nahm an der Tafel Platz und die Diener fingen zu ſerviren an. Philipp ſuchte die Fürſtin und fand ſie endlich dicht unter ſich; neben ihr hatte ein Herr Platz genommen, der, nach Horſchner's Beſchreibung, niemand anders ſein konnte als der Chevalier St. Lyre. Philipp's Blicke blieben auf ihm haften. Obgleich nicht mehr jung, trugen ſeine Züge den Stempel einer imponirenden Schönheit. Seine Miene war aus Stolz und Kälte gemiſcht. Er nahm wenig Theil an dem Geſpräch; wenn er es that, ſo hörte man auf ſeine Worte und ließ keines derſelben entſchlüpfen. Er lag in ſeinem

Stuhl zurückgelehnt und betrachtete mit düstern Blicken die Fürstin; wenn diese ihr Auge zu ihm wandte, erheiterten sich seine Mienen und manchmal, obwol selten, glitt sogar eine verführerische Glätte, eine einschmeichelnde, immer dabei stolze Zärtlichkeit über sie hin. Wenn Philipp seine Erinnerung befragte, ob diese Gestalt ihm bereits vorgekommen, so mußte er es verneinen; dennoch aber fesselte ihn ein unheimliches Interesse an sie. Eine innere Stimme schien ihm zuzurufen, daß er diesen Mann nicht aus den Augen lassen solle. Erst als sich seine Aufmerksamkeit mit diesem ihm so wichtigen Gegenstande gesättigt hatte, ging sie oberflächlich hineilend auf die andern Theilnehmer der Tafel über, und da fand sie eine wohlbekannte Physiognomie. Es war der Abbé vom Schlosse des Grafen. Hierdurch wurden seine Gedanken und Empfindungen auf einen andern Weg geleitet, und es war ihm eine freudige Hoffnung, daß er auch seinen Wohlthäter und väterlichen Freund hier wiederfinden werde.

Als die Tafel beendet war und nur noch der Wein die Gläser füllte, brachte einer der Gäste

ein Büchelchen aus der Taſche und begann Verſe vorzutragen. Es war Voltaire's Jungfrau von Orleans, die in dieſen Kreiſen etwas Neues war und die man ſoeben aus Paris zugeſendet erhalten hatte. Die leichtfertigen Scherze und die Spöttereien über die Religion ergötzten die ganze Tafelrunde; ein unauslöſchliches Gelächter hallte an den Wölbungen der Decke wider. Es gab vielleicht nur ein Ohr in dieſem Kreiſe, das von dieſen Unſittlichkeiten und Blasphemien beleidigt wurde, und das war das Ohr Philipp's. Die muthwilligen Beziehungen widerſtanden ſeiner männlichen Keuſchheit, die religiöſen Spöttereien fand er dem Gegenſtande nicht angemeſſen. Er, der in einer ſtarken und finſtern Seele über dieſelbe Doctrin — ohne zu wiſſen, daß ſie bereits in der Welt war — ebenſo dachte, ſah dennoch erſtaunt und unwillig auf dieſe lachende Geſellſchaft nieder, die die zerſchmetternden Lehrſätze zum Gegenſtand geſellſchaftlicher Spielerei machte. In dieſem Augenblicke kam ihm der alte kindliche Glaube wieder ſo ehrwürdig vor, daß er ſich ſelbſt beklagte, von ihm gewichen zu ſein.

Mitten im Lachen, und noch eben mit den ausſchweifenden Poſſen beſchäftigt, hielt plötzlich die ganze Geſellſchaft inne, und ein Schweigen, daß man das Summen einer Fliege hätte hören können, herrſchte im Saale. Alle Geſichter trugen den geſpannten Ausdruck des Zuhorchens, die Frauen hatten ſich entfärbt, nur hier und da glitt noch ein vergeſſenes Lächeln über die Züge. Einer der Herren zog die Uhr hervor und ſagte mit langſamer Stimme, daß nur noch eine Minute fehle. Bald nachdem er geſchwiegen, ließ ſich in der athemloſen Stille ein leiſer Klang hören, als zerbräche ein Glas. Die Gäſte fuhren auf ihren Sitzen zuſammen und ſahen ſich einander erſchrocken und fragend an.

Alſo doch! hob eine ältliche Dame an. Ich hab's nicht glauben wollen, nun hab' ich's gehört. Das iſt allerdings ſeltſam. Hat aber auch keiner der Herren ſich einen Scherz erlaubt?

Wie, Madame, entgegnete ihr Nachbar, Sie ſehen, daß unſere Gläſer völlig unverſehrt ſind. Auch kam der Klang des zerſpringenden Glaſes

dort aus der Ecke her, wo Niemand ſich befindet und wo auch keine Gläſer ſtehen.

Alſo das Trinkglas des Ahnherrn! ſagte eine junge Dame. Dies iſt ausgemacht.

Was hat es mit dieſem Glaſe für eine Bewandtniß? fragte der Abbé, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob. Ich bitte Sie, meine Herren und Damen, belehren ſie mich. Ich bin fremd und weiß von der Geſchichte dieſes Hauſes nichts.

So erfahren Sie denn, mein Herr, nahm die ältere Dame das Wort, daß vor langer Zeit ein Herr Beſitzer dieſes Schloſſes war — er hieß —

Still! — Nicht den Namen genannt! baten mehre junge Frauen, die ſich ängſtlich umſchauten.

Aber, meine Damen, rief die Erzählerin zürnend, ſind wir Philoſophen oder ſind wir keine? Glauben wir an Ammenmärchen, oder ſind wir über dieſe Dinge erhaben? Welche Thorheit! Doch immerhin, der Name thut nichts zur Sache, wir wollen ihn den Schloßherrn nennen. Dieſer Schloßherr hatte einen Freund und Waffengefährten, mit dem er in langjähriger Verbindung lebte. Eines Tages gelang es böſen Rathgebern, die

Treue und Anhänglichkeit dieſes Bundesgenoſſen verdächtig zu machen und dem Schloßherrn aufzubürden, daß jener ihm nach dem Leben trachte und ſich zugleich in die Gunſt ſeines Weibes eingeſchmeichelt habe. Es war an dieſer Verläumdung kein Wort Wahres; nur damit hatte es ſeine Richtigkeit, daß Robertus die ſeinem Schutze anvertraute Dame, die hier mit ihm in dieſem Schloſſe wohnte, während ihr Gemahl im fernen Ungarn Krieg führte, mit aller Courtoiſie und Hingebung behandelte und ſich für ihren erſten Diener erklärte.

Dieſes Alles in großen Ehren! warf ein Herr dazwiſchen; wie es in jener ernſten und abergläubiſchen Zeit Sitte war.

Ganz ohne Zweifel! ſetzte die Erzählerin hinzu. Es wurde jedoch einigen jener böſen Erfindungen, die erſonnen waren, um Robertus zu ſtürzen, ſo viel Anſchein von Wahrheit gegeben, daß der verblendete Schloßherr den unglücklichen Plan faßte, ſeinen treuloſen Freund und den Verführer ſeines Weibes aus der Welt zu ſchaffen. Er fand bald willige Mörderhände und hier — in

dieſem Saale — geſchah die blutige That. Robertus hatte das Trinkglas ſeines Freundes eben in den Händen, und es zerbrach, da er ſich mit den Mördern herumſchlug. Von der Zeit an hört man bei jedem Jahreswechſel der That drei Nächte hintereinander, um eine beſtimmte Stunde, den Klang eines zerbrechenden Glaſes. Das iſt die Geſchichte.

Und jetzt — rieſen mehre Herren — wollen wir zu unſern Verſen zurückkehren. Wir waren eben im engliſchen Lager angelangt.

Ja — ja! Fahren Sie fort, mein Herr, bat die Fürſtin. Wir hören mit Vergnügen zu.

Ich bitte um die Erlaubniß, noch eine auffallende Geſchichte vortragen zu dürfen. Dieſelbe hat ſich nicht in grauer Vorzeit, ſondern in unſern Tagen ereignet, auch iſt Der, der ſie erlebte, keine ſagenhafte Perſon, ſondern ich bin es ſelbſt!

Dieſe Worte machten einiges Aufſehen, und alle Blicke, die ſich bereits dem Vorleſer zugewendet hatten, lenkten ſich nach der andern Seite der Tafel hin, wo ein junger bleicher Mann ſich erhoben hatte, und eben ſeine Worte mit einer

Verbeugung ſchloß, die er gegen die Wirthin des Hauſes richtete.

Ach, wir ſollen alſo nochmals unſer Ohr einem Ammenmärchen leihen! ſagte der Vorleſer mit einem Anflug von Aerger und Ironie.

Kein Märchen! entgegnete der junge Mann. Ich kann die Wahrheit meiner Ausſage beſchwören.

Alsdann erzählen Sie, ſagte die Fürſtin, wir werden zuhören.

Der junge Mann hob an: Im jüngſt vergangenen Herbſte war es, wo ich mit einem Freunde zuſammen eine Reiſe durch das nördliche Deutſchland machte. Wir hatten eine glänzende Hauptſtadt ſoeben verlaſſen und unſer Weg führte uns zunächſt durch ziemlich unwirthbare Gegenden. Unter andern hatten wir einen weitläufigen Wald zu paſſiren. Am Anfang deſſelben trafen wir auf das Häuschen eines Forſtbeamten und kehrten darin ein, um unſerm Poſtillon, der ſeiner Sache nicht ganz ſicher war, genauen Nachweis über den zu nehmenden Weg ertheilen zu laſſen. Der Mann, den wir um Rath fragten, machte uns bemerkbar, daß es

beſſer gethan ſein würde, den nächſten Tag abzuwarten, als jetzt bei ſchon eingetretener Dämmerung die Wegſtrecke zurückzulegen. Wir achteten ſeiner Bedenken nicht. Der Beginn unſerer kleinen abenteuerlichen Reiſe ging ganz gut von ſtatten; ſpäter jedoch fanden wir Schwierigkeiten. Der Mond, der uns bis jetzt geleuchtet, verbarg ſich hinter dunkeln Wolken, der Weg, den wir verfolgten, ſchien nicht der rechte zu ſein, denn es fanden ſich Verhacke, über die wir mit Gefahr, unſern Wagen zu zerbrechen, uns den Weg bahnen mußten. Es ward beſchloſſen, den Wagen ſtehen zu laſſen unter Obhut eines von uns Dreien, und zwei ſollten ſich aufmachen, nach verſchiedenen Richtungen einen Weg zu ſuchen. Damit wir uns nicht verirrten, wollten wir uns einander von Zeit zu Zeit zurufen. Ich, meinerſeits, hatte kaum ein paarhundert Schritte ins Dickicht gethan, als ich zu meiner großen Freude ein Licht ſchimmern ſah. Dieſe Entdeckung eilte ich meinen Unglücksgefährten mitzutheilen. Mein Freund kam herbei, und auch der Poſtillon verließ auf einen Augenblick den Wagen. Wir berathſchlag-

ten, was zu thun sei. Unser Wagenlenker versicherte, soviel er den Wald kenne, an dieser Stelle noch nie ein Haus gesehen zu haben; die Poststation sei noch weit entfernt. Abergläubisch und furchtsam, wie dieser junge Bauernbursche war, bat er uns, diesem Lichte nicht weiter nachzuforschen, da es von keinem andern Gegenstande kommen könne, als von dem „Teufelsschlosse"; dieses sei nämlich ein verfallenes und verlassenes altes Jagdschloß, in welchem es allnächtlich spuke und dem kein Christenmensch nahe kommen dürfe.

Ich hoffe, daß Sie Muth gehabt haben werden, hineinzugehen! bemerkte die Fürstin, die mit einem kleinen boshaften Lächeln die erschreckten Mienen der jungen Damen betrachteten, die ihr zunächst saßen.

Unser Entschluß war bald gefaßt, fuhr der Erzähler fort; wir wollten nicht allein das Teufelsschloß aufsuchen, sondern auch, wo möglich, in demselben übernachten. Als wir dem alterthümlichen Bau uns näherten, nicht ohne Mühe, denn es waren trockene kleine Gräben zu durchschreiten und über verfallene Mauern zu klettern,

verſchwand der Lichtſchein, oder wurde wenigſtens ſo bleich, daß wir kaum das ſchmale hohe Fenſter wiederfinden konnten, aus dem er früher ſo hell hervorgekommen. Dieſer Umſtand übte keine ſehr erfreuliche Wirkung auf uns aus; wir mußten glauben, daß die Perſon, die dort gewacht hatte, gerade jetzt, ſehr zur Unzeit, ſich zur Ruhe begeben habe. Auf unſer Klopfen, Rufen und Schreien kam von nirgendsher eine Antwort. Endlich entſchloſſen wir uns, auf die Pforte loszugehen. Wir fanden ſie zwar verſchloſſen, doch unſerer vereinten Anſtrengung wich ſehr bald das morſche Schloß, und mit tönenden Schritten, die überall ein Echo weckten, traten wir in eine Art Vorſaal oder Treppenhaus. Hier ſtille ſtehend, ließen wir nochmals unſere Stimmen erſchallen, indem wir mit aller Artigkeit, die unſere misliche Situation erlaubte, dem unbekannten und unſichtbaren Bewohner dieſer Räume unſere Bitte vortrugen, hier übernachten zu dürfen. Abermals keine Antwort. Die Stille und das Geheimniß des Grabes ſchienen hier zu herrſchen. Und doch hatten wir hier Licht geſehen; es mußte alſo

irgendwo der Hausherr zu finden ſein. Der Empfang, den er uns höchſt wahrſcheinlich bereiten würde, wenn er uns hier wider ſeinen Willen eingedrungen fand, konnte kein ſehr freundlicher ſein. Indeſſen wir waren auf Alles gefaßt; wir hatten unſere Piſtolen bei uns, und auch noch Seitengewehr. Unſere Abſicht war, zunächſt in das Gemach zu gelangen, wo wir hatten das Licht leuchten ſehen; es mußte das nächſte am Flur ſein. Mit Vorſicht öffneten wir eine hohe Flügelthüre und befanden uns nun in einer Halle, die oben mit einer Galerie verſehen war und in welcher ein koloſſaler Kamin faſt die ganze gegenüberliegende Seite einnahm. Bilder ſchmückten die Wände, und ein Tiſch, mit einem Tuche halb bedeckt, auf dem Weinflaſchen und die Reſte einer Mahlzeit ſtanden, war ans Fenſter hingeſchoben. Alle dieſe Dinge konnten wir im hellen Mondſchein, der durch die fünf hohen Fenſter fiel, mit Deutlichkeit ſehen.

Als die Erzählung bis zu dieſer Stelle gelangt war, hörte man einen kurzen Schreckenslaut, von dem Niemand wußte, wo er herkam;

er ſchien ſich aus den Lüften herabzuſenken. Die ganze Geſellſchaft richtete ihre Blicke nach oben und betrachtete die Figuren an der Decke. Doch dieſe weißen, geſpenſtiſchen Geſtalten blickten ihrerſeits, vom Kerzenlichte grell beleuchtet, wie verwundert und fragend herab. Eine augenblickliche tiefe Stille herrſchte, alsdann nahm der Erzähler wieder das Wort: Meine Damen, was jetzt kommen wird, klingt ſehr ſonderbar. Ich will es erzählen auf die Gefahr hin, daß Sie mich und meinen Freund für Viſionäre halten; bei Allem jedoch, was mir theuer iſt, kann ich Ihnen beſchwören, daß es die lauterſte Wahrheit iſt, die ich Ihnen hier mittheile.

Es war nah' an Mitternacht, als wir, durch vergebliches Forſchen ermüdet, uns endlich entſchloſſen, in der Halle unſer Nachtquartier zu nehmen. Ich rückte eine alte Polſterbank hervor und lehnte ihr baufälliges Gerüſt an den Vorbau des Kamins, und indem ich meinen Mantel überbreitete, ſchuf ich ein ziemlich bequemes Lager; nicht ſo gut hatte es mein Freund, der, nachdem er lange vergeblich nach einem irgend zu dieſem

Zweck tauglichen Möbel geforſcht, endlich mit einem Stuhle zufrieden ſein mußte, deſſen enger Sitz und deſſen hohe, mit Leder überzogene Lehne ein elendes Bett abgaben. Der Inhalt einer Reiſeflaſche und ein geringer mitgenommener Imbiß mußten uns ſtärken, ehe wir uns der Ruhe überließen. Mein Schlaf war nicht feſt; doch wäre er auch feſt geweſen, ein ſonderbares Geräuſch in meiner Nähe hätte ihn ſtören müſſen. Ich öffnete die Augen und erblickte die Halle, ſo wie ich ſie beim Einſchlummern geſehen, das Mondlicht unverändert; aber mir zur Seite hatte ſich ein Etwas eingefunden, das früher nicht da war. Es kauerte nämlich, war es nun ein Menſch oder ein Thier, etwas Dunkles, Gebücktes, Zuſammengeknäultes am Kamin, und ein Geräuſch ward hörbar, wie als wenn man mit ſtarker Lunge Kohlen anbliese. Leiſe mich erhebend, ſah ich dieſem Weſen zu und konnte gewahren, daß es bei der kleinen Flamme, die nun emporzuckte, Dinge verbrannte, die wie Stücke einer weiblichen Bekleidung ausſahen. Die Arbeit ging langſam von ſtatten, und der geheimnißvolle nächtliche

Arbeiter eilte vom Kamin öfters in die Mitte der Halle, wo ein Vorrath dieſer Stoffe aufgehäuft lag. Als ich eine Weile dieſem Treiben zugeſchaut, rief ich leiſe meinem Freunde zu, und dieſer gab mir ein Zeichen, daß er wach ſei und ebenfalls ſähe, was ich ſah. Noch waren keine zehn Secunden vergangen, als wir, ich konnte nicht erkennen durch welchen Eingang, einen in einen Mantel gehüllten Mann erſcheinen ſahen, der auf den Haufen Kleider in der Mitte der Halle zuſchritt und den Andern herbeiwinkte. Jetzt erſt erkannte ich, daß Das, was ſo undeutlich dagelegen, der Körper einer Frau war, die, wie es ſchien, ermordet worden und deren blutige Gewänder jener im Kamin verbrannt hatte. Beide erfaßten den Körper und trugen ihn hinaus. Ich ſah deutlich den einen niederhängenden weißen Arm auf dem Boden nachſchleifen.

Oh — oh! das iſt zum Entſetzen! riefen ſämmtliche Frauen, und verbargen das Antlitz hinter Tüchern. Die Fürſtin hatte ſchon gleich beim Beginn der Erzählung ihren Blick verſtohlen auf ihren Nachbar gerichtet, als wolle ſie in

deſſen Zügen leſen. Doch dieſe blieben kalt und unbeweglich.

Nun, wie erklärte ſich dies Alles? fragte die ältliche Dame, die die Erſte war, die ſich wieder zu faſſen ſuchte.

Ich bedaure, keine genügende Auflöſung des Räthſels geben zu können, erwiderte der junge Mann; denn daß wir — mein Freund und ich, beide zugleich — dieſes nur geträumt, hieße ein Unglaubliches mit dem andern vertauſchen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß wir wirklich etwas Außerordentliches geſchaut, und daß uns ein Blick vergönnt worden in jenes myſtiſche nächtliche Gebiet, wo die Strafen beginnen für Unthaten, die hienieden verübt worden und ſtraflos geblieben ſind.

Dergleichen anzunehmen, rief der Abbé, wäre mehr als kindiſch. Es gibt kein Jenſeits und demnach kann es auch keine Strafen geben, die dort vollſtreckt werden. Es iſt lächerlich, auf dieſe Dinge auch nur anzuſpielen.

Gleichwol haben wir Beiſpiele in der Geſchichte — hob ein Herr an, der ſich ein gelehrtes

und hochmüthiges Anſehen zu geben wußte — daß Geiſter Verſtorbener auftreten, um Lebenden irgend einen Rath oder eine gute Lehre zu geben. Ich erinnere an den Schatten des Brutus.

Und ich erinnere daran, rief der Abbé eifrig, daß von Anbeginn der Welt an der Fanatismus, der Aberglaube und der Betrug ihr Spiel geſpielt haben, und daß wir nicht zu glauben brauchen, was fromme Schwätzer uns aufzubürden für gut finden.

Ja — ja! Es gibt keine Geſpenſter! riefen mehre Stimmen.

Kommen Sie zum Schluß Ihres Abenteuers, mein Herr! nahm die Fürſtin das Wort. Wie verließen Sie das Schloß, und was erfuhren Sie über den gegenwärtigen oder den ehemaligen Beſitzer deſſelben?

Nachdem der übrige Theil der Nacht ruhig vergangen war, machten wir uns bei den erſten Morgenſtrahlen auf den Weg, um unſern Wagen und den in demſelben zurückgebliebenen Poſtillon wiederzufinden. Derſelbe war ſehr erfreut uns wiederzuſehen, denn er hatte uns ſchon halb und

halb verloren gegeben. Ein paar Holzhacker, denen wir begegneten, wiesen uns zurecht, und ohne ein weiteres Ungemach langten wir auf der Station an. Dort hatte unser Postillon, gegen unsern Willen, etwas von unserm Abenteuer verlauten lassen, und der Wirth der Schenke gab uns die Versicherung, daß jenes alte Gemäuer schon seit lange unbewohnt stehe, daß man sich von dem Spuk erzähle, der dort nächtlich umgehe, und zwar in Folge einer Mordthat, die dort verübt worden. Ich lasse dahingestellt sein, was an allen diesen Mittheilungen Wahres sei, nur jeden Zweifel an der Wirklichkeit Dessen, was unsere Augen geschaut und unsere Ohren gehört, halte ich mich für berechtigt niederzuschlagen. Vielleicht könnte ein Mitglied unserer Gesellschaft, wenn es wollte, uns etwas Näheres über die Geschichte des „Teufelsschlosses" sagen.

Diese unerwartete Frage machte den ganzen Tischkreis staunen. Man sah sich an, und endlich folgte Alles der Richtung des Blicks, die das lebhafte und feurige Auge des jungen Mannes eingeschlagen hatte, den es verdrossen zu haben

ſchien, daß man Zweifel in die Wahrheit ſeiner Erlebniſſe geſetzt. Vielleicht war auch noch ein anderes Motiv dieſes drohenden Blicks vorhanden. Genug, ſeine Wirkung war eine äußerſt auffällige. Der Chevalier St. Lyre war plötzlich der Gegenſtand einer ſtillſchweigenden allgemeinen Anklage geworden. Jedermann, von den dunkeln Gerüchten unterrichtet, die über dieſen räthſelhaften Fremden umgingen, ſchien in ihm den Mörder der Dame im alten Schloſſe erkannt zu haben, und die ſpukhafte Geſchichte glaubte man nur erfunden, um einem mächtigen, verhaßten und gefährlichen Menſchen vor den Augen ſeiner Anhänger und ſelbſt ſeiner Geliebten eine drohende Anklage ans Haupt zu ſchleudern. Die Fürſtin war bleich wie der Tod in ihren Stuhl zurückgeſunken, die andern Damen ſahen ſtarr bald auf ſie, bald auf ihren Nachbar. Doch dieſer blieb kalt und ruhig wie früher; keine Miene verzog ſich in ſeinem marmornen Antlitz. Als dieſe unangenehme Pauſe einige Minuten gewährt hatte, verließ der junge Mann die Tafel, und ihm folgten ſtillſchweigend Einige aus der Geſellſchaft.

Niemand ſprach ein Wort, die ſich Entfernenden zurückzuhalten; ihr Entweichen ſah einer Flucht ähnlich. Unter den Uebrigbleibenden kam ein anderes Geſpräch auf. Die Diener trugen die Tafel fort und brachten eine andere herein, indem ſie die Gläſer neu füllten. Karten wurden herumgegeben, und das Spiel begann. Bei den erſten Blättern, die beſetzt wurden, bei den erſten Goldſtücken, die vergeben wurden, war jede Spur des Vorangegangenen völlig verwiſcht. Die Spieler waren bei ihrem Spiel.

Philipp verließ ſeinen Platz. Der Tag brach an, als er in ſeiner Wohnung anlangte.

Dreizehntes Kapitel.

Man kann ſich denken, in welcher Stimmung Philipp ſich befand nach den Ereigniſſen der Nacht, die wir ſoeben beſchrieben. Er war es geweſen, der jenen Schreckenslaut ausgeſtoßen, als er das Gemach beſchreiben hörte, und zwar auf das genaueſte, wo die blutige Tragödie ſeiner Jugenderinnerungen geſpielt. Seine Pulſe klopften fieberhaft, als er ſich bewußt wurde, den Mann vor ſich geſehen zu haben, der unzweifelhaft der Mörder ſeiner Mutter war. „Unzweifelhaft!“ ſo rief ihm ſeine aufgeregte Phantaſie zu. Die Stimme der Vorſicht und Ueberlegung war zum Schweigen gebracht.

Hatten nicht bei der Erzählung alle Anwesenden auf den Chevalier geblickt? Zeigte dies nicht deutlich, daß man ihn für den Mörder hielt? Vor allen Dingen mußte der junge Mann in Kenntniß sein von der geheimen Geschichte des Chevaliers. Das Schicksal schien unsern Helden auf diesem außerordentlichen Wege zum Ziele führen zu wollen, und er seinerseits durfte auch nicht die kleinste Schuld auf sich laden, durch Säumniß oder durch zaghafte Bedenken die Früchte der Rache, die ihm so lockend geboten wurden, nicht rasch genug eingesammelt zu haben. Der Geist seiner Mutter winkte ihm, ihr zu folgen; er glaubte in jener Nacht sie dicht hinter sich erblickt zu haben, wie sie mit starrem Leichenfinger auf den Mörder hinabwies. Ohne sich um die Geschäfte des Tages, oder um die Zufälligkeiten, die ihn umgaben, irgend zu kümmern, lebte er in einem traumhaften Zustande. Horschner, der diese auffallende Erscheinung sah, ihren Grund aber nicht enträthseln konnte, besaß so viel Zartgefühl, durch Fragen nicht lästig fallen zu wollen; nur erlaubte er sich, als Philipp angelegentlich sich nach den

Verhältniſſen, und zuletzt nach der Wohnung des Chevalier erkundigte, ihm bemerkbar zu machen, daß Warſchau ein gefährlicher Ort ſei, wenn man darauf ausginge, einem mächtigen Manne etwas anzuhaben. Wir leben hier, ſagte der Juvelier, in dieſer Beziehung wie in den Gebirgen von Calabrien oder an den Ufern des Tiber; es fällt durchaus nicht ſchwer, einen Arm zu miethen, der das bezeichnete Opfer bei Seite ſchafft. Nehmen Sie ſich daher wohl in Acht, mein theurer Freund. Laſſen Sie ſich die Verſicherung geben, daß ich, wenn auch nicht für Ihr Leben, doch für Ihre Sicherheit zittere, ſeitdem ich Sie ſo aufgeregt ſehe, und, der Himmel weiß, mit was für Racheplänen umgehend.

Seien Sie außer Sorgen, entgegnete Philipp; ich werde ſo kaltblütig ſein wie möglich, doch handelt es ſich um eine allzuwichtige Sache, als daß ich mir erlauben dürfte, die Hände in den Schoos zu legen.

Der erſte Gang Philipp's war zu dem jungen Manne, der die Geſchichte erzählt und deſſen Namen er ausgekundſchaftet hatte. Unglücklicherweiſe

war dieſer abgereiſt. Es war einer von den vielen Fremden geweſen, die die Hauptſtadt nur auf wenige Tage beſuchen. Seine Spur ließ ſich nur verfolgen, wenn, wie ſich vermuthen ließ, der Chevalier über ihn Auskunft geben konnte. Zu dieſem eilte nun Philipp.

In der Wohnung angelangt, und ſchon im Begriff einzutreten, merkte Philipp mit Schrecken, daß ſein Geiſt in einer ſo wilden Aufregung ſich befand, daß ihm der wohlgeordnete Plan völlig entſchlüpft war, nach welchem er ſeinen Angriff einzurichten gedachte. Zum erſten Male in ſeinem Leben fehlte ihm jene ſtolze Beſonnenheit, die einen Grundzug ſeines Charakters ausmachte, und die eine Frucht ſeiner einſamen Jugend und der finſtern Eindrücke derſelben war. Doch wie gewaltig einwirkend war auch dieſe Situation! Er ſtand im Begriff, die Schwelle der Wohnung des Mannes zu überſchreiten, für deſſen Bruſt — wenn er Der war, für den Philipp ihn bereits ſchon hielt — der Dolch beſtimmt war, den er bei ſich im Buſen führte. Dieſer Dolch begleitete ihn ſchon ſeit längerer Zeit. Er hatte auf deſſen

Klinge den Namen ſeiner Mutter und den Tag ihres Todes eingeſchrammt.

Der Diener, dem er nicht den Namen Macargan, ſondern einen andern genannt, kam zurück und hieß ihn eintreten.

Das Gemach ſchien leer zu ſein; allein es war es nicht. Der Bewohner deſſelben hatte ſich in einer Ecke auf einem Sopha niedergelaſſen und betrachtete, den Rücken dem Eintretenden zugewendet, in einem Spiegel die Geſtalt deſſelben. Auf einem Tiſchchen, dicht am Eingange, lagen, war dies nun abſichtlich oder zufällig, ein Maskenmantel, eine Halblarve und — ein Paar Piſtolen.

Auf ein Räuspern Philipp's erhob ſich der Chevalier und fragte, was er von ihm wünſche. Dieſe Frage ward höflich und kalt gethan. Während Philipp die ruhigen Geſichtszüge betrachtete, überfiel ihn plötzlich das Bewußtſein des Peinvollen ſeiner Lage. Die fieberhafte Spannung wich und es traten auch bei ihm Kälte und Beſonnenheit in ihre Rechte. Er bedachte, daß Das, was er für Gewißheit hielt, keine war, und daß er ſich erſt ſolche verſchaffen wollte. Der Che-

valier hielt den Blick auf ihn gerichtet, und dieſer Blick verlor ſichtlich an Schärfe und Kälte, je länger er auf ſeinem Gegenſtande verweilte.

Sind Sie ein Fremder in Warſchau, hob der Chevalier von neuem an, und ſuchen Sie etwa meine Protection? Womit kann ich in dieſem Falle dienen? Sie ſind ein junger Mann und wohl gebildet, wie ich ſehe. Ihre Miene hat etwas Offenes und Freies! Sprechen Sie.

Wenn ich Ihren Antheil errege, mein Herr, nahm Philipp das Wort, ſo iſt mir dies doppelt lieb, einestheils meiner ſelbſt wegen, anderntheils weil es ſich hier um das Schickſal eines Freundes handelt, dem ich einen wichtigen Dienſt zu erweiſen trachte.

Befindet er ſich in dieſer Stadt?

Ja, und ich bin bereit ihn hierher zu führen, wenn ich erſt gewiß bin, ihm helfen zu können. Da Sie viel reiſen, mein Herr, wie man mir geſagt hat, ſo kennen Sie ohne Zweifel manche Familie. Vielleicht iſt Ihnen auch die Familie meines unglücklichen Freundes bekannt.

Nennen Sie ſie mir.

Macargan.

Philipp hatte auf die Nennung dieſes Namens die Wirkung ſeines ganzen Planes gebaut; er erwartete den Fremden zuſammenſchrecken, erbleichen und ſich verrathen zu ſehen. Entwaffnet wurde er und ſelbſt niedergeſchmettert, als ihn der kalte, gleichgültige Blick des Mannes traf.

In der That, nein! ſagte der Chevalier nach einer Pauſe. Ich beſinne mich nicht, dieſen Namen gehört zu haben. Ich will ihn mir jedoch bemerken. Er ſcheint ſchottiſchen Urſprungs zu ſein; ich kenne hier ein paar ſchottiſche Familien, bei denen will ich mich erkundigen. Es ſoll gern geſchehen, wenn ich Ihnen damit einen Dienſt erweiſen kann. Kommen Sie um einige Tage wieder, alsdann werde ich im Stande ſein, Ihnen Bericht abſtatten zu können.

Bei dieſen Worten machte der Chevalier eine Verbeugung, und Philipp entfernte ſich nach einigen gleichgültigen Worten.

Auf der Straße angelangt, faßte ihn eine finſtere Verſtimmung; er fühlte ſich gedemüthigt, und dies Gefühl war ihm das unleidlichſte, das

er kannte. Er hatte zum erſten Mal einem Geiſte gegenübergeſtanden, der ihn überſah und verhöhnte. Es hatte ſo ſeltſam um dieſen ſcharfgeſchnittenen Mund gezuckt; trotz der Kälte und Ruhe glaubte Philipp in dieſem Auge, das ſo unergründlich tief war, doch ein aufflackerndes Feuer bemerkt zu haben. Philipp fühlte, daß er dieſem Manne gegenüber keine Beweiſe hatte, nie Beweiſe haben würde. Denn was er nicht ſelbſt eingeſtand, zu deſſen Eingeſtändniß — dies fühlte man — würde keine Gewalt der Erde ihn bewegen.

Iſt er's, iſt er's nicht! rief Philipp bei ſich, indem er ſeine krampfhaft geballte Fauſt auf ſein tobendes Herz drückte. O daß ich ſo ohnmächtig, ſo ſchwach bin!

Als er einige Schritte weiter gegangen und in eine andere Straße einbog, ſchien es ihm, als wenn ihm Jemand folgte. Es fiel ihm Horſchner's Warnung ein, und er faßte den Unbekannten näher ins Auge. Dieſer verlor ſich aber alsbald in die Menge. Philipp kam verſtimmt nach Hauſe. Er war mit ſeiner Handlungsweiſe unzufrieden,

und doch wußte er nicht, wie er ſie anders hätte einrichten ſollen. Wie er ſich aber die Sache auch überlegte, er mußte ſich's eingeſtehen, der Chevalier hatte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er beſchloß, ihm aus dem Wege zu gehen, da es unmöglich war, die Auflöſung des finſtern Räthſels mit den Mitteln, die er gegenwärtig in Händen hatte, zu bewirken.

Noch ein Weg kam ihm in den Sinn, er hatte den Abbé nicht aufgeſucht; es war jedoch nicht wahrſcheinlich, daß dieſer, der ſelbſt hier fremd war, etwas von Dem wiſſen ſollte, wonach ihn verlangte. Doch ſchon des Grafen wegen war es ihm Pflicht, den Abbé zu ſprechen. Es war nicht ſo leicht, ihn zu finden. Endlich gelang es, und der prahleriſche und eitle Mann nahm die Miene an, als freue es ihn, einen alten Bekannten wiederzuſehen. Auf Philipp's Frage, wie er die gräfliche Familie verlaſſen, erwiderte der Philoſoph: Wir haben uns getrennt; unſere Doctrinen paßten nicht mehr zueinander, und zudem langweilte mich das Leben auf einem einſamen alten deutſchen Feudalſchloß. So viel mir

bekannt, befindet ſich der Graf nebſt ſeinen Töchtern ebenfalls auf Reiſen. Die älteſte Comteß hat nöthig ſich zu zerſtreuen, man hat ihr ihren Bräutigam erſtochen. Es iſt nicht viel an ihm verloren; er war kein Philoſoph, vielmehr ein Strohwiſch in Uniform.

Philipp war ſeltſam zu Muth, als er auf dieſe Weiſe an eine unglückliche That, die er beklagte, aber nicht bereute, erinnert wurde. Schüchtern ſetzte er die Frage hinzu, ob Emilie mit dem Grafen auf Reiſen ſei. Der Franzoſe bejahte es. Nun lenkte er auf den Fremden ein, der an jenem Abende die Erzählung vorgetragen.

Waren Sie dabei? fragte der Abbé verwundert. Ich habe Sie nicht bemerkt. Freilich, wer kann auch alle die Barbarenphyſiognomien, die man in dieſem Lande der Sarmaten ſieht, ſich merken. Es iſt dies ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn dieſe Völkerſchaften erſt werden cultivirt ſein, alsdann werden wir von Paris aus über ſie ein Regiſter aufnehmen und entſcheiden, welche wir zu Menſchen rechnen und welche nicht. Bis dahin muß man ſich gedulden, und ſehen, auf

welche Weiſe, ohne den Hals zu brechen, es ſich in dieſen Gegenden reiſen läßt. Was den jungen Mann betrifft, der jene Kinderpoſſen vortrug, ſo iſt das, wie ich mir habe ſagen laſſen, Einer, den die Prinzeß, die das Feſt gab, eigens engagirt hat, die Geſchichte vorzutragen, um den Chevalier de St. Lyre, ihren Liebhaber in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie von ſeinen Streichen unterrichtet iſt. Aber er wird ſich nicht hindern laſſen ihr den Hals umzudrehen, wenn er anders Luſt dazu hat. Sie iſt in ſeinen Händen. Wir, die wir davon wußten, daß dieſe Geſchichte erzählt werden ſollte, hatten unſer Vergnügen daran, die beiden Hauptperſonen des Dramas zu beobachten, die ſich wieder gegenſeitig einander beobachteten. Das war die Würze des Abends, der übrigens genußreich für mich war, denn ich habe drei hübſchen Frauen Herzensunruhe verurſacht und hundert Louis in die Taſche geſteckt.

Sie wiſſen alſo über den jungen Mann nichts?

Nicht das Mindeſte; weder wie er heißt, noch von wo er kam. Vielleicht war es auch nur ein verkleideter Lakai der Fürſtin. Das iſt ſehr möglich.

Philipp verabſchiedete ſich von dem Philoſophen und war jetzt weder von ſeiner Unruhe, noch von ſeinen Zweifeln geheilt.

Er brachte verzweiflungsvolle Tage hin, bis er endlich ſich mit raſchem, feſtem Entſchluſſe vornahm, die Sache ſich aus dem Kopfe zu ſchlagen. Zu dem Chevalier ging er nicht wieder hin, im Gegentheil, er fürchtete ihm zu begegnen, wie einem Dämon, der ſich Gewalt über ihn angemaßt. In dieſer Stimmung kam ihm Horſchner's Antrag ſehr gelegen. Der redliche Juwelier hatte ſchon lange die tiefe Niedergeſchlagenheit ſeines Freundes bemerkt, und eilte nun, den Grund in einem unglücklichen Liebesabenteuer ſuchend, den jungen Mann aus Warſchau wieder zu entfernen. Dazu bot ſich eine ſehr günſtige Gelegenheit.

Wollen Sie mit mir eine Reiſe machen? fragte er eines Tages Philipp, als dieſer düſterer als gewöhnlich ſich bei ihm einfand. Mein Geſchäft ruft mich an einen Ort und in ein Land, das ſie gewiß noch nicht geſehen haben. Wir haben ſchon miteinander von der großen Kaiſerin

geſprochen, und gerade Katharina iſt's, zu de ich jetzt eile. Sie hat ihre Reiſe in die ſüdlichen Provinzen ihres ungeheuern Reiches angetreten, und befindet ſich jetzt in Kiew, wo ſie Hof hält und wo faſt ganz Europa hinſtrömt, um ſie zu ſehen. Ich gehe mit einigen Steinen hin, werth genug, um ſie dieſen Großen anzubieten. Sie begleiten mich, Freund, und wollen Sie mir bei meinen Geſchäften helfen, ſo iſt's gut, wo nicht, ſo gehen Sie Ihre Wege für ſich und ſehen Sie ſich dieſes Wunder der Zeit an. Wo Sie auch ſpäter hingelangen, Sie werden nie etwas Aehnliches ſehen. Laſſen Sie daher dieſe Gelegenheit nicht entſchlüpfen.

Philipp ging auf dieſe Vorſchläge ein, und der Tag der Abreiſe ward beſtimmt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Reiſe des Kaufmanns glich der eines reichen Edelmanns, eine ſolche Anzahl Diener hatte er ſich beigeſellt, und in einem ſo ſtattlichen Aufzuge befanden ſich Wagen und Pferde. Dies iſt nöthig, ſagte Horſchner zu Philipp; denn in einem Lande, wo Alles nach dem äußern Schein berechnet wird und wo die goldnen Flitter gelten, berechnet man den Mann nach der Anzahl Schellen, die er klingen läßt. Da, wo wir hingelangen, gilt dieſe Maxime in noch höherm Grade. Wir werden es mit noch halb civiliſirten Völkern zu thun haben, und dieſe haben mit ihren Voreltern, den Wilden, noch eine ſo große Familien-

ähnlichkeit, daß der einfache Mann und sein Verdienst, wenn er geräuschlos auftritt, eher gewärtig sein kann unter die Füße gestoßen, als zu Ehren gebracht zu werden. Ich werde mich daher, sowie ich die russische Grenze überschreite, in eine Art Wundergeschöpf verwandeln, das mit prahlerischem und lächerlichem Anstande mysteriöse Phrasen um sich wirft. Man soll glauben, daß ich im Besitze des Steins der Weisen bin, und daß die goldnen Ketten, die ich bei mir trage, von einem Golde sind, das ich selbst vermittelst des Schmelztiegels und der Retorte fabricirt habe.

Die Eindrücke der Reise erheiterten Philipp's düstere Laune ein wenig. Sein Genosse that das Mögliche, ihn Warschau vergessen zu machen, nur konnte er, was seine eigne Person betraf, sich von gewissen Erinnerungen nicht frei halten. So kam öfter, als er es wollte, der Name der Fürstin über seine Lippen. Er seufzte dann und rief in schmerzlichem Tone aus: Was wird aus der Unglücklichen werden! Sie geht ihrem Untergange entgegen, wenn sie nicht schon ihm verfallen ist. An diesen Mann gekettet, der der Finsterniß ent-

ſtiegen iſt, und der jeden Augenblick bereit iſt, ſein Opfer mit blutigen Händen ins Reich der Schatten hinabzuſchleudern, kann ſie da glücklich ſein? Und dabei dieſer unſelige Leichtſinn! Ach, ſie iſt eine verlorene Frau! Ich beſinne mich, wie ſie noch vor wenig Jahren eine ſo glänzende und friedliche Exiſtenz führte; ſie war ſchön, angebetet und von Allen geliebt. Damals hatten die zwei jammervollen Leidenſchaften, das Spiel und die Libertinage, ſie ſich noch nicht zum Opfer erwählt. Damals — o ich ſage es mit Stolz und Entzücken, war ſie meine Freundin und hörte auf meine Rathſchläge. Das iſt nun alles vorbei. Vorbei auf ewig! So ſind die Frauen. Nehmen Sie ſich vor ihnen in Acht, Philipp.

Dieſe Warnung, entgegnete der junge Reiſegefährte, kommt, wenn ſie überhaupt auf mich paßt, jedenfalls zu ſpät.

Zu ſpät? rief der Kaufmann verwundert, und Sie haben kaum Ihr zwanzigſtes Jahr überſchritten?

Dennoch können mir die Frauen ſchon mitgeſpielt haben.

Ja — ja, das können ſie! Wir ſind ihr Spielball oft ſchon in unſerm funfzehnten Jahre und bleiben es bis an die Schwelle unſers achtzigſten. Das iſt wahr. Aber Sie ſehen mir nicht ſo aus, als wären Sie dieſem Geſchick anheimgefallen.

Weshalb erſcheint Ihnen das?

Sie haben ſo etwas Kaltes, Stolzes, Selbſtgenügendes. Auch habe ich Sie nie den gewöhnlichen Weiberbekanntſchaften nachlaufen ſehen. Aber nehmen Sie ſich in Acht. Dieſe Eisdecke wird ſchmelzen an dem Strahl der Sonnen, die nun bald an unſerm Himmel glänzen werden. Katharinen's Hof wird durch die reizendſten und ſchönſten Frauen gebildet, und dieſe Frauen ſind nicht wähleriſch in den Mitteln, wie ſie zu ihrem Zweck gelangen. Sie nehmen ſich ihre Paladine, wo ſie ſie finden, und nöthigenfalls rauben ſie ſie. Wollen Sie mir glauben, wenn ich Ihnen verſichere, daß ich — ich ſelbſt ſchon in Gefahr war, von einer ſolchen Armida entführt und auf irgend ein verzaubertes Schloß gebracht zu werden? Aber freilich, wegen meiner Reize geſchah dies nicht; die gottloſe Schöne wußte, daß ich für

eine halbe Million Francs Steine bei mir hatte, und da entführte ſie mich ſammt meinen Steinen. Aber ich wußte mich frei zu machen; damals war ich zehn Jahre jünger und flüchtig wie der Wind.

Philipp lächelte über dieſe Plaudereien ſeines Gefährten. Man kam nur langſam vorwärts, denn die Wege waren kaum zu überſchreiten, in ſo ſchlechtem Zuſtande befanden ſie ſich.

In der erſten ruſſiſchen Stadt ging mit dem Juwelier die bereits verkündete Umwandlung vor. Philipp war nicht wenig erſtaunt, als er eines Morgens in das Zimmer des Kaufmanns trat, und dieſen in einer hohen Mütze und in einem mit Pelz reich verbrämten rothſammetnen Talar in einem Armſtuhl ſitzend fand. Um ihn herum bewegten ſich ſeine Diener in einem gemeſſenen und feierlichen Schritt, und einer derſelben verbrannte Räucherwerk auf einer Pfanne. Auf zwei Tiſchchen ihm zur Seite lagen auf ſeidenen Kiſſen Ketten, Ringe und ähnlicher Schmuck hingebreitet, vor ihm ſtand eine Art Pult, auf dem ein ruſſiſches Gebetbuch lag und eine Anzahl Phiolen mit rother und gelber Flüſſigkeit gefüllt. Horſchner

weidete sich an dem Erstaunen des Jünglings und sagte dann: Hier sitze ich; man habe Respekt vor mir! Ich mache Gold und schmelze Diamanten zusammen. Außerdem bin ich Eigenthümer des Lebenselixirs, das die Leute hundert Jahre und noch darüber alt werden läßt.

Philipp entfernte sich und ließ den Besuchenden Platz. Es dauerte nicht lange, so war das Zimmer gefüllt von Männern und Frauen, die sich die Goldsachen ansahen und Einiges zu hohen Preisen kauften. Ein altes Mütterchen blieb so lange, bis alle Andere fort waren, und theilte dem Magus mit, daß sie gerne sich verjüngen möchte und deshalb eine Portion von dem Lebenselixir verlange. Sie sei eine Nonne aus einem nahen Kloster und wolle gar so gern wieder achtzehn Jahre sein, um dann nicht wieder ins Kloster, sondern in die Welt zu gehen. Um den Wundertrank zu bezahlen, hatte sie ein paar Edelsteine mitgebracht, die sie aus der Krone ihres Klosterheiligen ausgebrochen hatte. Sie waren von nicht geringem Werthe. Der Juwelier, welcher wußte, daß in dem Kloster sich ein Schatz der

ſchönſten Perlen befand, machte der Alten begreiflich, daß er, um den Trank wirkſam zu machen, nothwendig etwas Perlenſtaub hinzuſchütten müßte. Sie verſprach etliche zu bringen.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe machte der Juwelier vortreffliche Geſchäfte. Wenn Philipp ihn darauf aufmerkſam machte, daß es doch unrecht ſei die Leute zu täuſchen, erwiderte der heitere Lebemann: Ich kenne das Land, in welchem ich mich befinde. Der Spruch: „Die Welt will betrogen ſein, alſo betrüge man ſie!" gilt nirgends mehr als hier. Der Sinn für die wahren Güter des Lebens iſt nicht erwacht, dagegen eilt Alles, ſich den blinkenden Schein anzueignen. Was hätte ich in Deutſchland für die Perlen zahlen müſſen, die die Nonne mir gebracht? Und — wenn mein Trank keine Wirkung thut, wird ſie alsdann nicht glauben, es ſei nur daher, weil ſie ihren Heiligen beſtohlen? Die Ketten und Ringe, die ich um den dreifachen Werth verkaufe, würden mir nicht abgenommen werden, wenn ich einfach den wirklichen Preis einfoderte. Es würde dann heißen: Ei, wie billig, das taugt nichts!

Endlich langten die Reiſenden in Kiew an. Der Zufluß von Fremden war ſo mächtig, daß die weitläufige alterthümliche Stadt, die eigentlich aus zwei Städten und einer hochgelegenen Feſtung beſtand, kaum Platz gewährte für die neu Hinzukommenden. Horſchner wandte ſich an einen alten Handelsfreund, und mit deſſen Hülfe erhielt er eine geräumige Wohnung in einem gut gelegenen Theile des neuangebauten Viertels.

Die Kaiſerin war bereits ſeit zwei Monaten hier; man wartete die erſten Frühlingstage ab, wo das Eis, das noch den Dnieper bedeckte, ſchmelzen und die Fahrt auf dem ſtolzen Strome frei geben würde. Dann ſollte die Reiſe ſüdwärts in die Krimm fortgeſetzt werden. Die Feſte, die hier gefeiert wurden, bildeten eine ununterbrochene Kette, und an dem Tumult auf den Straßen und Plätzen erkannte man die Ueberfüllung der Stadt. Alle Sprachen der Erde hörte man durcheinander ſprechen, und alle Welttheile hatten ihre Kleidertrachten an dieſem Orte zuſammengeſtellt. Die fünfhundert Kirchen, die dieſe gottſelige Stadt beſaß, waren faſt zu jeder Tages-

und Nachtzeit gefüllt mit einer bunten, abenteuerlichen Menge, die hineindrängte und wieder hinausflutete, um anderswo es ebenso zu machen. Die fremden Souveräne mit ihren Hofstaaten, der reiche polnische Adel, die hohe Aristokratie Moskau's, die alten einheimischen Bojaren, die französischen, holländischen, englischen und deutschen Edelleute mit ihrer Dienerschaft, endlich die zahllose Umgebung der Kaiserin und des Fürsten Potemkin machten, daß ein solches Gewirr von Glanz, Pracht und Gepränge in den Straßen sich zusammenfand, daß das Auge und das Ohr zugleich verwirrt und geblendet wurden. Dazu kam, daß ein ganzes Heer von Glücksrittern und Gaunern herbeigeströmt war, um hier ihr Wesen zu treiben. Die Polizei, die mit militärischer Strenge geübt wurde, vermochte doch nicht die Plünderungen und die nächtlichen Ueberfälle zu verhüten, die sich in dem Maße mehrten, je höher der Andrang von Fremden wuchs.

Horschner verfehlte nicht, mit seinem Freunde einen Gang durch die Stadt zu machen und ihm zu zeigen, was er Merkwürdiges wußte, da er

nicht zum erſten Male hier war. Die intereſſante Stadt iſt die älteſte im ruſſiſchen Reiche, da ihre Gründung noch lange vor der Schöpfung des ruſſiſchen Scepters ſtattfand und ins fünfte Jahrhundert fällt. Daher ihr ſeltſamer Bau, der eine Muſterfolge faſt aller barbariſchen Bauformen liefert, an die ſich die Paläſte der Neuzeit anſchließen. Im elften Jahrhundert wurde Kiew durch Jaroslaw ruſſiſche Hauptſtadt, zwei Jahrhunderte ſpäter herrſchten jedoch wieder in ihr die Tartaren; dieſen folgten die Polen, und dieſen entriß der Zaar Alexis Michaelowitſch die durch Unglücksfälle aller Art heimgeſuchte Stadt und machte ſie von neuem zur Hauptſtadt Rußlands. Später ſicherten Verträge dieſen Beſitz.

Katharina verweilte mit Abſicht längere Zeit hier, um ſich in dieſer uralten Stadt, in der das Chriſtenthum und die Civiliſation ſchon früh ſich feſtgeſetzt, und von wo aus ſie ſich über das ganze Reich verbreitet hatten, in ihrem Glanze als Herrſcherin zu zeigen. Sie verſammelte hier um ihren Thron die Nachkommen jener alten tartariſchen Fürſtenſtämme, die über dieſes Land

einſt geherrſcht, und ihre Milde und ihre Groß-
muth machten ſich die Enkel der ehemaligen er-
bitterten Feinde ihres Scepters zu ergebenen
Freunden.

Funfzehntes Kapitel.

Durch die Erzählungen Horſchner's, ſowie durch Alles, was er um ſich ſah und hörte, war Philipp's Ehrgeiz und ſeine jugendliche Ruhmbegierde in einem ſo hohen Grade erwacht, daß dieſes Gefühl für den Augenblick jede andere Regung und Beſtrebung in den Hintergrund ſtellte. Er erblickte ſo Viele, die die höchſten Würden und Titel trugen, die die mächtige Hand des Glücks aus der Niedrigkeit emporgehoben und in den ſtrahlenden Glanz des Tages geſtellt hatte. Warum ſollte auch ihm nicht ein ähnliches Geſchick bevorſtehen? In ſeinen Träumen ſah er ſich bereits am Ziele; aber ein Kopf, wie der Philipp's,

ist nicht geschaffen, sich mit eitlen Traumgebilden lange und ernstlich zu beschäftigen, er will Wirklichkeit. Sowie in Philipp's kaltem und stolzem Herzen keine Schwärmerei Platz faßte, so in seinem Verstande keine abenteuerliche Grille. Er sah klar und scharf. Dabei beherrschte ihn, eine Frucht seiner frühen Schicksale und seiner daraus geschöpften Lebensansicht, ein Mistrauen und eine starre Sprödigkeit, die nicht vorausſehen ließ, daß er jemals durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit sein Glück machen werde, die aber auch zugleich bekundete, daß er nicht so leicht die Beute einer Täuschung sein würde.

Wenn er von seinen Ausflügen nach Hause kam und sich vergegenwärtigte, was er an Glanz und Pracht gesehen, sprach er unwillig zu sich selbst: Und du trägst noch immer diesen unscheinbaren Rock! Und du bist noch immer der Verstoßene, der Verbannte, dem man nur mitleidig einen Platz in der menschlichen Gesellschaft einräumt?

Sollen Die triumphiren, die dich einer stolzen Geburt und ehrenvollen Stellung entrissen

haben, um dich in Nacht und Niedrigkeit zu ſtoßen?

Auf — Herr deines Schickſals — gebiete nun über daſſelbe! Sei der Schöpfer und Erbauer deines Glücks! Warte auf keinen Beiſtand, von keiner Seite her! Du — und du allein biſt dein Helfer! Gelingt es dir nicht, dich emporzuraffen, ſo ſinkt dein Syſtem in Staub; alsdann haben Die Recht, die du verſpotteſt, und die die Hände geduldig in den Schoos thun, alles von einem Lenker über ihnen erwartend. Dann werde ein Betbruder und bete!

Ein Leben in Niedrigkeit zugebracht, iſt ein Schimpf für den Mann. Soll ich einen ſolchen Schimpf auf mich nehmen?

Nein, Philipp, nein! Steige, ſteige empor! Bleibe nicht in der Niedrigkeit!

Zu dieſen Einflüſterungen des Ehrgeizes geſellte ſich jedoch Etwas, das ihre Wirkung zu zerſtören drohte, nämlich ein unbegrenzter Haß gegen Die, die die Ehren und die Glücksgüter zu vertheilen hatte und ſelbſt im Beſitz eines durch alle Lande ſtrahlenden Ruhmes war. Dem

stolzen und feurigen Geiste Philipp's war es verhaßt, eine Frau berühmt und bewundert, eine Frau über Männer, und zwar über tapfere und starke Männer herrschen zu sehen. Er beneidete, und zwar im Interesse seines Geschlechts, Katharinens Erfolge, sie hatte deshalb an ihm einen erbitterten Feind. Zugleich sollte sie aber die Beförderin seines Glücks sein. Philipp sah ein, daß dieser Widerstreit so entschieden entgegengesetzter Richtungen nothwendig das Fehlschlagen jeder Hoffnung mit sich führe, dennoch konnte er sich nicht bezwingen. Selbst Horschner's Lobpreisungen der Kaiserin hörte er nur mit stillem Widerwillen an. Der Juwelier sah bald auch hier seinen jungen Genossen in Mismuth verfallen, und so groß war seine Anhänglichkeit an ihn, daß ein großer Theil seiner eigenen guten Laune, die durch die trefflichen Erfolge in seinem Geschäft herbeigeführt war, dadurch verloren ging. Er ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, Philipp eines Tages aufzufodern, mit ihm einen Gang zu einem seiner vornehmsten Kunden zu machen, der ihn hatte rufen lassen. Es war der erste

Günſtling Katharinens, der allmächtige Fürſt Potemkin.

Die Freunde machten ſich auf den Weg nach dem Kloſter Petſchersky, das auf einer Anhöhe über der Stadt lag, wo der Fürſt ſeinen eigenen Hof hielt, die Fremden empfing und die Höflichkeitsbezeigungen der oberſten Behörden des Militärs und der Bürgerſchaft, ſowie die Beſuche des hohen Adels annahm. Der Empfangſaal des Kloſters war prachtvoll ausgeſtattet und die Zellen der Mönche bildeten ebenſo viele kleine zierliche Boudoirs, in denen die Damen in der Umgebung des Fürſten ſich eingerichtet hatten. Die fromme und uralte Stätte der Brüder der Regel des heiligen Michael glich auf einige Zeit der Hofburg eines prunkliebenden und genußſüchtigen Fürſten. Die Mönche mit ihren Vorgeſetzten hatten ſich einſtweilen in einen entlegenen Theil des weitläufigen Gebäudes zurückgezogen, wo ſie ihre Andachtſtunden hielten, unbeirrt durch den Lärm der Weltlichkeit um ſie her.

Da der Fürſt Statthalter der Provinzen war, durch die die Reiſe der Kaiſerin ging, ſo hatte

er ſich mit Abtheilungen der verſchiedenen Regimenter, die er befehligte, umgeben. Man ſah um das Kloſter Petſchersky herum die mannichfaltigſten militäriſchen Gruppen vertheilt. Das Auge bewunderte eine große Verſchiedenheit impoſanter Trachten, von dem Stahlſchuppennetz und der Rüſtung der Tſcherkeſſen bis zu dem faſt noch nomadenhaften Anzug der Kirgiſen, von der modern militäriſchen Armirung der Regimenter, die unter Suworow im civiliſirten Europa Schlachten gewonnen, bis zu dem tartariſchen Waffenſchmuck der Koſaken vom Don und ihres Nachbarſtammes, der Saporoger. Um die Gruppen noch mannichfaltiger zu machen, erblickte man Armenier und Georgier, die in ihrem Nationalcoſtüm ſich den Soldaten beimiſchten. Durch dieſe Maſſen mußte man ſich den Weg bahnen, um zum Fürſten zu gelangen, der überdies noch von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben war. Für den deutſchen Handelsherrn, für den reichen Juwelier, öffneten ſich die Thüren, und die Diener verbeugten ſich vor ihm tief; ſie wußten, er war der Günſtling ihres Herrn.

Ich will Ihnen nichts von dieſem Manne ſagen, bemerkte Horſchner leiſe zu ſeinem Begleiter, Sie werden ihn ſelbſt ſehen. Nur Eines: Das ganze unermeßliche Reich und ſelbſt ſeine Beherrſcherin beugen ſich vor ihm; und er war einſt nicht mehr und nicht weniger als gemeiner Soldat bei einem Garderegiment. Als die Kaiſerin bei ihrem Einzug in der Hauptſtadt, wo ſie zu Pferde an der Spitze der Truppen erſchien, an ihrem Säbel das Handgriffband verlor, ſprang dieſer Mann herbei und reichte ihr den ſeinigen. Dadurch lernte ſie ihn kennen und jetzt — iſt er Rußlands eigentlicher Beherrſcher.

Dieſe letzten Worte wurden mit vorgehaltener Hand leiſe geziſchelt, während die Flügelthüren geöffnet wurden und die Eintretenden in einer Galerie ſich befanden, die mit Gemälden geziert war und an deren Ende ſich ein Kamin befand. Ein Mann von kräftigem Körperbau, in einen pelzverbrämten Rock gekleidet, der einen Theil der Schultern und die ganze Bruſt offen ließ, ſtand am Eingange der Galerie und warf einen ſtolzen und wilden Blick auf die Ankommenden. Wie

er ſie erkannte, milderte ſich der Ausdruck, und er rief: Du kommſt gerade recht, Brüderchen; mir iſt ein Schuß nicht gelungen. Komm, ſtell' dich hierher und ſchieß für mich.

Väterchen, du beliebſt zu ſcherzen, entgegnete der Juwelier unter tiefer Verbeugung. Du weißt nur allzugut, daß ich kein Schütze bin.

Das weiß ich; aber du wirſt dennoch ſchießen, mein lieber Bruder.

Ew. Durchlaucht geruhen die Steine anzuſehen, die ich auf Befehl mitgebracht! hob der Kaufmann mit einiger Kälte und Förmlichkeit an, indem er ſein Taſchenbuch öffnete. Der Fürſt riß es ihm aus der Hand und nöthigte ihm dafür die Piſtole auf.

Du wirſt ſchießen! Nachher wollen wir handeln.

Nun denn, wenn es ſein muß! ſagte Horſchner und ſtellte ſich in die vorgeſchriebene Stellung. Wo iſt mein Ziel?

Der Fürſt war befriedigt, ſchlang einen Arm vertraulich um die Schulter des Juweliers und rief ihm zu: Siehſt du, mein Herzchen, jenen kleinen Muſelmann dort auf dem Kaminſimms?

Dem ſollſt du den Kopf abnehmen. Aber gib wohl Acht, einige Zoll höher befindet ſich, wie du bemerkſt, ein koſtbarer venetianiſcher Spiegel, dem darf kein Leid geſchehen. Du wirſt einſehen, daß es mir nicht darauf ankommen kann, dich aus deinem Winkel in Polen herzurufen, um daß du mir die Spiegel meiner Wohnung zertrümmerſt!

In dieſem für Horſchner peinlichen Momente meldete ein Diener die Ankunft eines Adjutanten der Kaiſerin. Der Fürſt gab Befehl, daß man dieſen warten laſſe. Der Juwelier, der vergeblich gehofft hatte, durch dieſen glücklichen Zwiſchenfall von ſeiner Stelle als Scharfſchütz befreit zu ſein, nahm jetzt wieder mit einem unterdrückten Seufzer ſeine Stellung ein, zugleich ſich über die Vermeſſenheit des Günſtlings entſetzend, der es wagte, einen directen Abgeſandten ſeiner Herrin eines albernen Poſſenſpiels wegen warten zu laſſen.

Die Kugel verließ den Lauf und traf — in den Spiegel.

Ein Schrei ließ ſich hören, ausgeſtoßen von den wenigen Perſonen, die in der Galerie gegenwärtig waren; zu dieſen gehörte auch der Haus-

geiſtliche, der in einer Fenſterniſche ſtand und mit weintrunkenen gläſernen Augen ſtarr jede Bewegung ſeines Herrn beobachtete. Der Fürſt brach in lautes Lachen aus.

Das iſt der ſchlechteſte Schuß, beim heiligen Nicon, der hier im Saale gethan worden! lallte der Prieſter, der, als er ſah, daß ſein Gebieter lachte, ebenfalls die Sache von der ſcherzhaften Seite betrachtete.

So wie ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht zu bemerken, rief Horſchner empfindlich, ich bin kein Schütze.

Nein, das biſt du auch nicht, Bruder! Gott und die Heiligen werden dir bezeigen, daß du das nicht biſt. Zahle nun hundert Ducaten, denn ſoviel iſt mein Spiegel werth.

Hundert Ducaten? gnädiger Herr — rief der Juwelier verwundert.

Du willſt damit ſagen, hob der Fürſt lächelnd an, daß ich mich ſehr ſchlecht auf die Taxe meiner Möbel verſtehe. Nun wohl, ich eile mein Unrecht gut zu machen, zahle zweihundert Ducaten, mein Herzchen.

Ach, du ſcherzeſt, Väterchen!

Du murrſt noch immer? Warte, ich will dich zufriedenſtellen. Ich will dir völlig den Willen thun. Du ſollſt ſehen, welch' einen gefälligen Bruder du an mir haſt. Zahle dreihundert Ducaten. Aber nun kein Wort weiter. Du haſt Luſt zu ſagen: auch das iſt zu wenig gefodert; aber ich ſetze nun einmal den Kopf darauf, dir gleichſam den Spiegel zu ſchenken. Nun, haſt du das Geld bei dir? Wahrhaftig und noch dazu ruſſiſche Banknoten! Das iſt löblich. Hier Baſil, nimm das Geld, ich ſchenke es dir, altes Weinfaß! Du weißt, daß ich dir ſchon längſt etwas zugedacht habe, weil du ſo hübſch Maulwurfgänge zu graben verſtehſt.

Der Pope kam und küßte die Zipfel des Rocks ſeines Gebieters. Aus dem Hofe herauf drang das Geſchrei und Gewinſel von Leuten, die Peitſchenhiebe empfingen. Dieſe, für Philipp und Horſchner grauſenerregenden Jammerlaute ſchienen am Ohr des Gewaltigen ſpurlos vorüberzugehen. Er richtete ſeinen Blick auf Philipp, und die Höhe und Vollendung ſeines Wuchſes,

ſowie der Ausdruck ſeines Geſichts ſchienen ihm eine augenblickliche Theilnahme, ein flüchtiges Intereſſe einzuflößen. Er wandte ſich zum Juwelier und fragte raſch: Wer iſt der? Dein Sohn kann er nicht ſein, dein Bruder auch nicht; er ſieht dir zu wenig ähnlich.

Er iſt mein Freund und mein Gehülfe, entgegnete der Juwelier.

Biſt du ein beſſerer Schütze als dein Patron? fragte der Fürſt, indem er gebieteriſch auf Philipp zuſchritt. Philipp erbat ſich eine Probe ablegen zu dürfen. Die Piſtole wurde ihm gegeben.

Da kein Spiegel mehr zu zertrümmern iſt, ächzte der Pfaffe, ſo möchte nur noch Beſorgniß für den Armſtuhl ſein; er iſt zwar fünf Schritte vom Ziele entfernt, aber ich rathe dir, Herr, ihn hinwegſetzen zu laſſen. Dieſe deutſchen Schützen zielen gar zu gut! — Ein Gelächter aller Anweſenden begleitete die Rede.

Philipp fragte, wohin er zielen ſolle.

Nun, ſiehſt du meinen Großſultan nicht? fragte der Fürſt. Triff, wohin du willſt; wenn du ihn nur überhaupt triffſt, iſt's ſchon mehr, als ich erwarte.

Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, ſagte Philipp mit großer Höflichkeit, ſo werde ich mir den Halbmond auf dem Turban der Figur zum Ziel nehmen.

Den Halbmond — ah, das will etwas ſagen! Die Figur iſt nur eine Spanne hoch, und du willſt das Pünktchen oben treffen. Gut, gut! Verſprechen und Worthalten ſind aber manchmal verſchiedene Dinge! Nicht wahr, Baſil?

So wahr, Herr, als hätte es ein Apoſtel geſagt. Dieſe Deutſchen ſind ein Volk von Lügnern; ſie prahlen, daß die Heiligen darüber weinen möchten. Wenn dieſer Menſch Wort hält, ſo will ich meine Ducaten bis auf den letzten Rubel verlieren.

Philipp's Kugel war während dieſer letzten Worte bereits enteilt und hatte ſich richtig den kaum ſichtbaren Halbmond herabgeholt. Der Fürſt gerieth in eine Art convulſiviſches Entzücken. Er lief auf den jungen Schützen zu und umarmte ihn. Du biſt mein Mann! Du biſt mein Mann! rief er einmal übers andere. Weißt du, daß dies *mein* Schuß iſt? Du Teufel von einem

Jungen, wie haſt du das vermocht? Er ging auf Horſchner zu und rief: Mein Bruder, mein Bruder, laß mir dieſen!

Horſchner und Philipp waren beide gleich erſtaunt über die Wirkung des Geſchehenen. Ohne die Antwort des Juweliers abzuwarten, rief er zu Philipp: Du — du bleibſt bei mir! Baſil, zahle ihm' die Ducaten aus, wie du verſprochen.

Herr, du wirſt deinen Diener nicht nackt ausziehen wollen! ſtöhnte der Ueberraſchte. Ich habe nicht gehört, daß Könige ihr Wort brachen und daß die Gewaltigen zurücknahmen, was ſie gaben.

Hund, du zahlſt, oder! — Eine ſehr verſtändliche Bewegung nach dem Hofe zu war dieſen Worten beigefügt. Der Pfaffe lief herzu, legte das Geld auf den Tiſch und küßte Philipp mit großer Demuth auf den Arm, ſeinem Herrn aber wieder die Rockzipfel. Der Fürſt betrachtete die Züge Philipp's, und als er in ihnen nichts von Dank und Ueberraſchung erblickte, zogen ſich ſeine Brauen auf einen Augenblick finſter zuſammen. Er ſcheint ein hochmüthiger Burſch! murmelte er

vor ſich hin. Doch gleichviel! Ein Nacken, der noch nicht gebogen iſt, den liebe ich zu biegen.

Der Auftritt war hiermit beendet. Der Fürſt verließ die Galerie, um mit dem Abgeſandten der Kaiſerin zu ſprechen. Der Pfaffe lief heulend und fluchend fort. Die Diener ſahen Philipp anfangs mit neugierigen und ſcheuen Blicken an, als jedoch der Intendant erſchien und als der Erſte dieſes Sklavenhauſes Philipp unterwürfig begrüßt hatte, folgten alle ſeinem Beiſpiel, und mit Erſtaunen ſah Philipp lauter gebogene Rücken vor ſich. So raſch wurde ein declarirter Günſtling in ſeine Stelle eingeſetzt. Unſer Held wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah, und glaubte zu träumen. Horſchner erklärte ihm dies Alles in wenigen Worten. Er führte ihn bei Seite und ſagte: Der Fürſt iſt launenhaft; er vertheilt ſeine Gunſt wie ſeinen Haß plötzlich. Weigere dich nicht, die erſtere anzunehmen. Dein Schickſal iſt gemacht. Ich verliere dich, Freund, allein ich weiß dich glücklich. Welch' ein guter Stern iſt dieſer „Halbmond" für dich geworden! Dieſer häßliche Türke, der mir dreihundert Ducaten raubte, dich hat er

zum reichen Mann gemacht! Ich bitte dich, gib mir das Geld nicht zurück, es ist dein Eigenthum, und wenn ich gleich mich ärgerte, daß ich einen mittelmäßigen Spiegel, der kaum zwanzig Ducaten werth war, mit dreihundert habe bezahlen müssen, und daß dazu mein mir erpreßtes Geld dem Weinschlauch in die Gurgel fließen sollte, so ist mir jetzt doch Alles ganz recht, so wie es gekommen ist. Du siehst, so handelt man in Rußland. Ich bitte dich jetzt um deine Protection, ich bin dein Schützling.

Der Fürst erschien bald wieder und schloß nun mit Horschner einen für den letztern vortheilhaften Handel ab. Er ließ sich theils von dem Juwelier, theils von Philipp selbst den Ursprung und die frühern Schicksale seines neuen Günstlings erzählen. Er hörte zu und warf von Zeit zu Zeit Bemerkungen in die Reden, die von Witz und guter Laune zeugten. Als Horschner sich entfernte, blieb Philipp zurück und bezog die für ihn bestimmten Gemächer.

Sechzehntes Kapitel.

Die Gunſt, die der Fürſt unſerm Freunde ſchenkte, war täglich im Zunehmen. Das Amt eines Secretärs, wobei er jedoch nichts zu thun hatte, als hier und da die Unterſchrift des Fürſten in dieſe oder jene Kanzlei zu tragen, ward ihm anvertraut. Er mußte den größten Theil des Tages um die Perſon des Fürſten ſein, der ſich beluſtigte, ihn in dem gebrochenen Ruſſiſch ſprechen zu hören, das er ſich in der kurzen Zeit, die er ſich hier befand, angeeignet. Dann mußte ihm auch Philipp, wenn ſich ein müßiger Augenblick fand, aus einem deutſchen oder franzöſiſchen Buche vorleſen. Aber dieſe müßigen Augenblicke

fanden ſich ſehr ſelten. Der Fürſt führte eine ſo wilde und ungeregelte Exiſtenz, er ward ſo hin und hergeworfen von ſeinen eigenen Launen, ſowie von den zahlloſen Anläſſen, die ihm von außen kamen, daß an Ruhe nicht zu denken war. Militäriſche Revüen, Gaſtmähler, Beſuche, Audienzen, kleine Reiſen und Hoffeſte nahmen ſeine Zeit fortgeſetzt in Anſpruch; er fand kaum Zeit, ſeine Toilette zu machen, die freilich ſo glänzend und ausgeſucht war, wie kein anderer Höfling ſie machte. Für gewöhnlich zeigte er ſich in jenem loſen, nachläſſigen Anzuge, den wir oben beſchrieben haben, und ſelbſt Audienzen gab er in dieſem Coſtüm. Da die Reiſe der Kaiſerin, nach dem Süden, in die Provinzen gerichtet war, in denen der Fürſt Statthalter war, ſo war er unermüdet beſchäftigt, die künftigen Tage dieſes Triumphzuges ſo glänzend als nur möglich zu geſtalten, und dieſe Sorge machte das Ziel der Hauptthätigkeit ſeines unermüdlichen Geiſtes aus.

Wie Philipp dieſen ſonderbaren Mann näher betrachtete, ſo entdeckte er ſehr viel, was ſeine Sympathien anſprach. Die wilde, ungeregelte

Größe ſprach ihn an und zugleich der Muth und der Trotz, den er den Angriffen entgegenſetzte, die gegen den allmächtigen Günſtling geführt wurden, um ihn zu ſtürzen.

Wenn auch der Fürſt Philipp mit Gunſt überſchüttete, ſo hörte er doch nie auf, ihn als ſeinen Diener zu betrachten, und dies misfiel Philipp. Je trockener und ſtarrer er daher wurde, deſto übermüthiger wurde der Fürſt. Es war vorauszuſehen, daß es bald zu einem Aeußerſten kommen mußte. Dies war auch die Hoffnung ſeiner Feinde unter der Dienerſchaft des Fürſten, an deren Spitze der Hausgeiſtliche ſtand, der Philipp nie den Verluſt der dreihundert Ducaten verzeihen konnte. Der erwartete Zeitpunkt erſchien, allein der Zuſammenſtoß, der den neuen Liebling hätte zu Boden werfen können, diente nur dazu, ihn in der Gunſt zu befeſtigen und ihn zu Anſehen zu bringen.

Der Fürſt hatte es ſeit einigen Tagen ſo eingerichtet, daß Philipp die Wache in ſeinem Vorzimmer hatte, und ſogleich bei der Hand ſein mußte, wenn öfters in ſehr früher Morgenſtunde,

manchmal in der Nacht, die Klingel des Herrn ertönte. Wie Alles, was er übernahm, ſo übte Philipp auch hier die gewiſſenhafteſte Pünktlichkeit. Er bezähmte ſeine geſunde und kraftvolle Natur und gewöhnte ſie daran, die ganze Nacht über des Schlafes zu entbehren, um ſicher zu ſein, den Ruf nicht zu überhören.

Seit einiger Zeit war der Fürſt launiſcher als je. Er befahl und widerrief den Befehl in ſtetem Wechſel. Alle Diener zitterten vor ihm. Sein großes dunkles Auge in dem bleichen Geſicht, das, wenn es keine Schminke hatte, von einem blaſſen, aber nicht unſchönen Gelb bedeckt war, rollte in finſterem Zorn und warf vernichtende Blitze. Er dictirte Strafen, die nicht nur von einer wilden Härte, ſondern oft von einer raffinirten Grauſamkeit zeugten. An dem Geſchrei der Gezüchtigten ergötzte er ſich dann und nannte dies: ſeine Vögel ſingen laſſen. Philipp ſah das alles mit Staunen und Entrüſtung an, und konnte nicht begreifen, wie es Menſchen gab, die ſich dies gefallen ließen. Die Möglichkeit, daß er ſelbſt einer ähnlichen Züchtigung unterliegen konnte, fiel

ihm auch nicht im Traume ein. Wehe der Hand, die ſeinem Körper zu nahe gekommen wäre! Er ging wie ein junger Gott unter all' dieſen Sklaven umher. Der Fürſt hatte jedoch bei ſich beſchloſſen, ihn ſo ziemlich wie die andern Diener zu behandeln. Er vergaß, daß Philipp als ein freier Mann in ſeinen Dienſt getreten war, und daß er zur Bedingung gemacht hatte, ihn wie einen ſolchen zu behandeln. Aus dieſem Grunde hatte Philipp jede Erhöhung ſeines Gehalts, der im Vergleich zu den anderen Hausbeamten ſehr gering war, hartnäckig ausgeſchlagen, und hatte auch keine Gnadengeſchenke angenommen. Das herriſche Benehmen, die demüthigenden Vorwürfe, die Spöttereien hatte Philipp ſchweigend hingenommen und hatte ſich bemüht, noch genauer als früher ſeine Pflicht zu thun. Aber er nahm ſich vor, ſobald dieſe Laune noch wachſen, oder gar zu einem offenen Angriff ſich ſteigern würde, ſich zur Wehr zu ſetzen. Der Fürſt mit all' ſeinem Glanz und ſeiner Macht imponirte ihm nicht. Die Gelegenheit, die er nicht ſuchte, aber auch nicht fürchtete, kam. In einer Nacht rief ihn die

heftig angezogene Klingel ins Kabinet. Er eilte hinein und fand den Fürſten im Bette aufrecht ſitzend und im höchſten Zorne. Wo bleibſt du, Hund! ſchrie er ihm zu. Warum zeigſt du dich nicht, wenn ich rufe!

Philipp ſah ihn finſter an und entgegnete: Ew. Durchlaucht haben jetzt zum erſten Male die Klingel gezogen.

Zum erſten Male? — Zum dritten Male, Schuft! Ich will dich lehren, im Vorzimmer zu ſchlummern.

Ich habe nicht geſchlummert.

Wie, du wagſt es, mir ins Geſicht zu widerſprechen? Ah — du ſollſt ſehen, wie ich dergleichen beſtrafe! Damit ergriff die zitternde Hand des Wüthenden eine der ſcharf geladenen Piſtolen, die jederzeit vor dem Bette auf dem Nachttiſche lagen. Er ſpannte den Hahn und legte auf Philipp an. Dieſer, ohne einen Schritt zurückzuweichen, ergriff die zweite Piſtole und ſagte mit ruhigem Tone, der gegen die kochende, gährende Stimme des Fürſten ſehr abſtach: Durchlaucht belieben gut zu zielen; denn wenn Sie Ihres

Zieles verfehlen, ſo werde ich auf Sie anlegen, und wahrlich — ich werde nicht fehlen!

Die Piſtole entſank bei dieſen Worten der Hand des Fürſten; er fuhr ſich über die Stirn wie Einer, der aus dem Traume erwacht. Er ſah Philipp an, aber gleichſam ſcheu, und wie ein gebändigtes wildes Thier, das zum erſten Mal die Peitſche ſeines Wärters empfindet, verhüllte er ſich in der Decke. Philipp hatte die Piſtole hingelegt, der Fürſt nahm ſie, fügte die ſeine hinzu und reichte beide Philipp hin. Nimm ſie, ſagte er, zum Gedächtniß dieſer Stunde! Nimm ſie und — entferne dich! — Ich will allein ſein.

Von dieſer Stunde an war des Fürſten Betragen völlig umgewandelt. Es war durchaus nöthig, dieſem ſtolzen und launenhaften Charakter zu imponiren, und Philipp, ohne es zu wollen, hatte ihm imponirt. Gelang es, ihm zu imponiren, ſo hatte man ihn beſiegt, und er war ein willenloſes Eigenthum des Siegers. So hätte jetzt Philipp mit dem Fürſten machen können, was er wollte; doch unſer Held hatte nur nach einem innern Inſtinkt gehandelt, nicht aus Berechnung;

es kam ihm daher nicht in den Sinn, auch nur einen Schritt von seiner gewohnten Pflichterfüllung abzuweichen oder sich seinerseits etwas herauszunehmen, was ihm nicht zukam. Zufrieden, sich ein achtungsvolles Betragen errungen und jenes spottende und launische Wesen zum Schweigen gebracht zu haben, erfüllte er nach wie vor sein Tagewerk, als wenn nichts geschehen sei.

Der Fürst war dabei abergläubisch. Er beschäftigte sich mit Astrologie und hatte den festen Glauben an Vorherbestimmung. So wenig Sorge er für das Wohl oder Weh der Tausende trug, deren Leben und Eigenthum ihm anvertraut war, mit so gewissenhafter Rücksicht behandelte er Diejenigen, von denen er annahm, daß sie zu ihm in einer gewissen Constellation standen, und von denen er vermuthete, daß es vorherbestimmt sei, daß ihr Geschick und das seine zusammengehen sollten. Seit der Scene in der Nacht glaubte er dies von Philipp. Diese zwei Gründe wirkten vereint. Es gab einen Diener, von dem er wußte, daß er ihm nach dem Leben gestanden, der aber dennoch von ihm, freilich in weiter Entfernung,

gehütet und gepflegt wurde, als wäre er der treueste seiner Getreuen gewesen, nur weil ihm prophezeiet worden war, daß sein Leben und das Leben jenes Verräthers in einer und derselben Stunde enden würden.

Die Feinde Philipp's waren nicht wenig erstaunt, ihn in so voller und, was das Seltsamste war, in so unwandelbarer Gunst zu sehen. Sie errieethen nicht den Grund, denn Philipp sprach nie über sich selbst, und seine stolze Verschlossenheit war eine Ursache mehr, daß die niedrigen Naturen ihn haßten. Der Fürst ward ihm grenzenlos gewogen; er übertrug ihm eine unbeschränkte Macht, und Philipp hatte zu jeder Stunde Zutritt zu ihm. Dies wurde bekannt, und die großen Herren, die Gesandten, ja selbst die ausländischen Fürsten, die da kamen, den allmächtigen Günstling um eine Gunst zu bitten, wendeten sich an Philipp. Er hätte sich bereichern können, denn man drängte ihm die Gaben auf; aber er blieb seinem Grundsatze getreu, nie mehr als Das, was er glaubte, daß ihm zukam, zu nehmen. Davon erfuhr der Fürst nichts, denn er fragte nicht;

hätte er gefragt, ſo hätte er erfahren, daß Der, den man mit Gold überſchüttet wähnte, nur den dürftigen Gehalt ſein eigen nannte, den er ſich gleich anfangs ausbedungen hatte. Das Einzige, was er vom Fürſten annahm, war ein ſchönes Pferd von einer ſeltenen Race; dies gewährte ihm großes Vergnügen. Da kühne und geſchickte Reiter in ſeiner Nähe waren, lernte er von ihnen, und war bald im Stande, es ihnen gleich zu machen. Der ſchöne junge Mann zog die Blicke aller Frauen auf ſich und feſſelte die Bewunderung der Männer. Aber Philipp war nicht eitel, er war nur ehrgeizig und ruhmbegierig; er merkte daher nichts von den Triumphen, die er ſich erwarb. Er hörte auf jeden Tadel, und ſein Wunſch, ſich zu vervollkommnen, war ſo groß, daß der Niedrigſte ſein Lehrer werden konnte, wenn er wirklich im Beſitz jener Fertigkeiten war, deren er ſich rühmte.

In den wenigen Wochen, wo Philipp in der Nähe des Fürſten war, konnte man eine günſtige Veränderung an dieſem bemerken. Er war weniger zügellos, weniger grauſam, weniger launen-

haft. Man ſah ihn öfters mit ſeinem Günſtling eine Partie Schach ſpielen, während ſich die Säle um ihn her mit den vornehmſten Beſuchern füllten, auf die er keine Rückſicht nahm, einzig an das ſinnende Auge Philipp's gekettet, den einem Zuge nachdachte. Seine Gunſt, und man darf ſagen Freundſchaft, erſtreckte ſich ſo weit, daß Philipp Zutritt erhielt in das Laboratorium des Fürſten. So ward eine der kleinern gewölbten Hallen genannt, wo mathematiſche und aſtronomiſche Inſtrumente ſtanden und eine kleine auserwählte Bibliothek des Kloſters ſich befand, die der Fürſt benutzte. Nie durfte der Fuß irgend Eines von der Umgebung des Herrn dieſe alterthümliche Zelle betreten. Es ging die Sage, daß hier der Fürſt mit ſeinem Dämon nächtlich verkehre, um von ihm ſtets neue Zauberkräfte und Mittel zu erhalten. Bei der Gründung des Kloſters, vor einem halben Jahrtauſend, war dies das Gemach des erſten Abts, und dieſer ſtand im Geruch ganz beſonderer Heiligkeit; aber zugleich ward er auch als ein Mitwiſſender im Bunde der „weiſen Meiſter" genannt, eines myſtiſchen

Ordens, der damals faſt über den ganzen Orient verbreitet war. Das Bild dieſes aſcetiſchen Prieſters befand ſich noch in der Zelle, und es herrſchte im Kloſter der feſte Glaube, daß der Abt Anaſtaſius bisweilen im ſchauerlichen Dunkel der Kreuzgänge umherwandle, am öfterſten jedoch zu erblicken ſei in dem Gemach, das ihm einſt zur Wohnung gedient. In dunkeln Nächten, wo der Sturm wüthete und unheimliche Stimmen in hohlen, brauſenden Tönen in den Gängen und auf den Höfen vernommen wurden, hieß es: jetzt wandelt Anaſtaſius umher, um Die zu ſtrafen, die gegen ſeine Regel fehlen.

Der Fürſt, als er das Kloſter zu ſeinem Aufenthalte nahm, wußte um die Sage und kannte die finſtere Bedeutung, die man jener Zelle beilegte; er ſchien aber auf beides kein Gewicht zu legen. Oft ſah man ihn ganze Nächte in dieſer Zelle weilen, faſt immer allein, und Niemand erfuhr, womit er ſich dort beſchäftigte. Als er Philipp zum erſten Male dorthin mitnahm, zeigte er ihm die Beſonderheiten derſelben und gefiel ſich zugleich in einer weitläufigen Beſchreibung jener

alten Sitten und Gebräuche, die damals geherrſcht, als dieſer merkwürdige Bau ſeinen Anfang nahm. Er freute ſich, als er wahrnahm, daß Philipp Intereſſe für dieſe Dinge hatte, und er ermüdete nicht, die Chronikbände, die hier aufgeſtellt waren, herbeizuholen, um ihre alterthümliche Schrift und ihre grellen und unbeholfenen bildlichen Darſtellungen zu erklären. Indeſſen war Philipp noch nie ohne Begleitung des Fürſten in dieſen Räumen geweſen; ſie wurden ſtets ſtreng verſchloſſen gehalten. Eines Tages ſchickte er ihn jedoch hin, um eine Manuſcriptrolle zu bringen, die in einem der deckenhohen Schränke aufbewahrt lag.

Es war am hellen Mittage. Die Dienerſchaft war überallhin im Gebäude vertheilt, der Fürſt befand ſich mit einigen Vertrauten allein im Saale. Philipp hatte einen langen Gang zu durchſchreiten, ehe er zur Zelle kam, die in dem ſüdlichſten Thurm des Kloſters ſich befand. Wie er an der Thüre anlangte und den Schlüſſel einſteckend mit einiger Anſtrengung das Schloß öffnete, überkam ihn plötzlich ein ungewohntes Gefühl. Es war nicht Furcht, auch nicht Schrecken,

vielmehr war es ein unerklärliches Vorgefühl von etwas Beſonderem, das ihm zuſtoßen ſollte. Er trat in die Zelle. Die zwei hohen, ſchmalen Fenſter, mit den kleinen runden Scheiben, gaben trotz der Helle draußen nicht genug Licht, um Alles, was dieſes Gemach enthielt, genau unterſcheiden zu können. Die Ecken blieben dunkel, und ebenſo lagerte ſich ein grauer, zweifelhafter Schimmer über die obern Räume. Die alten Malereien der Decke ſchmolzen in eine einzige dunkle, braungrau gefärbte Wolke zuſammen, und nur hier und da blitzte wie ein Stern irgend eine noch nicht von der Zeit angefreſſene Vergoldung hervor. Der runde Tiſch, der in der Mitte der Zelle ſtand, machte mit ſeinem gebräunten Lederüberzug ebenſo wenig einen freundlichen Eindruck, als es die verſchloſſenen grünen Damaſtvorhänge thaten, die an den Fenſtern niederhingen. Ein Stuhl mit einem barockgeſchnitzten Heiligenbild und einer rieſigen Krone war an den Tiſch herangerückt und gab den Platz ab, den der Fürſt einnahm, wenn er hier ſich ſeinen Studien ergab. Koſtbare Felle waren unter Stuhl und Tiſch gebreitet. Eine

Kloſterlampe nach alter Form hing von der Decke herab. Tiefes Schweigen herrſchte in dem Gemach, das nur durch die Pendelſchläge einer Uhr unterbrochen wurde, die auf einer Säule von Porphyr ſtand. Ein alterthümlicher, mit Schnitzwerk überladener Bücherſchrank, den ſtatt der Glasthüren Vorhänge verſchloſſen, faßte die Sammlung von alten Werken und Scripturen in ſich, mit denen zunächſt Philipp es zu thun hatte. Indem er eine kleine, zu dieſem Zweck hingeſtellte Treppe beſtieg und eben die Hand ausſtreckte, um eine in ihr Gehäuſe von gebräuntem und vergoldetem Leder geſchloſſene Papierrolle zu erfaſſen, zog ein ſeltſames Geräuſch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Töne hatten Aehnlichkeit mit dem leiſen Umſchwung einer Windfahne, zugleich rieſelte und glitt ein Etwas die ſchwere Seidentapete entlang. Philipp, auf ſeinem gefährlichen Standpunkte, hatte Mühe ſich umzuwenden, ſein Blick erreichte nur einen Theil der Wand, der er den Rücken zugekehrt hatte, als er die Treppe beſtieg. Das lebensgroße Bild des Abts Anaſtaſius war an dieſer Wand befeſtigt, und indem

Philipp die vermummte Geſtalt betrachtete, ſchien es ihm plötzlich, als wenn ſie ſich bewegte und im Begriff ſtände, aus dem Rahmen hervorzuſchreiten. Er hielt dies für eine durch die Dämmerung im Gemach erzeugte Täuſchung, und wandte ſich wieder dem Bücherſchranke zu. Die Rolle in der Hand ſtieg er hinab und — jetzt erblickte er mitten im Gemach die räthſelhafte Erſcheinung ſtehen. Philipp's eiſernes Herz kannte keine Furcht; ſelbſt jetzt, da die Schrecken des Grabes ſichtbar vor ihm hinzutreten ſchienen, ſelbſt jetzt verließ ihn auf keinen Moment ſeine Beſinnung. Ohne einen Laut des Schreckens auszuſtoßen, warf er die Papierrolle von ſich und ergriff eine der geladenen Piſtolen, die, wie er wußte, der Fürſt überall bei ſich führte, und die auch hier auf dem großen runden Tiſche lagen. Er richtete die Mündung der Waffe mit feſter Hand auf die Geſtalt, die unbeweglich vor ihm ſtehen blieb und keine Miene machte, die tiefherabfallende Kapuze zu lüften, die ihre Züge bedeckte. Nur eine Minute noch und die Kugel hätte den Lauf verlaſſen, da drangen heftige

Schritte auf die Thür zu, ſie ward aufgeſtoßen und der Fürſt erſchien auf der Schwelle. Ein raſcher Blick überzeugte ihn von der Lage der Dinge, und in demſelben Augenblick lag er auch ſchon zu den Füßen der Geſtalt, dieſe mit ſeinem Körper ſchützend. Im nächſten Moment hatte der Fürſt Philipp die Waffe entwunden und zeigte ſich willens, ſie gegen deſſen Bruſt loszufeuern, als die geſpenſtige Erſcheinung ihren Arm erhob und die blutige That verhinderte. Philipp wußte nicht, wie ihm geſchah. Wie die Bilder eines Traumes umflogen ihn die wilden Eindrücke, die ſich in dieſe Spanne Zeit einſchloſſen. Er fühlte ſich aus dem Gemache hinausgedrängt und hörte die ſchwere Thür deſſelben hinter ſich zufallen. Als er ſich auf ſeine Lage beſann, ſah er ſich in dem einſamen Corridor, den die ſeitdem angezündeten Lampen erleuchteten. Sein erſter Entſchluß war, in die eben verlaſſene Zelle zurückzukehren, weil ihm dunkel vorſchwebte, der Fürſt befinde ſich in Gefahr, und es ſei ſeine Pflicht ihm beizuſtehen; alsdann kam ihm jedoch in den Sinn, wie jener feindlich auf ihn eingedrungen, und

daß ſein eignes Leben wie durch ein Wunder gerettet worden. Sein Blut wallte, ein unerträglicher Schmerz lähmte die Nerven des Gehirns, er mußte ſich an die Wand lehnen, um Kräfte zu ſammeln. Während dieſer Zeit hörte er Stimmen in der Zelle, und es war ihm, als fiele eine ſchwere Fallthür zu oder als rollte eine Schiebewand nieder. Dann war alles ſtill. Der Fürſt trat heraus, leichenblaß und verſtört, und ging an ihm vorüber, ohne ihn zu ſehen. Er verließ bald darauf das Kloſter und kam den darauffolgenden Tag erſt wieder. Die Dienerſchaft ſteckte die Köpfe zuſammen und erzählte ſich von einem entſetzlichen und grauſenhaften Ereigniß, das Niemand beſtimmter anzugeben wagte. Ein Todesſchrecken lag auf dem ganzen Hauſe. Philipp hatte ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und wärtete, daß der Fürſt ihm Aufklärung dieſes Geheimniſſes würde zukommen laſſen; es vergingen jedoch einige Tage, ehe dieſer ihn rufen ließ.

Philipp Macargan — hob er in einem vertrauenvollen Tone, aber mit einer gewiſſen Befangenheit an, die man ſonſt nie an ihm be-

merkte — es ist das zweite Mal, daß ich die Mordwaffe gegen dich gezückt, doch diesmal war ich in meinem vollen Rechte, denn hättest du in deiner Verblendung vollbracht, was du beabsichtigtest, so wäre keine Strafe der Welt hart genug gewesen, dich zu züchtigen; denn deine verbrecherische Hand hätte die Erde ihres kostbarsten Besitzes beraubt! Du hättest einen Stern gezwungen, sich wieder in die Räume des Himmels zurückzuschwingen, aus denen er herabgeschwebt ist, um unsere Pfade zu beleuchten; mich aber hättest du persönlich um Alles gebracht, was meinem Dasein Werth verleiht, indem du den Freund von meiner Seite gerissen, der die Seele meiner Seele ist. Genug der geheimnißvollen Worte. Ich weiß, daß du unzurechnungsfähig, wie ein vom bösen Dämon Besessener gehandelt hast. Du glaubst nicht an die Existenz der Geister und hast ein gottgesendetes Wesen wie einen strafbaren Eindringling behandeln wollen. Es sei dir verziehen! Gott hat von unser Aller Häuptern das Entsetzliche abgewendet. Ich — ich selbst trage die größte Schuld, denn ich hätte dich nicht in jenes

Kabinet hineingehen laſſen ſollen, ohne daß ich auf Tritt und Schritt, wie dein Schatten, dich begleitete. Jetzt, da ein böſes Ungefähr dich mit den myſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Zelle des Abts Anaſtaſius bekannt gemacht, nutzt es wenig, wenn ich dich ferner wollte über jene Räthſel in Ungewißheit laſſen. So erfahre denn, daß mich unter der Hülle, die du erblickt, ein Freund beſucht, deſſen Alter und Weisheit mich auf meinen Wegen ſchützt und leitet. Er will von der Menge nicht gekannt und nicht erſchaut ſein, deshalb wählte er dieſe Art der Beſuche. Du haſt ſeine Theilnahme erweckt und auf ſein Geheiß weihe ich dich in unſern myſteriöſen Verkehr ein. Es iſt eine hohe Gnade, die dieſer weiſeſte der Sterblichen dir hiermit erzeigt; er thut es, indem das Zeugniß, das ich über deine Treue und Wahrheitsliebe, über deinen Muth und deine Uneigennützigkeit ablegte, ihn hierzu beſtimmte. Philipp Macargan, ſtrafe mich nicht Lügen! Zeige dich eines Vertrauens werth, das hiermit ſeine höchſte Staffel erreicht hat. Verheimliche mir nicht, was der erhabene Berather meines Geſchicks dir mit-

theilt; bedenke, daß ich dein Vater und Freund bin, aber auch zugleich dein Herr! daß Der, den ich mit meiner Gnade umschließe, wie ein Oelbaum grünet, daß aber Der, von dem ich meinen Blick abwende, durch keinen Sonnenstrahl, er komme von höchster Höhe, vor dem Verdorren geschützt wird. Dies erwäge und danach handle!

Den Tag darauf, nach dieser Mittheilung, sah sich Philipp wiederum in der Zelle des Abts Anastasius; diesmal von dem Fürsten selbst darin eingeschlossen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Piſtolen waren von dem Tiſche verſchwunden, jede Waffe entfernt; Philipp war auf einen Augenblick zweifelhaft, welch' ein Geſchick ſeiner wartete. Es war möglich, daß man beabſichtigte ihn verſchwinden zu laſſen, damit die Geheimniſſe dieſer Zelle mit ihm vergraben ſeien. Hier in dem entfernteſten Winkel des weitläufigen Gebäudes, völlig abgeſondert von deſſen Bewohnern, wer hätte hier bereit ſein ſollen ihm zu helfen, wenn er der Hülfe bedürfte? Spurlos wäre der Mord dahingegangen. Die ſeltſame Befangenheit in dem Tone des Fürſten, als er jene Erklärung gab, wäre hiermit erklärt, er überlieferte

das Opfer seinem Feinde. Doch alle diese Befürchtungen und Zweifel hielten nicht lange Stand. Philipp's Seele war furchtlos und vertraute seinem Stern. Eine geheime Stimme sagte ihm, daß dieser erst jetzt im Aufgehen begriffen sei und daß er ihn auf eine nicht geahnete Höhe führen werde. Ruhig wartete er daher der Dinge, die da kommen sollten.

Das Geräusch, das er bereits einmal vernommen, wiederholte sich, und jetzt gewahrte er deutlich, wie das Bild sammt dem schweren einfassenden Rahmen in eine Vertiefung niederglitt, und an seiner Stelle in der dunkeln Mauernische die Mönchsgestalt sichtbar wurde, die ganz ähnlich gekleidet war wie die auf dem Bilde. Bei dem Hervortreten der Gestalt erhob sich Philipp und ging ihr ein paar Schritte entgegen. Mit einer leichten, kaum hörbaren Bewegung glitt jene aus der Nische herab und stand nun vor ihm, wie es schien mit Aufmerksamkeit ihn betrachtend. Alsdann ließ sie sich in den Armstuhl nieder und gab Philipp ein Zeichen, ein Gleiches zu thun, auf dem Tabouret ihr zur Seite.

Das seltsamste Zwiegespräch begann. Der Mönch erkundigte sich in kurzen, durch die Umhüllung dumpf klingenden Fragen nach dem frühern Leben und den Schicksalen Philipp's, und schien mit der Offenheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er antwortete, zufriedengestellt. Er wünschte ihm Glück und prophezeihte ihm eine glänzende Zukunft. Die Unterredung dauerte fast eine Stunde, nach Ablauf derselben verschwand der räthselhafte Gast auf dieselbe Weise, wie er gekommen, nachdem er Philipp den Tag und die Stunde bezeichnet, wo er ihn wiederzusehen hoffte. Er hatte ihm ein Gelöbniß des unverbrüchlichen Schweigens abgenommen und diese Auffoderung mit den Worten begleitet: Wenn du mich zum Freunde haben willst, so schweige. Es wird eine Zeit kommen, wo ich dir erlauben werde zu sprechen. Zu mir jedoch sprich Alles aus, was sich in deinem Herzen und deinem Geiste bewegt. Ich liebe die Jugend und weiß ihre großen Entschlüsse und ihre tiefsinnigen Gedanken zu würdigen. Betrachte deine Umgebung und theile mir mit, was dir an ihr auffällig ist. Sage mir, welchen Mann

du für würdig hältſt an dem Platze zu ſtehen, an dem er ſteht, und welcher dir als über oder unter ſein Verdienſt geſtellt erſcheint. Ich werde dieſe Urtheile mit Aufmerkſamkeit hören, und da ich, trotz meiner Jahre und meiner Abgeſchiedenheit von der Welt, einigen Einfluß beſitze und mein Rath gehört wird, ſo werde ich die Dinge nach deinem Ausſpruch zu ändern ſuchen, wenn ich dieſen Ausſpruch als weiſe und gerecht befunden. Vor allen andern Perſonen faſſe die Kaiſerin ins Auge; ich werde dir Gelegenheit geben ſie zu ſehen. Wenn du ſie geſehen haben wirſt, ſo bekenne mir frei, wie ſie dir gefällt und welchen Eindruck ſie auf dich zu machen im Stande iſt. Faſſe genau ihre Züge auf, denn du ſollſt mir ein getreues Bild von ihnen wiedergeben. Auch ihre Art zu ſprechen und zu bewegen werde ich von dir mir genau beſchreiben laſſen. Sie war eine einfache und demüthige Frau, ehe ſie die Staffel des Ruhms und der Größe erſtieg, auf der ſie jetzt ſteht; ich kannte ſie damals und ich hoffe, ſie wird, von der Welt und ihrem Glanze unbeirrt, in ihrem Herzen ſo einfach und demüthig

geblieben sein, wie sie war. Jedenfalls wäre dieses das wahre Merkmal, daß sie des Platzes würdig ist, wohin sie der Himmel gestellt. Meine Gebete steigen Tag und Nacht für sie auf.

Der Fürst unterließ nicht, Philipp sogleich über den Inhalt Dessen zu befragen, was er mit dem Mönch gesprochen, und Philipp sah sich genöthigt, ihn von seiner Verpflichtung, zu schweigen, zu benachrichtigen. Wenn das ist, entgegnete der Fragende, so bezähme ich meine Neugier. Die Befehle des Mönchs müssen auf das strengste befolgt werden. Ich hoffe aber, daß ich von ihm erlangen werde, daß er dich, in Hinsicht meiner, von dieser Verpflichtung freispricht.

Es vergingen nur wenige Tage und ein großes Kirchenfest fand statt. Der Zudrang war groß. Philipp hatte sich in dem Gefolge des Fürsten in der großen Kathedrale eingefunden, allein er stand weit hinten, und die Tribüne, auf der die Kaiserin dem Volke sich zeigen wollte, befand sich von ihm in großer Entfernung. Bereits hatte die heilige Handlung angefangen, als ein Mann in dem unscheinbaren Kleide eines altrussischen

Handelsmannes sich zu ihm hinaudrängte, ihn an der Hand faßte und bat, ihm zu folgen. Deutscher Mann, sagte er, du stehst hier schlecht, komm', ich will dir einen bessern Platz geben. Philipp dankte und wollte auf seinem Platze bleiben, allein der Fremde wurde dringend, und so ließ er sich von ihm fortführen. Dicht neben der Tribüne langten beide an, und hier verließ der gutmüthige Führer seinen Schützling. In demselben Augenblicke schwiegen die Posaunenklänge der Hymne, die goldenen Thore des Allerheiligsten flogen auf und, von Weihrauchwolken umhüllt und von den Priestern begleitet, trat Katharina vor im vollen kaiserlichen Ornat. Ein nicht endender Jubelruf erfüllte die Hallen der Kirche, dann fielen wieder die stürmenden Accorde des Weihgesanges ein, und man sah Katharinen niederknien und das Kreuz küssen. Dies war das Signal, daß Alle in der Kirche niederfielen und mit der Stirn den Boden berührten.

Philipp hätte nicht jung und der Begeisterung fähig sein müssen, wenn dieser Anblick ihn kalt gelassen. Trotz des philosophischen und selbstischen

Widerſtrebens, das er gegen die mächtige und berühmte Frau empfand, und das zu verſchleiern er ſich kaum die Mühe gab, wirkte ihre unmittelbare Nähe, ihr imponirender Anblick ſo mächtig auf ihn, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe er ſeine frühere kalte Ruhe wieder erlangte. Sie iſt doch nur ein Weib! ſagte er zu ſich; ein ſchönes Weib! fügte eine leiſe Stimme in ſeinem Innern hinzu. Jetzt habe ich ſie geſehen, meine Neugier iſt geſtillt; nun kann ich meinethalben Rußland verlaſſen, denn nimmermehr werde ich, wie dieſe Welt von Sklaven, meinen Nacken vor einem Weibe beugen! Wenn Alle es auch thun, ich thue es nicht. Ich will mein Glück anderswo verſuchen.

Das Ergebniß dieſes erſten Anblicks theilte er nicht ſo ſchroff, wie es hier ſteht, doch auch nicht ſehr gemildert dem Mönch mit, als dieſer zur verabredeten Stunde ſich wieder mit ihm zuſammenfand. Ich habe dich richtig beurtheilt, ſagte jener; ſowie du in deinem Weſen und in deinem Aeußern bedeutend abweichſt von andern jungen Männern deines Standes und Alters, ſo iſt auch dein Geiſt von jenen abweichend geartet. Dies

aber ſagt mir gerade günſtige Reſultate für deine Zukunft voraus, denn ſo wie ich die gekrönte Magd des Herrn kenne, ſo gefällt ihr gerade das Selbſtgefühl und der Stolz am Manne. Sie will keine Sklaven in ihrer Umgebung, ſondern freie Männer, die aus Ueberzeugung, nicht auf Befehl ihr ihre Huldigung darbringen. Doch du haſt vergeſſen mir ihre Züge zu ſchildern. Man ſagt, ſie ſähe nicht mehr blühend aus, nicht mehr ſchön, wenn ſie es überhaupt jemals war.

Dieſe Bezeichnungen, ſagte Philipp mit großer Lebhaftigkeit, paſſen hierher wenig. Eine Frau kann blühend ſein, und ſchön wie ein Engel, ſie wird doch nicht die Wirkung hervorbringen, die von dem Weſen und der Erſcheinung dieſer Zaarin ausſtrömt. Sie bezaubert und reißt hin. Ihre ſtolze Schönheit iſt voll Grazie und der erhabene Liebreiz, der über ihre Züge ausgegoſſen, iſt unendlich feſſelnder für einen Mann, als die fade Sanftmuth und der gleichglütige Reiz einer ſogenannten ſchönen Frau. Man möchte dieſen Blick auf ſich gerichtet ſehen, man möchte dieſes ſtolze Herz mit ſich beſchäftigt wiſſen. Mit einem Worte,

es ist ein Weib, das gleichgültig gegen sich zu wissen, ein stolzer Mann nicht ertragen kann.

Nun denn! sagte der Mönch in einem erstaunten Tone, und dennoch willst du diese Frau fliehen und aus dem Umkreis ihrer Macht dich so rasch wie möglich entfernen! Wie deute ich diese Widersprüche?

Gerade weil ich fühle, daß ich ihr nur dienen dürfte, und ich möchte sie beherrschen.

Nach dieser kühnen und unerwarteten Antwort versank der Mönch in Schweigen. Als er nach einer langen Pause seine Stimme wieder erhob, that er einige gleichgültige Fragen und entfernte sich dann bald. Philipp blieb zurück, mit dem unangenehmen Gefühle belastet, als habe er den Fremden beleidigt, doch wußte er nicht wodurch; er hatte ja nichts gegen ihn direct oder gegen seinen frommen Stand gesagt. Vielleicht war er jedoch ein allzu begeisterter Verehrer der Kaiserin, als daß er im Stande gewesen, auch nur den allerleisesten Tadel, der sie traf, zu dulden. Warum hatte er ihn aber dann gefragt und zum offenen Bekenntnisse aufgefodert?

In der nächsten Unterredung sprach der Mönch nur über philosophische und religiöse Dinge, und schien die Personen und Dinge der Welt geflissentlich ganz aus dem Spiele zu lassen. Dies kam Philipp sehr gelegen. Er sprach jetzt mit Feuer und Enthusiasmus von jenen Träumen und Bildern, die seine Seele bewegten und zeigte, wie er sich die Welt dachte, wenn sie ihrer Vollkommenheit in Riesenschritten würde zugeeilt sein. Es sollten dann alle jene düstern Schatten von ihrer Oberfläche hinweggleiten, die jetzt noch auf ihr lagerten. Die Knechtschaft und der Fanatismus sollten verschwinden und ein Reich der Freiheit und des Glücks für jeden, auch den ärmsten Erdenbürger gegründet sein. Der Mönch gab ihm Recht, daß dieser Zustand der Zukunft ein segensreicher und heißerwünschter zu nennen sei; er bestritt jedoch die Möglichkeit, daß er so bald in die Wirklichkeit einzuführen sei.

Wenn die Mächtigen nur wollten! rief Philipp; wenn diese stolzen Kronenträger nur einsähen, daß nicht sie den Mittelpunkt der Welt bilden, daß sie nur berufen sind die großen Zwecke,

die die Vorsehung mit jedem einzelnen zur bewußten Existenz berufenen Geschöpfe hat, ins Leben zu führen. Würden die Könige ihre Kronen in dem Sinne tragen, wie der wahre Philosoph seine Dornenkrone trägt, sie würden weniger die glänzenden, aber auch weniger die gehaßten und verwünschten Götzen sein, die sie jetzt sind.

Du sprichst von der Dornenkrone des ächten Philosophen; kennst du sie? sagte der Mönch.

Sie ist dieselbe, die um das Haupt jedes Mannes sich wand, antwortete Philipp, dem es Ernst war um die große Aufgabe, seine Nebenmenschen dem Lichte, der Freiheit, dem Glücke zuzuführen. Sein Beruf ist Leiden, seine Arbeit Mühe, sein Lohn Undank und seine Seligkeit sein Bewußtsein. Die Menschheit kennt solche Heroen; oft tragen sie einfache Kittel, selten Priester- oder Rittergewänder, am seltensten Purpurmäntel. Denn die Könige lieben nicht zu dienen, und dienen muß, wer helfen will.

So sprichst du nun! rief der Mönch, und in einer unserer frühern Unterredungen sagtest du, du könntest nicht dienen.

O, ſo dienen will ich gern. Nicht dem einzelnen Menſchen, er ſei noch ſo mächtig, will ich dienen, aber dem Gott in meinem Buſen, dem Bilde der Zukunft in meiner Seele, dem will ich dienen, ſo lange, ſo ausdauernd, ſo ſtark, wie meine ſchwachen Kräfte es nur zulaſſen. Und die Kräfte eines Mannes ſind nicht ſchwach, der da weiß, was er will.

Das behaupte ich auch! ſagte der Mönch. Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: Glaubſt du denn im Ernſt, daß die Fürſten der heutigen Zeit gehaßt ſind?

Von dem ſtolzen, denkenden und ſelbſtändigen Manne — ja! Denn er ſieht, wie ſehr ſie ſich entfernen von dem Urbilde eines Fürſten, wie er ſein ſoll. Die große Menge liegt vor ihnen auf den Knieen, aber am Urtheile der Sklaven iſt nichts gelegen.

Vielleicht, hob der Mönch wieder an, gibt es aber dennoch Fürſten, die jenem Urbilde nachſtreben, denen danach verlangt, die Dornenkrone der Philoſophen zugleich in ihr Diadem zu verweben.

Wo fänden ſich die? fragte Philipp.

Der Mönch ſchwieg.

Vergib, ehrwürdiger Vater, hob Philipp an, daß ich deiner Weisheit und deinen Jahren die unüberlegte, wenn auch offene Sprache der Jugend entgegenſetze.

Ich habe ſelbſt dich dazu aufgefodert! entgegnete jener.

Beim Abſchied ſagte der Mönch: Mein Bote ſoll dich in die Geſellſchaft aufgeklärter und edler Männer bringen; höre ihre Geſpräche an und ſage mir alsdann, wie ſie dir gefallen haben. Einige davon ſind meine beſonderen Freunde.

Derſelbe unbekannte, unſcheinbar gekleidete Mann, der erſchien und verſchwand, ohne daß Philipp erfuhr, wo er herkam und wohin er ging, kam auch jetzt herbei, um ihn in das Haus eines der ruſſiſchen Großen einzuführen, in das der Eintritt für einen Gaſt, der nicht auf dieſe Weiſe eingeführt wurde, große Schwierigkeiten hatte. Philipp fand eine Aufnahme, wie er ſie ſich nur wünſchen konnte. Der Hausherr beeilte ſich, ihm eine große Menge Artigkeiten zu erzeigen, und

ſomit mußte er glauben, daß der Mönch und deſſen Freunde einen nicht geringen Einfluß und eine ungewöhnliche Macht beſaßen; doch ſchien ihm die Stelle eines Vertrauten des allmächtigen Fürſten ſchon allein genügend, um einen ſolchen Empfang zu erklären.

In dieſem Hauſe war er ſo glücklich, unvermuthet auf den Grafen zu ſtoßen, und mit dem Anblick dieſes väterlichen Freundes kamen ihm alle jene frühern Eindrücke ins Gedächtniß, die er erlebt hatte, als er noch gering und unbeachtet war. Jetzt war er ein Mann, um deſſen Gunſt man ſich bewarb. Raſch hatte ihn das Glück gehoben. Der Graf war der Alte. Er ſchloß Philipp in ſeine Arme, nannte ihn abwechſelnd Sohn und Freund und fragte ihn, ob er noch jener einſamen ſtillen Abende gedenke, die ſie beiſammen in der Studirſtube zugebracht. Wie ſollte ich nicht! war Philipp's Antwort; ich kam unwiſſend zu Ihnen, und Sie haben mich Bücher und Menſchen kennen gelehrt.

Und welcher Umſtand führte uns zuſammen! rief der Graf. Ein bereits begrabener und wieder

aufgegrabener Todter! Ich wollte den jungen Soldaten kennen lernen, der mit seinen achtzehn Jahren wie ein Epiktet handelte und später wie ein Plato sprach. — Hier, mein junger Freund, hier werden Sie wenig von der Philosophie finden, die wir beide zusammen getrieben. Hier ist sie Modesache und deshalb schon nicht ächt. Dennoch, in dieser abgeschwächten Form, wirkt sie Großes. Humanität, Freiheit und Menschenrechte haben ihr Panier mitten unter den Horden der Steppe, unter den Sklaven der Wüste erhoben. Doch ist Amerika nicht auch ein Land der Wilden, und ist nicht auch dort der neuen Lehre Heimat? So soll es auch sein. Wir schließen die alte Welt aus zwei entgegenstehenden Lagern ein; sie muß sich uns ergeben. Jetzt kommen Sie, theurer Philipp, Sie sollen auch meine Töchter wiedersehen; wie werden sich die Mädchen freuen, den Genossen der vertraulichen Abende auf dem alten Herrenschloß hier zu begrüßen!

Dieses Wiedersehen war allerdings von beiden Seiten ein sehr frohes, doch nicht ganz so, wie Philipp sich's dachte und wünschte; vor allen

Dingen fand er Emilien nicht. Von den beiden Philoſophinnen war die älteſte völlig umgewandelt und nunmehr eine Frömmlerin. Philipp erkannte bald, daß er der mittelbare Urheber dieſer auffallenden Metamorphoſe war, ohne daß man hiervon eine Ahnung hatte. Der Tod ihres Bräutigams, der von Philipp's Hand gefallen war, hatte die Schöne anfangs zu einer ſanften Melancholie und dann zur Devotion geführt, und zwar in einem Grade, daß das Geſangbuch jetzt nicht von ihrer Seite wich und ſie ihre meiſte Zeit mit Predigten halten und anhören zubrachte. Hierdurch wurde ſie dem Vater und der Schweſter auf gleiche Weiſe zur Laſt.

In einer vertrauten Stunde ſagte ſie zu Philipp: Sie fragen, welcher Umſtand dieſe Veränderung in mir hervorgebracht? Und ich will Ihnen offen antworten, daß mich ſchon früh, ſelbſt als ich noch die Maske der eitlen und albernen Weltdame trug, der Umgang mit einem reinen und erhabenen Weſen zu Dem geweiht hat, was ich jetzt bin. Dieſes Weſen war in ſeiner körperlichen Erſcheinung ſchon ſo rein und lauter, daß

es ſchon damals mehr einem Engel als einem Menſchen glich.

Philipp fragte erſtaunt, wer dieſes Weſen ſei und ob er es gekannt. Sie haben ihn gekannt! rief die Comteß, den beſten, den edelſten der Menſchen. Es war mein Bräutigam. O, und ſein Tod ſoll ſo ſchön geweſen ſein! Er und ſein Gefährte ſind im Begriff, einer armen Familie Lebensmittel und Unterſtützung zu bringen. Sie werden von einem Räuber überfallen; mein Bräutigam erhält die tödtliche Wunde, er ſtirbt in den Armen der Unglücklichen, die in ihm ihren tröſtenden Engel gefunden haben, und ſein letztes Wort iſt ein Segen für ſeinen Mörder. So ging dieſer reine und vollkommene Menſch, dieſer wahre Chriſt und Offizier aus einem Leben, für das er viel zu gut war. Seinen Mörder hat man ſpäter gefangen, ihn enthauptet, dann geviertheilt, zuletzt ihn verbrannt und die Aſche in die Lüfte geſtreut.

Philipp hörte dieſen larmoyanten Bericht an, ohne eine Miene zu verziehen. Er hütete ſich wohl, die trauernde Schöne aus ihrem Irrthum

zu ziehen. Bei ſich dachte er aber: Es iſt hier nicht das erſte Mal, daß in dieſer „beſten aller Welten" ein Schurke und Schuft kanoniſirt wird. Was iſt's weiter; dafür werden ja täglich ſo viele wahre und edle Menſchen verdammt und verfolgt.

Die jüngere Schweſter machte ihm vertrauliche Mittheilungen anderer Art. Was mich betrifft, ſagte ſie in heiterer Laune, ſo bin ich Philoſophin, und will es bleiben. Ich habe es dem Abbé geſchworen und würde mich arg compromittiren, wenn ich mein Wort bräche. Da ich einigen Einfluß auf den Papa habe, ſo hoffe ich ihn dahin zu bringen, daß er mit mir nach Paris geht; dort will ich mich verheirathen und ein Haus machen, in welchem ich Herrn von Voltaire, wenn er nach Paris kommt, empfangen will. Meine Schweſter bleibt in Deutſchland zurück und wird wahrſcheinlich zu der ſehr reſpectablen Brüdergemeinde nach Herrnhut übertreten. So wären wir dann alle verſorgt.

Und Emilie? fragte Philipp.

Das wiſſen Sie nicht? rief die Philoſophin erſtaunt. Emilie befindet ſich in der Umgebung

der Kaiſerin. Ich glaubte, man hätte Ihnen das ſchon geſagt. Kaum iſt Papa hier angekommen und hat ſich vorſtellen laſſen, ſo geht eine Art intimes Verhältniß mit der Kaiſerin und Papa an. Sie zieht ihn zu Rathe und läßt ihn alle Augenblicke zu ſich kommen. Wir werden ihr ebenfalls vorgeſtellt, und der Himmel weiß, wie es kommt, ſie findet an uns keinen ſo ſehr großen Gefallen, deſto größern aber an Emilien, die, wie Sie wiſſen, doch ziemlich unbedeutend iſt. Die Sache geſtaltet ſich in kurzer Zeit ſo, daß an einem ſchönen Morgen la belle Emilie als kaiſerliche Hofdame erwacht, und jetzt iſt ſie mit Sack und Pack zu ihrer auguste impératrice gezogen, wo ſie bleiben mag, bis ſie grau wird; wir wollen uns nicht weiter um ſie kümmern. Wie undankbar iſt dieſes Geſchöpf! Konnte ſie nicht, als ſie nun einmal das Ohr der Kaiſerin hatte, dieſe überreden, Eine von uns zur Hofdame zu machen? Meine Schweſter hätte wegen ihrer frommen Marotten die Stelle nicht angenommen, aber ich? ich hätte ohne allen Zweifel die Vocation angenommen. Anſtatt deſſen ſpielt

die ſimple Perſon uns den Streich und geht ſtatt unſer an den Hof. Aber ſie wird nur eine kurze Zeit dort bleiben, denn die Kaiſerin hat Launen, und was ihr heute gefällt, gefällt ihr morgen nicht mehr.

Philipp unterbrach den Lauf dieſer geſchwätzigen Rede, indem er die Bemerkung dazwiſchen warf, daß es ihm ſchiene, Emilie könne ſich auch unmöglich in der frivolen Atmoſphäre des Hofes wohlbefinden.

O doch! rief die Comteß; denn ſie hat ihre Anſichten geändert, und während meine gute Schweſter die Phantaſie mit der Frömmigkeit überkam, iſt ſie wieder aus der Frömmigkeit in die Philoſophie übergegangen und harmonirt nun vortrefflich mit Papa, der mit ihr ſeine Bücher lieſt und gelehrte Dinge treibt, wie er ſie früher mit Ihnen getrieben hat.

Das ſind ja merkwürdige Umwandlungen! rief Philipp.

Ich will Ihnen nur vertrauen, fuhr die liebenswürdige Schwätzerin fort, bei uns Frauen, beſonders wenn wir jung ſind, hat es mit den

religiöſen oder philoſophiſchen Meinungen keine große Wichtigkeit. Wenn wir einen Liebhaber haben, und er ſchwatzt uns gerade Etwas vor, das uns gefällt, ſo nehmen wir's an, und laſſen uns auf die Wahrheit der Sätze, die wir gehört, todtſchlagen. Abwechſelnd wird uns auf dieſe Weiſe der liebe Gott oder Sokrates beigebracht. Wer uns amüſirt, der hat uns. Ich bin ſo aufrichtig dies einzugeſtehen, eine große Anzahl, ja ſogar die meiſten vornehmen Frauen, denn die geringern haben ihre Arbeit und Beſchäftigung, handelt ſo, ſpricht aber anders; denn die Heuchelei iſt eine Cardinaltugend bei uns Frauen. Alſo wird es mit Emiliens jetziger Philoſophie auch nicht weit her ſein. Allein jedenfalls müſſen Sie ſie beſuchen. Sehen Sie, lieber Makmager oder Magermak oder Makmak, ſo ſtehen die Sachen. Ich bleibe aber Ihre wohlaffectionirte Freundin, und wenn Sie meine Protection nöthig haben, ſo ſoll ſie Ihnen werden.

Dieſe flüchtigen Mittheilungen der Couſine Emiliens machten Philipp's Ungeduld im höchſten Grade rege. Er beſchloß, alle ihm zu Gebote

ſtehenden Mittel anzuwenden, um das geliebte Mädchen, mit dem eine ſo ſeltſame Veränderung vorgegangen ſein ſollte, ſobald als irgend möglich wiederzuſehen. Hierzu war jedoch nöthig, daß er die unmittelbare Umgebung der Kaiſerin in Anſpruch nahm, und dies war für ihn eine widerſtrebende Pflicht. Er war noch feſt entſchloſſen, ſich vom Hofe fern zu halten und zugleich die erſte beſte Gelegenheit zu ergreifen, ſich überhaupt aus dieſem Lande zu entfernen. Es war begreiflich, daß er den Grafen um die Gefälligkeit anſprach, ihn Emilien zuzuführen; allein dieſer machte unerwartet Schwierigkeiten und behauptete, daß es nicht in ſeiner Macht ſtände, über die Zeit und Laune der, ſeinem Einfluſſe jetzt völlig entrückten jungen Verwandten etwas zu beſtimmen. In ſeinem Unmuth hierüber und zugleich immer mehr verlangend, durch die Schwierigkeiten angeſpornt, ſein Ziel zu erreichen, nahm er ſich vor, ſeinem geheimnißvollen Vertrauten und Rathgeber ſeinen Wunſch vorzutragen. Dies that er auch in der nächſten Zuſammenkunft.

Die myſteriöſe Erſcheinung des Mönchs, oder

des Abts Anaſtaſius, wie ihn der Fürſt nannte, hatte immer mehr von ihrem düſtern Zauber in Philipp's Augen verloren. Er hatte gleich anfangs nicht an ihre übernatürliche Exiſtenz geglaubt, ſondern den Mann, der ſo verhüllt kam und ging, für einen Rathgeber des Fürſten gehalten, für einen Genoſſen und Mithelfer ſeiner chemiſchen und aſtrologiſchen Arbeiten. Die Maske, in der er auftrat, war erklärlich, wenn man die Intriguen und Cabalen eines ſo despotiſchen und regelloſen Hofes in Betracht zog, wo ein Mann, der Einfluß beſaß oder gewinnen wollte, vor allen Dingen darauf bedacht ſein mußte, ſich gegen ein Heer von Aufpaſſern und Neidern ſicher zu ſtellen, ehe er es wagte, ſeine Operationen zu beginnen. Es war auch in den Zuſammenkünften, die Philipp mit dem Unbekannten hatte, bis jetzt nichts vorgefallen, was irgend auf eine beſondere Beziehung entweder zu dem Fürſten, oder ſonſt auf irgend Jemand am Hofe hätte gedeutet werden können. Der Abt hatte in letzterer Zeit nur allgemeine und meiſtens philoſophiſche Geſprächsgegenſtände berührt. Es war ihm offenbar daran

gelegen geweſen, Philipp ſprechen zu hören und ſeinen feurigen und jugendlichen Geiſt über Dinge ſich verbreiten zu ſehen, die in jeder edlen Menſchenbruſt ihr verwandtes Element finden. Philipp hätte nicht der begeiſterte Apoſtel ſeiner Lehre ſein müſſen, der er war, wenn er nicht dieſe Gelegenheit benutzt hätte, um Alles, was in ſeinem Geiſte ſich geſtaltete und was in ſeinem Herzen lebte, offen darzulegen. Auf dieſe Weiſe dehnten ſich die Zuſammenkünfte oft über ihr vorgeſchriebenes Maß aus, und der Mönch verließ die Zelle nicht ſelten eine Stunde ſpäter, als er ſie ſeinem gleich anfangs ausgeſprochenen Vorſatze gemäß hatte verlaſſen wollen. Hierüber zeigte ſich der Fürſt auf eine ſeltſame Weiſe beunruhigt. Philipp, auf Erlaubniß des Abts, theilte ſeinem einſtweiligen Gebieter mit Offenheit mit, welche Gegenſtände die Unterhaltung gebildet; allein er mußte bemerken, daß der Fürſt nur mit Mistrauen ſeinen Bericht anhörte, und einige Mal Fragen that, die Philipp ihm nicht zu beantworten wußte, weil ihr eigentlicher Sinn ihm völlig dunkel blieb. Deſſenungeachtet war der Fürſt

höflicher und rückſichtsvoller gegen ſeinen Schützling, als jemals vorher. Es hatte den Anſchein, als wäre Philipp eigentlich der unumſchränkte Herr, der in dem Hauſe Befehle ertheilte, auf eine ſo unterwürfige Weiſe benahm ſich gegen ihn die Dienerſchaft, einen ſolchen Reſpekt bezeigten ihm die höhern Bedienungen, und mit einer ſolchen Auszeichnung kamen ihm die Gäſte und die vornehmen Beſuche entgegen. Dem Stolz und der Eitelkeit unſers Helden ward dadurch nicht wenig geſchmeichelt, und es fiel ihm nicht ein, daß dies eine ängſtliche und drohende Höhe war, auf der er ſich befand, und daß auf dieſer Höhe eine geheimnißvolle und unſichtbare Hand ihn hielt. Was bereits eine Menge Augen ſahen, ſah er noch nicht. Aber wie mochte auch der Sohn der Natur, der kühne Sprößling ſelbſtüberlaſſener ſtolzer Unabhängigkeit, wie mochte er das Getreibe der Liſt und der Verrätherei durchſpähen, das hier an einem zügelloſen Hofe die Verderbniß über alle Verhältniſſe ausbreitete? Wie ein Nachtwandler ging er keck über Dächer dahin, ſo ſicher, als beträte er den feſten Boden.

Ein Umſtand ſollte ihn jedoch jetzt in ſeiner Sicherheit wankend machen; es geſtalteten ſich endlich die Verhältniſſe ſo, daß ein Einblick in ihre eigentliche Natur ihm nicht länger konnte verwehrt bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abt hatte ſich einen Bericht abſtatten laſſen, wie Philipp jene Geſellſchaften und Zuſammenkünfte gefunden, in die er eingeführt worden. Er war erſtaunt, ſo viel zu hören, was ihm neu war und was ihn befremdete. Anſtatt daß, wie er geglaubt, jene Philoſophen ſich mit der Discuſſion ihrer Doctrinen beſchäftigten, hatten ſie ſich nach Philipp's Bericht in nicht endende Gaſtmahle und in die ausſchweifendſten Orgien geſtürzt. Vornehme Laſter, Thorheiten der lächerlichſten und ekelerregendſten Art waren der Hauptgegenſtand ihrer Geſpräche und ihrer Thaten geweſen. Unter dem Vorwand, ein Philoſoph nach

der Mode zu ſein, hatte man in dieſen Zuſammenkünften die kirchlichen Formen und Gebräuche benutzt, um ſchamloſe Komödien aufzuführen und Lieder zu ſingen. Jede Sitte, jede edle und einfache Tugend war dem Geſpötte preisgegeben worden, und als Heros der Geſellſchaft wurde begrüßt, wer das Regiſter ſeiner Zügelloſigkeiten um die meiſten Zahlen erhöhen konnte. Nicht eine Geſellſchaft heiterer Lebemänner, nein, Raſende, im cyniſchen Rauſche alle Schranken überſpringende Sinnloſe waren Philipp's Augen begegnet, und er war von ihnen als ein Genoſſe und Theilnehmer begrüßt worden. Die Beſſern aus dieſer Menge, die faſt alle Höflinge und geprieſenen Männer der höhern Zirkel des Militärs und der Diplomatie enthielt, entfernten ſich gewöhnlich bei Zeiten und retteten dadurch die Würde ihrer Stellung. Es waren ihrer aber Wenige, die größere Zahl, auch aus dieſer Claſſe, zog es vor, die Philoſophen bis ans Ende zu ſpielen und ſich dann von ihren Dienern trunken nach Hauſe tragen zu laſſen. Auf der Straße und in den Häuſern verübte die feſſelloſe Bande

noch zahlloſe Brutalitäten. Niemand wagte dieſe Vorfälle anzuzeigen, denn Jedermann fürchtete die Mächtigen; man zog es vor, ſie nicht erkannt zu haben.

Der Abt gab Zeichen des äußerſten Erſtaunens von ſich, als er dieſe Beſchreibungen hörte. An des Berichterſtatters Wahrheitsliebe zweifelte er nicht, und mit großer Theilnahme hörte er die Klagen an, in die Philipp ausbrach, als er ſich in dieſer grellen Schilderung erſchöpft hatte: Und dieſe Entwürdigten, dieſe innerlich und äußerlich Verthierten, dieſe Ungeheuer wagen es, über die Menſchheit zu Gericht zu ſitzen und eine neue Aera herbeiführen zu wollen? Das ſind, o gütiger Himmel, die Heilkünſtler, von denen die kranke Welt ihre Geneſung erwartet! Dies die Prieſter der neuen Lehre, die wie eine ſüße ewige Jugend vom Himmel niedergeſtiegen iſt, um uns das Heil zu geben! O, dann lieber zurück in die finſterſten Kerker des Mittelalters, dann wieder zurück zu Mönchsformel und Inquiſitorfackel, ehe man dieſen fürchterlichen Wildfängen erlaubt, ihre ſchamloſe Hand an jedes Heiligthum der

Menſchheit zu legen. O Männerkenſchheit, o Männertugend, wo biſt du geblieben!

Verzweifle nicht, Freund, hob der Mönch mit einer leiſen, aber bewegten Stimme an. Was du geſehen haſt, iſt nur die äußere Schale; ſie iſt beſchmutzt, der Kern iſt rein. Du kennſt die Welt nicht, vor allen Dingen kennſt du die Welt der Höfe nicht. Was der Fürſt will, thut der Sklave nach, aber wie der Affe vor dem Spiegel: Fratze wird, was dort edle und hochherzige Geberde. Verzweifle nicht!

Der Abt war in eine ſo hingebende und gütige Stimmung gerathen gegenüber ſeinem jungen Vertrauten, daß er, als jetzt die Stunde der Trennung herannahte, ihn auffoderte, irgend einen Wunſch auszuſprechen, den er dann ſich beeilen werde zu erfüllen, wenn es in ſeiner Macht ſtände.

Vielleicht, hob Philipp an, geht dieſe Macht ſo weit, ehrwürdiger Vater, daß du auf Perſonen in der Umgebung der Kaiſerin, ja auf dieſe ſelbſt einigen Einfluß übeſt.

Die Kaiſerin? fragte der Abt in einem erſtaunten Tone. Und was wünſcheſt du von ihr?

Von der Kaiſerin nichts, entgegnete Philipp. Im Gegentheil, mein Verlangen iſt, ihr ewig unbekannt und fern zu bleiben. Es drängt mich nichts, mir in dem Haufen ihrer Sklaven einen Platz zu erſtreben.

Nun denn! Alſo mit einem hochſtehenden Mann ihrer Umgebung ſoll ich dich bekannt machen?

Ich ſtehe ſchon den von ihr am meiſten Begünſtigten ſo nahe, daß ich hier deiner Vermittelung nicht bedarf, hob Philipp zögernd an; denn ihn befremdete der Ton und die Miene der angeſtrengten Neugier, mit der die Frage gethan wurde. Ich will auch keinen der geſuchten und gefeierten Günſtlinge der allmächtigen Herrſcherin für mich gewinnen, ich will nur ein junges Mädchen wiederſehen, eine liebenswürdige Freundin und eine Genoſſin früherer, glücklicherer Jahre.

Das wird ſich nicht machen laſſen! rief der Abt raſch. Ich ſpiele nicht den Vermittler bei Liebesgeſchichten.

Philipp verſtummte, als er dieſe kurze, ſchneidende und ſtrenge Antwort hörte. Der Abt ſchien die Wirkung, die ſein verändertes Weſen auf den

Jüngling machte, zu bemerken, und ſetzte nach einer Weile in ſeinem frühern ſanften Tone hinzu: Du ſiehſt ſelbſt ein, daß mein frommes Gewand mir Pflichten beſonderer Art auferlegt, unter dieſe gehört auch, mich nie in die frivolen Händel der Welt zu miſchen. Mein Werk iſt, Hülfe und Beiſtand zu leiſten im Dienſte der Armuth und Schwäche gegen die Rohheit und Uebermacht.

So wird gerade hier dein Beiſtand am Platze ſein, ſagte Philipp, der ſeine Faſſung vollkommen wieder gewonnen hatte. Das junge Mädchen wird gezwungen, ſich vor mir verſchloſſen zu halten, vor mir, ihrem beſten Freunde, ihrem —

Sprich nicht aus! rief der Abt wiederum heftig. Ich kenne zufällig dieſes Mädchen. Sie iſt Hofdame bei der Kaiſerin, und man hat mir ihren Charakter gerühmt.

Sie iſt ein Engel! ſetzte Philipp hinzu.

Der Mönch ſchwieg.

Kannſt du nun bewirken, frommer Vater, daß mir die Kaiſerin geſtattet, dieſes Mädchen wieder zu begrüßen? Warum verweigert ſie mir überhaupt dieſe Gunſt? Was kann ſie dagegen haben,

wenn wir uns wiederſehen? Ja, wenn ſie mich kennte, wenn ſie von dem Widerwillen, ihr zu dienen, wüßte —

Vielleicht weiß ſie davon, warf der Abt ſchnell dazwiſchen.

Wie ſollte ſie! bemerkte Philipp. Ich bin überzeugt, die Kaiſerin weiß nicht, daß ein Weſen, wie ich, exiſtirt. Und dann, wenn ſie auch zufällig von mir vernommen, welche Gründe hätte ſie, einen unbekannten, unbeachteten fremden Jüngling, der ſich der rechtlichſten Gefühle bewußt iſt, von einer ihrem Schutze übergebenen jungen Dame fern zu halten?

Ich wage nicht, die Abſichten und Gefühle der Gebieterin zu beurtheilen, ſagte der Mönch. Ich will mich bemühen, dir dieſe Zuſammenkunft zu verſchaffen; doch knüpfe ich an die Gewährung dieſes Wunſches meinerſeits eine Bedingung.

Und welche? fragte Philipp.

Daß du mir dein Wort gibſt, den Hof und die Umgebung der Kaiſerin nicht früher zu verlaſſen, als bis dir die junge Dame, die du jetzt aufſuchſt, dazu die Erlaubniß geben wird.

Die junge Dame? fragte Philipp verwundert. Alſo ſie wünſcht, daß ich hier bleibe? Emilie wünſcht es?

Ob ſie es wünſcht, weiß ich nicht, entgegnete der Mönch. Genug, du gibſt dein Wort, daß du ohne ihre Erlaubniß dich nicht vom Hofe entfernſt.

Dieſes Verſprechen gebe ich. Emilie kann nichts, meinem Glück und meiner Ehre entgegen, verlangen.

So ſollſt du ſie ſehen! ſagte der Mönch, indem er ſich entfernte. Zum erſten Mal vermied er die Abſchiedsbegrüßung Philipp's. Er ging raſch fort und winkte Philipp, zurück zu bleiben.

Dieſe Zuſammenkunft war die letzte. Der Zeitpunkt, wo die Kaiſerin Kiew verlaſſen wollte, war herangenaht. Der Frühling war erſchienen, der Dniepr frei vom Eiſe, die Reiſe ſüdwärts nach Taurien ſollte nunmehr fortgeſetzt werden. Der ganze Hof rüſtete ſich zur Abreiſe. Der Fürſt hatte ſich bereis entfernt und Philipp war an der Spitze ſeines Haushalts zurückgeblieben.

In den letzten Tagen vor der Abreiſe erhielt

er vom Grafen die Auffoderung, mit ihm zuſammen Emilien zu beſuchen, die ihn erwartete. Der Tumult des Aufbruchs, die bevorſtehende Reiſe, ſein gegebenes Wort und die Ungewißheit, wie ſich nunmehr ſeine Zukunft geſtalten werde, alle dieſe Dinge, zuſammengenommen, ſtürzten ihn in eine peinvolle Unruhe, aus der, wie er hoffte, der Anblick der Geliebten und ihr beſchwichtigendes Wort ihn herausziehen werde. Kaum konnte er die erſehnte Stunde erwarten. Endlich ſchlug ſie.

Aber wie erſtarrte er, als ihm eine gänzlich fremde Perſon entgegentrat. Es waren Emiliens Züge, es war ihr Körper, aber die Seele war umgetauſcht. Kalt und förmlich nahm ſie ſeine Grüße auf, gemeſſen und im Tone der ſtrengſten Etikette erwiderte ſie ſeine Fragen. Philipp's Stolz regte ſich, er bekämpfte den Unmuth nicht, der in ihm rege wurde, er verlangte keine Erklärung, ſondern beide ſchieden voneinander nach einem minutenlangen Zuſammenſein. Es war kein Dritter in dem Kabinet zugegen geweſen, im Vorgemach empfing der Graf den jungen Mann, den er in den Palaſt geleitet hatte, und führte

ihn wieder hinaus. Auch gegen ihn äußerte ſich Philipp mit keinem Worte. Keine Klage entſchlüpfte ſeinem Munde, aber ſein Herz war krampfhaft zuſammengepreßt. Dieſen Schlag des Geſchicks hatte er nicht erwartet. Er fühlte erſt jetzt lebhaft, wie innig er Emilien geliebt.

Es war ihm unmöglich, zu dem Grafen und zu deſſen Umgebung, gerade in dieſer Stimmung, ſich zu begeben, obgleich er eine herzliche Einladung empfing; ebenſo wenig mochte er in das jetzt bereits verödete Kloſter zurückkehren, denn die ſämmtliche Dienerſchaft des Fürſten war ſchon ihm nachgereiſt, und Philipp ſelbſt ſollte in dieſen Tagen folgen. Er wandelte daher, kaum ſeiner ſelbſt mächtig, wie ein Träumender durch die einſamen Straßen und gelangte an den Fluß. Hier miethete er eine Fiſcherbarke und ließ ſich auf den Wellen hintreiben. Der Abend dunkelte, und die Lichter der Stadt funkelten im Widerſchein auf den ſchwarzen Wellen. Hier und da erklang ein halb melancholiſcher, halb heiterer Geſang, wie die Nationalmelodien der Ruſſen ihn gewöhnlich mit ſich bringen. Dicht in ſeiner Nähe

zeigte ſich ein anderes Boot, in welchem aufrecht ſtehend eine Geſtalt in einen Mantel gehüllt unbeweglich ſich befand und ihre Blicke unausgeſetzt auf Philipp gerichtet zu haben ſchien. Dieſer ſtumme Gefährte war ihm unangenehm, umſomehr, da er in ihm denſelben Mann zu erkennen glaubte, der ihm ſchon in der Stadt, die einſamen Straßen entlang, gefolgt war. Jetzt waren die beiden Böte einander ſo nahe, daß Philipp mit Hülfe eines Wachtfeuers in einem der Uferkähne die Züge des Unbekannten deutlich erkennen konnte. Es wandelte ihn, er wußte ſelbſt nicht weshalb, ein Grauen an. Das Geſicht des Mannes ſchien ihm bekannt; er wußte nur nicht, wo er dieſes dunkle brennende Auge, dieſe bleichen Wangen geſehen, dann plötzlich ſchwand jede Wolke vor dem Bilde der Erinnerung, und der Chevalier de St. Lyre ſtand vor ihm. Der Kahn glitt den Fluß hinab, Philipp's Fährmann lenkte auf ſeinen Befehl zur Stadt zurück. So trennten ſich Die, die ſich in Nacht und Dunkel gefunden hatten, auch wieder in Nacht und Dunkel. Noch aus der Ferne war es Philipp, als ſuchten

und fänden ihn jene Augen, für die es keine Entfernung und keine Finſterniß zu geben ſchien.

Dieſe Begegnung verſtimmte Philipp noch mehr. Er war entſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen. Er wollte Niemand ſehen, er wollte in dieſer Nacht noch entfliehen. Schon ſetzte er ſich in Gedanken zuſammen, was er dem Fürſten ſchreiben wollte. Er beſaß von ihm Gelder und Papiere, dieſe wollte er den treuen Händen Horſchner's vertrauen, den er ſofort in deſſen Wohnung aufzuſuchen beſchloß. Mitten in der Freudigkeit dieſes Entſchluſſes fielen ihm die Worte des Mönchs ein, und das Verſprechen, das er ihm gegeben. Von neuem war er an die Grenze des tiefſten Misмuths geſchleudert. Nur zu wohl wußte er, daß er ſein Wort nicht brechen dürfe, wenn er auch einſah, wie thöricht, ja verderblich es geweſen war, daſſelbe gegeben zu haben. Was konnte dieſem geheimnißvollen Manne, der ſich vorübergehend eines Theils ſeiner Intereſſen und ſeines Vertrauens bemächtigt hatte, daran liegen, ihn hier in Kiew und wol auch ſpäter auf der Reiſe an dieſe Umgebung, die ihm nun-

mehr verhaßt war, zu feſſeln? Machte er ſelbſt etwa die Reiſe mit? Und Emilie? Nach dem Empfange zu ſchließen, den ſie ihrem ehemaligen Freunde bereitet, konnte auch ihr etwas daran liegen, daß er länger hier blieb? Alſo warum bleiben? Doch das gegebene Wort war unter jeder Bedingung heilig. Philipp entſchloß ſich, ſich brieflich an Emilien zu wenden und ſie um Entbindung von dieſem Worte zu bitten; er zweifelte nicht, daß ſie ihm ſogleich ſie gewähren würde.

Mittlerweile war es Nacht geworden und er ſtand vor Horſchner's Wohnung. Der Goldarbeiter ſchickte ſich ebenfalls an, aus der Stadt zu ſcheiden, die, von der glänzenden Karavane der Fremden verlaſſen, in ihre frühere Stille und Unbedeutendheit zurückſank. Es waren ein paar Wochen vergangen, ſeitdem Philipp Horſchnern nicht geſehen; der Kaufmann hatte unterdeſſen glänzende Geſchäfte gemacht und war mit ſeiner Reiſe, ſowie mit ſeinem Aufenthalte ſehr zufrieden. Es wurde eine Flaſche Wein gebracht, und beide Männer ſetzten ſich, um einen Theil der Nacht

miteinander zu verplaudern. Philipp, der ſeine Gemüthsſtimmung völlig in ſeiner Gewalt hatte, drückte allen Kummer tief in das Herz hinab, und nahm jene Miene von Munterkeit und Offenheit an, die ihm in ſo hohem Maße, wenn er es wollte, die Liebe und die Theilnahme der Menſchen erwarb. Horſchner war ganz bezaubert von ſeinem jungen Freunde und ahnete nicht, daß dieſer dicht am Abgrunde der finſterſten Verzweiflung ſtand. Während des Geplauders, das bald dieſen, bald jenen Gegenſtand berührte, kam Horſchner am liebſten immer auf ſeine Bekannten und Gönner am kaiſerlichen Hofe zurück. So rühmte er, daß die Herrſcherin ſelbſt diesmal gnädiger gegen ihn geweſen, als jemals. Er ſetzte geheimnißvoll hinzu: Und dies hat ſeinen Grund. Katharina iſt nie gütiger und zum Beglücken aller Welt mehr geſtimmt, als wenn eine neue ſüße Leidenſchaft in ihrem Buſen keimt. Und dies ſoll jetzt der Fall ſein. Vertraute, die ihr nahe ſtehen und die ſchon öfters die Symptome zu beobachten Gelegenheit hatten, von denen ich eben rede, haben mich verſichert, daß eine neue Sonne im

Begriff ist, am Horizonte aufzugehen, und daß deshalb die rosigen Wolken überallhin verbreitet sind. Es ist dies auch ganz natürlich. Die Kaiserin verließ ihre Hauptstadt, ohne eine neue Wahl getroffen zu haben. Dies setzte ihre Freunde in Bekümmerniß; sie fürchteten, die herrliche Frau werde ohne eine solche Stütze für ihr Herz, den Plagen und Beschwerden erliegen, die diese Reise ihr auferlegt. Jetzt ist man ruhig.

Ich denke, der Fürst ist ihr erklärter Freund, warf Philipp gleichgültig hin.

Der Fürst? wiederholte der Kaufmann wichtig. Nein — nein! Wer am Hofe lebt, weiß das anders. Der Fürst ist ihr unentbehrlich, aber nicht von der Seite des Herzens her. Vielleicht war er es auch einmal in dieser Beziehung; jetzt aber schon lange nicht mehr. Das ist ausgemacht. Der Fürst weiß das selbst am besten, und obgleich er sich stets trostlos stellt und sich das Leben zu nehmen beschließt, sobald der Fall eintritt, daß Katharina eine Wahl getroffen, so weiß er sich doch mit jedem neuen Günstling so zu stellen, daß er neben ihm und mit ihm regiert. Nur dann

wäre der neue Erwählte ihm ein Dorn im Auge, wenn er, ebenſo ehrgeizig wie er ſelbſt, danach ſtrebte, den Platz einzunehmen, den er ſelbſt innehat. Alsdann gäbe es einen Kampf auf Leben und Tod. Aber ſo kühn iſt bis jetzt keiner der Auserwählten geweſen, ſie haben ſich begnügt, in der Stille geliebt zu werden, und haben ſich dabei ruhig beherrſchen laſſen.

Philipp hatte dieſe Reden, die ihn durchaus nicht intereſſirten, benutzt, um unbemerkt in Träumereien zu verſinken. Jetzt, da Horſchner plötzlich ſchwieg, und ganz roth vom Wein und der Aufregung des Geſprächs ihn fragend anſah, erwachte er aus ſeiner Zerſtreutheit und fragte, nur um eine Frage zu thun, ob man denn nicht wiſſe, wer der neue Liebling ſei.

Sein Name und ſein Stand ſind noch ein tiefes Geheimniß, ſelbſt den Eingeweihten des Hofes, entgegnete der Gefragte, indem er ſeine laute Stimme zum Flüſtern herabzwang. Aber man ſpricht ſich allerlei ins Ohr. Es heißt, es werde die Kaiſerin noch vor ihrem Aufbruch und bei der Fortſetzung ihrer großen Reiſe die Wahl

öffentlich proclamiren. Denn das Volk muß doch wiſſen, an wen es ſeine Bitten zu wenden, und der Hof muß wiſſen, auf wen er ſeine Aufmerkſamkeit zu richten hat. Das alles kann nicht im Ungewiſſen bleiben, ohne daß das ganze Reich in Gefahr käme. Alſo demnach in wenigen Tagen wird man die große Botſchaft wiſſen. Ich meinestheils wünſchte nichts ſo ſehr, als Gelegenheit zu haben, dem neuen Günſtling mich zu nähern. Dies wird aber kaum möglich ſein; ein ſolches beneidetes Weſen iſt alſogleich von einem unabſehbaren Gedränge umgeben, da kann denn unſer Einer nicht ſo bald heran. Sie, mein theurer Freund, Sie könnten etwas für mich thun.

Sehr gern, ſagte Philipp, und was?

Wenn Sie durch Ihren Einfluß beim Fürſten mir die eben ausgeſprochene Gelegenheit verſchafften. Es wäre mir ſchon genug, wenn ich das Wunderthier auch nur aus der Ferne ſähe. Aber freilich, Sie müßten dem Fürſten, der eben jetzt nicht ganz gut geſtimmt ſein mag, nur mit Vorſicht in Betreff dieſes Verlangens beizukommen ſuchen.

Ich werde thun, Ihnen zur Liebe, Freund, was ich nur irgend kann, ſagte Philipp. Meine Grundſätze kennen Sie, ich werde dieſen neuen Günſtling nicht aufſuchen, er mag nun ſein, wer er wolle. Doch, um von etwas Anderem zu ſprechen; haben Sie keine Nachrichten aus Warſchau?

Von unſerer kleinen diamantenſüchtigen Prinzeſſin? fiel Horſchner dem Fragenden ſchnell ins Wort. Ja wohl hab' ich die. Sie iſt todt, ſchon ſeit drei Wochen todt. Aber nicht erwürgt und nicht erdolcht; ihr Vampyr hat ihr auch nicht das Blut ausgeſogen, er hat ſie nur ſchlechtweg verlaſſen. Am Morgen nach ſeiner Abreiſe fand man ſie todt im Bette. Man vermuthet, daß ſie Gift genommen hat. Ja — ja; dies iſt das Ende einer ſo hübſchen und ſo verführeriſchen kleinen Circe! Meine Diamanten befinden ſich ſeit dieſem Vorfall in einem Zuſtand erhöhter Sicherheit.

Ach — rief Philipp, indem er ſein Antlitz verhüllte, ſo viele Reize bedeckt von dem ſchwarzen Mantel des Todes! Wie ſchmerzlich! Hätte ich ſie doch noch einmal geſehen und —

Und — und? fragte der Juwelier lächelnd, was soll der Nachsatz sein?

Sie gewarnt, setzte Philipp hinzu. Der unheimliche Mann mußte ihr den Tod bringen; es konnte gar nicht anders sein; und es wird nicht sein erster Mord gewesen sein, sowie er nicht der letzte sein wird. Er ist hier; ich bin ihm begegnet; und ein dunkles Gefühl sagt mir auch, ich werde es mit ihm zu thun haben.

Ich sehe nicht in welcher Beziehung, sagte Horschner.

Philipp erwiderte nichts; nach einer Pause fragte er nach den neuesten Kunstschöpfungen, die aus der Werkstatt des genialen Meisters hervorgegangen. Sogleich brachte jener ein Kästchen hervor, das die schönsten Pretiosen enthielt. Ein Perlenschmuck fiel Philipp besonders auf. Er ist in der That auch sehr schön, bemerkte Horschner wohlgefällig, und es freut mich, daß er in den Besitz einer Landsmännin, nämlich eines deutschen Edelfräuleins gelangt, die sich am kaiserlichen Hofe, und zwar erst seit kurzem befindet. Man kann nichts Liebenswürdigeres sehen als

dieſe junge Dame, der ich vor einigen Tagen die Ehre gehabt habe vorgeſtellt zu werden. Man ſagt, ſie beſitze in ungewöhnlichem Grade Geiſt und Verſtand, doch ſind es nicht dieſe Eigenſchaften, wie mir ſcheint, die ihr ſo allgemein die Theilnahme, wo nicht gar die Liebe ihrer Umgebung zuwenden; es iſt vielmehr jener zarte, durchſichtige Schleier der Melancholie, in den ſich ihr zartes Weſen hüllt, der ſie für gefühlvolle Herzen ſo bezaubernd macht. Ich muß geſtehen, auf mich wirkt dergleichen hinreißend. Glaube ich bei einem Weibe Kummer zu bemerken, ſo wird die Häßlichſte ſelbſt ſchön in meinen Augen. Unwillkürlich fühle ich den Drang, ihr in irgend Etwas behülflich zu ſein. Es iſt dies lächerlich, wenn man will; denn womit kann ein fremder, wenn auch noch ſo gefühlvoller Mann, einem edlen Weibe in ihrem Schmerze dienen? Mit Troſtgründen etwa? O, die ſind ſehr von der Oberfläche geſchöpft und wirken ſelten oder gar nicht. Es iſt aber einmal mein Charakter ſo, und dieſe junge Hofdame, die von Schönheit, Glanz und Jugend umgeben iſt, von Tauſenden

beneidet wird, kann mich bis zu Thränen rühren, wenn ich bedenke, daß es wahr sein könnte, was man über sie spricht.

Philipp, der längst gemerkt hatte, daß von niemand Anderm als von Emilien die Rede war, hatte aufmerksam hingehört und fragte nun seinen, durch den Wein besonders redselig gewordenen Gönner, welche die Gründe seien, die man der Trauer und der Schwermuth der jungen Hofdame unterlege.

Vermuthungen! rief der Juwelier, nichts als Vermuthungen. Wer kann denn auch in diesen Dingen etwas Genaues wissen. Allein die Kammerfrau der Oberhofmeisterin hat mir vertraut, was ihre Gebieterin ihrerseits wieder ihr vertraut hat. Und dies ist Folgendes. Die junge Dame hat sich in einen Offizier verliebt, der auf dem Gute ihres Vaters einige Zeit gelebt hat. Derselbe Adonis kommt zufällig hierher und — das Unheilvollste für die arme Dame, was geschehen kann — fesselt die Aufmerksamkeit einer hochgestellten Dame, einer sehr hochgestellten Dame. Nun, das Uebrige kann sich Jeder denken, der derartige

Verhältniſſe kennt. Die Unglückliche muß zurücktreten und ſie tritt zurück. Wenn aber Frauen, ſagt man, auf dieſe Weiſe zurücktreten, ſo treten ſie mit einem Fuß in ihr Grab. Das mag denn auch bei meiner kleinen Schönen der Fall ſein. Und nun, mein Freund, bemerken Sie den Spott des Zufalls: ihre Nebenbuhlerin ſelbſt überſchüttet ſie, in Form von dieſen herrlichen Perlen, mit einer Fülle von Thränen. Iſt das nicht ein Trauerſpiel, wie man ſich's auf der Bühne nicht ergreifender denken kann?

Philipp's Herz zog ſich krampfhaft zuſammen bei dieſen unheilvollen Berichten. Wie, rief er bei ſich, Emilie liebt? Und ein glücklicher Nebenbuhler hat mir ihr Herz geraubt! Darum dieſe Kälte. So iſt denn das Räthſel gelöſt! — Da es ihm bei dieſer Erſchütterung aller ſeiner geiſtigen Kräfte ein Bedürfniß war, die Einſamkeit aufzuſuchen, ſo verließ er Horſchner unter dem Vorwand, daß bei dem nahenden Morgen ein wichtiges Geſchäft ihn nach Hauſe treibe.

Neunzehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen; Philipp hatte ſich eingeſchloſſen und ſah Niemand. Er hatte die Geſchäfte, die ihm oblagen, beſorgt; er wartete nur auf Emiliens Antwort, um die Stadt dann zu verlaſſen; er wollte mit Horſchner zurück nach Deutſchland kehren. Der Tag der Abreiſe der Kaiſerin war auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt. Kein Gedanke kam ihm, daß man ihn nicht werde gehen laſſen; welch' ein Schreck überfiel ihn, als dieſe Erwartung fehlſchlug! Emilie ſchrieb nur wenige Worte; ſie erinnerte ihn an ſein gegebenes Wort, und es ſei auf ihre Bitten von der Kaiſerin beſtimmt worden, daß er dem Reiſe-

gefolge ſich anſchließe. Mit dieſem Briefe zugleich kam ein kaiſerlicher Befehl, der ihn in die Reihe der höheren dienſtthuenden Offiziere in der Nähe der Kaiſerin ernannte. Das Patent des neuen Rangs lag beigeſchloſſen.

Dieſe Glücksfälle ließen Philipp kalt; er ſah nur das Eine, den Verluſt der Geliebten. Das Räthſelhafte in dieſer plötzlichen Rangeserhöhung beſchäftigte ihn eine Weile; dann gab er es auf, den Schlüſſel zu dieſen myſteriöſen Erſcheinungen zu finden, und ſchob Alles auf die launenhaften Gunſt- und Glücksfälle, wie ſie einmal in dieſem Lande und an dieſem Hofe Sitte waren. Da ihm unter dieſen Umſtänden ſein verpfändetes Wort eine läſtige Feſſel war, ſo beſchloß er, ſich an die Kaiſerin ſelbſt zu wenden, um ſich von ihr freiſprechen zu laſſen. Gegen dieſe Freiſprechung, hoffte er, würde der Mönch nichts einzuwenden haben. Ueberhaupt war ihm der Gedanke an dieſe räthſelhafte Perſon, die ſich höchſt ungelegen für ihn in den Lauf ſeiner Entſchließungen, die bis jetzt immer nur das Werk ſeiner Selbſtändigkeit geweſen waren, hemmend geſtellt

hatte, sehr zuwider. Seine Bemühungen, etwas Genaueres über diese „düstere Gestalt" zu erfahren, waren bis jetzt erfolglos geblieben. Wie erfreut war er daher, als der Unbekannte jetzt plötzlich selbst ein Lebenszeichen von sich gab! Ein Billet lud ihn ein zu einer Zusammenkunft in der bekannten Zelle, zu der der Schlüssel in Philipp's Händen war, zu der gewohnten Stunde. Philipp zögerte nicht, sich pünktlich einzufinden.

Wie er in die Zelle eintrat, fand er den Abt schon gegenwärtig. Derselbe saß im Schein des trüben Lichtes, das durch die gefärbten Scheiben fiel, gedankenvoll an dem Tische und fuhr wie erschreckt aus seinen Träumereien auf, als er Philipp plötzlich vor sich stehen sah. Es dauerte eine Weile, ehe er sich erholte und in seinem bewegten Innern Worte fand. Seine Stimme zitterte, und die Hand, die er zur Begrüßung Philipp — zum ersten Male geschah dies — reichte, war kalt. Es entging Philipp nicht, daß diese Hand klein und nicht die Hand eines abgelebten Greises war.

Ich habe mit der Monarchin gesprochen, hob

er an, und ſie hat mir aufgetragen, dich von dem mir gegebenen Worte zu entbinden, wenn du auf deinem Verlangen beharrſt. Sie will Niemand um ſich ſehen, der ihr mit Widerwillen dient. Die Würden und die Geſchenke, die ſie dir ertheilt hat, bleiben in deinem Beſitz. Nur Eines verlangt ſie, daß du von ihr perſönlich dich beurlaubeſt.

Dazu drängt mich, ohne ihren Befehl, die eigene Ehre und mein Gewiſſen. Sie hat mich, einen Fremden, mit Wohlthaten überſchüttet, wie ſollte ich ihr Reich und ihren Hof verlaſſen, ohne ihr meinen Dank auszuſprechen! Ihre Gnade iſt wahrhaft groß, daß ſie mir geſtattet, mich ihr in Perſon nahen zu dürfen. So werde ich denn endlich dieſer merkwürdigen Frau, die mich durch ihre Größe erſchreckt und zugleich anzieht, Auge in Auge gegenüberſtehen! Ich werde dieſe Züge in der Nähe ſehen, an deren Liebreiz eine halbe Welt ſich erfreut und vor deren Drohen Europa zittert.

Der Mönch ſeufzte und ſchwieg. Seine dunkeln Augen, unter dem Schatten der überhängen-

den Kapuze, blickten unverwandt auf Philipp. Er fühlte dieſen durchdringenden Blick, aber er entmuthigte und verwirrte ihn nicht. Es war, als hörte er den Flügelſchlag eines mächtigen Geiſtes dicht über ſeinem Haupte. Die Würfel ſeines Geſchicks fielen. Es kam über ihn, wie ein Gottesurtheil, das eben ſollte geſprochen werden.

Der Mönch erhob ſich, doch ſeine Kniee wankten und er mußte ſich auf den Jüngling ſtützen. Eine Pauſe verging; der Wind rüttelte an der alterthümlichen Einfaſſung der Fenſter. Mit einer Stimme, die gänzlich verſchieden klang von der vorigen, ſagte der Mönch: Du wünſcheſt alſo Katharinen zu ſehen, du willſt ſie allein ſehen, unter vier Augen? Du willſt von ihr Abſchied nehmen ohne Zeugen? Dies iſt auch ihr Wunſch.

Philipp trat einen Schritt zurück; der Mönch hatte ſich wieder geſetzt.

Noch mehr, ſetzte er mit bewegter Stimme hinzu: Dein Scheiden wird ſie rühren; ſie will vor der Welt die Thräne nicht ſehen laſſen, die ihr Auge netzen wird, wenn ſie dich ſcheiden ſieht.

Welch' eine Sprache! ſagte Philipp dumpf.

Wie ist mir? Welche Zauberworte lösen sich, eines nach dem andern, von deinen Lippen? Ich verstehe dies nicht. Kennt mich die Kaiserin? Weiß sie mehr von mir als von tausend Anderen?

Die verhüllte Gestalt war einer Ohnmacht nahe; sie war auf die Stuhllehne zurückgesunken, und ein leises Wimmern entglitt ihren Lippen. Philipp sprang hinzu und wollte die Kutte lüften; in diesem Augenblicke erhob sich der Unbekannte und stand aufgerichtet in imponirender Größe da.

Halt! rief er, lege nicht noch einmal die Hand zum mörderischen Angriff an diesen Leib, der den finstern Mächten verfallen ist. Katharina soll nicht glücklich sein. Was sie liebt, das wendet sich von ihr. O hätte deine Kugel damals dieses Herz getroffen!

Wie von unsichtbaren Mächten erfaßt, stürzte Philipp zu den Füßen des Mönchs, der in diesem Augenblicke die dunkle Kapuze von seinem Haupte streifte.

Philipp sah Katharinen vor sich stehen.

Als er sich wieder zu sammeln im Stande

war, und als er den Blick auf die Erſcheinung vor ſich richtete, war er von deren Schönheit betroffen. Der bleiche Lichtglanz, der ſich auf Katharinens Stirn bettete, zeigte die edlen Züge von einem heftigen, aber zugleich verklärenden Schmerze übergoſſen. Das große Auge war geſenkt, gleichſam als wendete es abſichtlich ſein düſteres Feuer nach innen, um durch deſſen verrätheriſche Glut der Welt nicht zu entdecken, was in dem Herzen vorging. Die Wangen waren bleich und von dunkeln Haarwellen eingeſchloſſen, um die Winkel des Mundes zuckte es fiberiſch. Ein undurchdringliches Schweigen war auf dieſem Marmorantlitz gelagert, es war die Ruhe der Erſtarrung nach den Stürmen der Leidenſchaft. Endlich drang eine, von gewaltſamen innern Bebungen unterbrochene Stimme an Philipp's Ohr. Katharina hatte den Stolz des Weibes wieder gefunden und ſprach mit dem Tone der Herrſcherin: Fremdling, was du mir geweſen, hat dir dieſe Minute gezeigt! Ich erröthe nicht über Das, was ich gethan; denn welcher Seele, die nach Großem ſtrebt, kann es

leid ſein geſucht zu haben, wenn ihr auch das Finden nicht zu Theil wird? Geh und nimm in dein fernes Vaterland das Angedenken unvergeßlicher Stunden mit. Uns einte ein heiliges Band: Was die Menſchheit Heiliges und Erhabenes hat, es ward von uns beſprochen und bedacht. Was deine jugendliche Seele an Ideen und Entſchlüſſen ausgeſtrömt, es iſt in meinem Buſen ſicher niedergelegt; bewahre du für deine Zukunft wieder die milde Weisheit, die für dich, für dein Heil von den Lippen des „Mönchs" floß. Der Mönch, dein Freund, dein Berather, ſei dein Schutzgeiſt, nicht Katharina, das Weib, die Kaiſerin. Und jetzt lebe wohl. Du haſt gewünſcht, von Katharinen unter vier Augen Abſchied zu nehmen; ſie hat dir dieſe Gunſt gewährt!

Der Ton voll Milde, Ernſt und Güte, in welchem dieſe für Philipp ewig denkwürdigen Worte geſprochen wurden, zerriß ſein Herz. Die Größe des Geſchenks, das ihm ſein Geſchick gemacht, wurde ihm in ſeiner ganzen Fülle klar. Er beſaß das Herz der mächtigſten, der ſtolzeſten Frau; er hatte es gewonnen im edelſten Kampf

der Geiſter. Katharina war in ſeine feurige und junge Seele triumphirend eingezogen, indem ſie das Panier der Freiheit, der Größe, des Enthuſiasmus und der Liebe ſchwang, dieſer gebietenden Götter der Jugend. Ein ſolcher Erwerb durfte nicht leichtſinnig hingeworfen werden, eine ſolche edle Bürgſchaft für die Verwirklichung ſchöner Ideale mußte um jeden Preis bewahrt werden! Philipp fühlte die glühende Entzückung, die dieſer mächtige Augenblick ihm brachte, er fühlte, wie in ſeinem Geiſte die Größe und die Erhabenheit unter dem Bilde Katharinens einzogen, und indem er ſtaunend die allgewaltige Fürſtin betrachtete, ſchmolz er zugleich in Rührung über die Reize der ſchönen Frau. So mit ſich ſelbſt und mit den Gewalten der Stunde kämpfend, verweilte er noch immer in ſeiner Stellung zu Katharinens Füßen. Erſt als ein langer, in verzehrenden Schmerz getauchter Abſchiedsblick über ihn ſich hinergoſſen, erſt als ſich die trauernde und erhabene Geſtalt wendete, um zu gehen, erſt da fand er den verzweifelten Muth, ſie mit ſeinen Armen zu umſchließen und mit dem ganzen Sturm und

der Gewalt einer ungebrochenen Feuerſeele feſtzuhalten. Erhabene Fürſtin! rief er: Göttergleiche! Welch' ein Spiel haſt du mit einem armen Sterblichen getrieben! O ich ſollte dir zürnen! Wie iſt mir? Ich ſollte fliehen und ich kann es nicht. Katharina! Verlaß — o verlaß mich nicht!

Sie blieb, halb ihm zugewendet, ſtehen, und ihr großes Auge haftete fragend und mit einem unheimlichen Feuer auf ihm. Was ſoll das? fragte ſie. So wäre es wirklich möglich, daß du nicht gewußt, wer unter jener Hülle ſich dir genaht?

Vernichte mich, wenn meine Seele nur die leiſeſte Ahnung gehabt!

Himmel! rief Katharina, und ein Strahl von Leben überflog ihre bleichen Züge. Ich täuſchte mich alſo! Du wußteſt nicht, wer ich war. Und ich wähnte, was der Hof, die Stadt ſich erzählte, es könne dir kein Geheimniß geblieben ſein. Da ich überzeugt war, daß du mich kannteſt, ſah ich in deinem beharrlichen Entſchluſſe, zu gehen, Undank und Kälte gegen mich.

Vergib dieſem wilden, ungelehrigen und un-

verſtändigen Herzen! rief Philipp. Sei groß-müthig! Verbanne den nicht aus deiner Nähe, der jetzt, da er dich im vollen Licht deiner Größe, deines Liebreizes geſchaut, dir ewig anhängt!

Sie antwortete nicht, aber ihre Hand ruhte in der ſeinigen und ward von ſeinen Thränen benetzt. Eine tiefe, feierliche Stille herrſchte, in der zwei große und kühne Herzen mit raſchen Pulſen ihrem Geſchick entgegenreiften. Der Bund war geſchloſſen. Als Katharina ſchied, ließ ſie einen Geliebten zurück, der, ein Theil ihres Selbſt, in ſeinem Herzen ihr Bild, in ſeiner Seele ihre großen Zukunftspläne trug.

Zwanzigstes Kapitel.

Philipp dachte jetzt an keine Abreiſe. Er trat in die neue Stellung und übernahm die neuen Würden, die ihm zugefallen waren. Die Menge ſtrömte herbei, ihm zu huldigen. Ein unüberſehbarer Glanz ſtrömte über ihn hin. Plötzlich ſtand er auf der oberſten Staffel der Macht und des Genuſſes. Seine kühnſten Träume waren überflügelt und in den Schatten geſtellt. Für ein ehrgeiziges Herz, wie das Philipp's, war eine ſo wunderähnliche Erhebung ganz wie geſchaffen. Jetzt konnte er daran denken, der Welt zu gebieten, da er bis heute ihr nur gehorcht hatte. Welch' ein Siegesgefühl, ihr Geſetze geben zu können, ihr

ein Gepräge aufzudrücken, das von ihm, von seinen Phantasien, seinen Träumen, seinen Ansichten ausging!

Katharina that, was er wollte. Sie dachte, sie empfand nur durch ihn. Sie schloß sich mit ihm stundenlang ein, um an dem Aufbau einer neuen Welt zu arbeiten, wie sie im Lichte der Zukunft, auf den Trümmern der alten erstehen sollte. Niemand verstand sie so gut, Niemand unterstützte so feurig ihre Lichtentschlüsse, Niemand wußte so heimlich sicher, indem er durch seine Schönheit und durch seinen Reiz ihr Herz beschäftigte, so männlich stark den ermüdenden Geist zu stützen, ihn immer wieder neu zu beleben, wenn er entmuthigt hinsinken wollte.

Emiliens Bild, zwar zurückgedrängt durch die mächtigen Ereignisse, nahm jedoch seinen ehrenwerthen Platz bald wieder in Philipp's Herzen ein. Erst jetzt durchschaute er ihr kluges, selbstvergessenes Betragen, und was er für empörende Kälte gehalten, erschien ihm jetzt gerade als die zarteste und uneigennützigste Neigung. Sie wußte, welche Zukunft ihm bevorstand, sie wollte nicht

durch das leiſeſte Kundgeben eigener, ſelbſtiſcher Anſprüche dieſe koſtbare, heilbringende Zukunft gefährden. Es lag ihr Alles daran, den Freund mächtig und glücklich zu ſehen; in ſeinem Glücke wollte ſie alsdann das ihrige finden. In den wenigen Zeilen, die ſie ihm ſchrieb, als nunmehr ſein Verhältniß zu Katharinen veröffentlicht war, lag ihre ſanfte und edle Seele, zwar verhüllt, aber doch erkennbar ausgedrückt. Philipp bat ihr im Herzen ſein Unrecht ab, aber — ſolch' eine Gewalt übte der allmächtige Wille Katharinens, die er liebte, über ihn bereits aus — er ſah ſie nicht. Das ſtille, unbedeutende Mädchen war wirklich für ihn für Zeiten in den Hintergrund getreten.

Katharina erklärte ihm in Stunden vertraulicher Mittheilung die Art, wie ſie ſich — ohne es zu wiſſen — den Weg gebahnt zu ſeiner Bekanntſchaft. Das alterthümliche Kloſter bewahrte noch aus den Zeiten ſeiner erſten Erbauer einen unterirdiſchen Gang, der aus dem Palaſte in der Stadt, den die Kaiſerin bewohnte, bis in das Kloſter auf dem Berge hinaufleitete. Dieſer Gang

war auf bequeme und ſichere Weiſe hergeſtellt worden, und die Fürſtin benutzte ihn, um ungeſehen zu ihrem Günſtling zu gelangen, der ſie in der Zelle des Abts Anaſtaſius erwartete. Das Geheimniß dieſer Zuſammenkünfte, die zu ihrem Zwecke mehr die Politik als die Neigung hatten, war auf das ſorgfältigſte vom Fürſten bewahrt worden, bis auf den Zeitpunkt hin, wo Philipp's Stern über das Geſchick der Verbundenen heraufzog. Der Augenblick, wo Philipp mit drohendem Auge, die Waffe in der Hand, auf ſie hintrat, war zugleich der geweſen, wo ſich ihr Herz durch einen mächtigen Zug der Geſchicke ihm zugewendet. Seine Schönheit, ſein Stolz, ſein Geiſt und ſeine feuerſprühende Jugend hatten den Bund feſter und zuletzt unauflöslich knüpfen helfen. Katharina liebte das Ungewöhnliche, Seltſame, Ueberraſchende, und unter dem Schimmer dieſer Eigenſchaften war ihr der Jüngling ihrer Wahl erſchienen. Sie ſollte von ihm den Tod empfangen, und ſie empfing von ihm — Leben.

Horſchner war gleichſam ſeiner Sinne beraubt über dieſen Glücksfall ſeines Freundes,

der ihm ſolchen mittheilte; er erkannte in Allem halb und halb ſein Werk, denn war Philipp nicht auf ſeinen Zuſpruch in dieſes goldene Land der Verheißung gekommen? Und ich Thor! ſetzte der Juwelier in komiſcher Selbſtanklage hinzu. Ich bringe mit dem künftigen Herrſcher an einem Tiſche ſitzend einen ganzen Abend zu, erwünſche mir deſſen Protection und weiß nicht, daß die Hand, die ich eben drücke, dieſelbe iſt, die bereits die Zügel dieſes unermeßlichen Reiches in ſich ſchließt. O, ich verblendeter Thor!

Beneiden Sie mich nicht, Freund! ſagte Philipp plötzlich düſter. Wiſſen Sie denn, wie ich enden werde? Mitten im Glanze verläßt mich mein alter finſterer Dämon nicht, und mehr als je keimen Mistrauen und Argwohn in meinem Herzen. Dieſe Welt iſt nun einmal nicht gemacht, um unſere Wünſche und Hoffnungen vollkommen zu befriedigen. Es iſt mir oft, als wäre das Ende meines Glanzes und meiner Laufbahn dicht vor mir.

Horſchner lächelte über dieſe Träume, wie er

ſie nannte. Nur ein Mann iſt im großen weiten Reiche, deſſen Beherrſcherin jetzt von Ihnen beherrſcht wird, Ihnen gefährlich, dies iſt der Fürſt. Aber Sie werden nicht danach trachten, ihn von ſeinem Platze zu verdrängen.

Ich werde nicht darauf ausgehen, entgegnete Philipp, aber ich werde es vielleicht gegen meinen Willen thun. Er iſt von kleinlicher Selbſtſucht geleitet und arbeitet und ſchafft nur für ſich. Die große Fürſtin, im Wahne, ſich für das Wohl ihrer Völker zu opfern, opferte ſich nur, um die Taſchen ihres Günſtlings zu füllen. Ich habe dieſes unwürdige Treiben durchſchaut.

Ums Himmelswillen! rief der Juwelier; nur nicht auf dieſe Seite hin gelenkt! Laſſen Sie die Menſchheit ſtehen, wo ſie ſteht, und kümmern Sie ſich nicht um die Zukunft weder dieſes Reiches, noch um die Katharinens. Denken Sie nur, theuerſter Freund, an Ihr eigenes Loos.

Nimmermehr! rief Philipp. Ich mag zu Grunde gehen, wenn nur Das, was in mir lebt und hofft, gerettet wird. O Freund, Sie verſtehen mich nicht; aber ſie — ſie! verſteht mich;

und deshalb umfaß' ich auch mit glühender Liebe dieſes große, ſchöne Herz.

Horſchner ſchüttelte das Haupt. Was mich betrifft, ſagte er in ſchmerzlichem Tone, ſo muß ich mich von Ihnen trennen. Sie gehen auf Ihrer ſchimmernden Bahn weiter, ich kehre in meine kleine Alltagswelt zurück. Ich werde für einen Lorberkranz ſorgen für den jungen Sieger.

Oder für einen einfachen Cypreſſenzweig auf ſein frühes Grab! ſagte Philipp.

Wenige Tage ſpäter und die glänzende Flotte, die die Kaiſerin in ihrer Mitte aufnahm, hatte ſich in Bewegung geſetzt, um auf den ſtolzen Wellen des Boryſthenes gegen Süden weiter zu fahren. Mehr als dreitauſend Menſchen, auf achtzig Fahrzeuge vertheilt, bedeckten den Fluß. Sieben Galeeren, unter dieſen die Galeere der Kaiſerin, bildeten die Spitze dieſes Geſchwaders, deſſen Glanz und Pracht die Augen blendeten. Muſik und Geſang ertönte und die Ufer des Fluſſes waren belebt von immer neuen und wechſeln-

den Gruppen des Volks in ſeinen Nationaltrachten.

Der Frühling entfaltete ſeine Pracht; er bedeckte die Fluren mit friſchem Grün, die Lüfte wehten balſamiſch und mild, der Himmel leuchtete in unveränderter Klarheit tiefer Bläue. Jedes Herz wurde zur Fröhlichkeit geſtimmt, jede Bruſt hob ſich höher in Hoffnung und Erwartung. Katharinens Auge ſtrahlte von Glück und Freude. Um die frohe Herrſcherin gruppirte ſich eine frohe Welt.

Es verging ſelten eine Stunde des Theils des Tages, der von den Audienzen und Geſchäften nicht in Anſpruch genommen war, in welcher nicht der junge Adjutant der Kaiſerin, der Obriſt Philipp Macargan, in ihrer Nähe war. Man ſah die Fürſtin, auf ſeinen Arm geſtützt, ihm die Schönheiten der Gegend zeigen und ihm die fremden Erſcheinungen erklären. Man ſah ſie mit ihm ſcherzen und aufmerkſam ſeinen Erzählungen horchen, die er dem verſammelten kleinen Hofcirkel vortrug. War ſie mit ihm allein, ſo füllten Geſpräche und Bücher die Zeit aus, und oft tief

um Mitternacht ſah man noch das Licht in der Kajüte der Kaiſerin einſam durch die Finſterniß ſchimmern und ſeine Strahlen in den dunkeln Wellen brechen.

Der Fürſt machte den Führer des ganzen Zugs. Er eilte ſtets eine Strecke Weges voraus, um die Anordnungen zu treffen und um nachzuſehen, ob ſeine Befehle in Betreff des Empfangs der nachfolgenden Fürſtin befolgt ſeien. In dieſem Drange der Geſchäfte ſchien er nicht zu bemerken, was am Hofe vorging. Er erſchien nur auf Stunden, und während er ſich in der Umgebung der Kaiſerin befand, bezeigte er dem neuen Günſtling eine an Unterwürfigkeit grenzende Ergebenheit. Philipp war offen und freimüthig gegen ihn und zeigte unverhohlen, wie es ihm darum zu thun ſei, die Freundſchaft ſeines frühern Beſchützers ſich zu wahren. Bis hierher gingen alle Dinge gut. Aber es ſollte bald anders werden. Der Fürſt wollte ſich nur überzeugen, ob Philipp herrſchſüchtig und bedacht ſei, ſich einen Einfluß auf die Pläne und Meinungen der Kaiſerin zu verſchaffen; fand er, daß dies

ſeiner Anſicht nach der Fall war, ſo hatte er ſeine Entſchlüſſe gefaßt. Die Gelegenheit, wo ihm auf dieſe Fragen Antwort wurde, ließ nicht auf ſich warten. Fünf Tage nach der Abreiſe landete die Flotte bei der Stadt Kanieff, und hier erwartete der König Stanislaus, Katharinens ehemaliger Geliebter, die Ankunft der Kaiſerin.

Potemkin, vom Könige an ſein Intereſſe gekettet und von ihm beſtochen, hatte dieſe Zuſammenkunft herbeigeführt; es lag ihm Alles daran, daß Katharina den König huldreich empfinge und ihm gewährte, um was er ſie zu erſuchen kam. Dies waren politiſche Vortheile, Truppen und Geld, die der auf ſeinem Throne wankende Fürſt von ſeiner mächtigen Nachbarin ſich erbat. Katharina, die von den zarteſten Rückſichten beherrſcht wurde, und die da fürchtete, Philipp zu kränken, wenn ſie Den wiederſah, der einſt offen vor der Welt ihr Herz beſeſſen hatte, zögerte, ihre Einwilligung zu dieſem Empfange des Königs zu geben. Sie ſchob die Audienz von einem Tage zum andern auf. Der Fürſt gerieth in Unmuth und zum erſten Mal nahm er offen Gelegenheit,

von dem verderblichen Einfluß Macargan's auf die Kaiſerin zu ſprechen, da er es ſei, der aus kleinlichen Rückſichten gekränkter Eigenliebe die große Fürſtin zu bewegen ſuche, einen Bundesgenoſſen und König durch Kälte und Hintanſetzung zu beleidigen. Dieſe Worte verfehlten nicht, Philipp zu Ohren zu kommen, und um ein ſo feindliches Gerücht zu widerlegen, bat er ſelbſt die Kaiſerin, die Audienz ſobald als möglich zu gewähren. Katharina willfahrete den Bitten, und Stanislaus Auguſt gelangte zur Erreichung ſeiner Wünſche. Aber der Kaiſerin Benehmen gegen ihn war gemeſſen und kalt. Philipp's Stern ſtieg höher als je. Auguſt und *Potemkin* zugleich waren von ihm gedemüthigt. Der Letztere athmete Wuth und Rache. Jetzt war der offene Bruch zwiſchen dem frühern und dem jetzigen Günſtling erklärt. Der Hof ſprach ſchon von dem Sturze des Fürſten.

Der Fürſt beſchloß jetzt, alle Hebel der Intrigue in Bewegung zu ſetzen, um ſeinen Feind zu ſtürzen. Er kannte Katharinens Charakter, er wußte, wie viel bei ihr beleidigter Stolz und

gekränkte Liebe vermochten, und hierhin richtete er seine vergiftete Angriffswaffe.

Seinen scharfen Blicken war es nicht entgangen, daß Philipp's Neigung zu Emilien nur zurückgedrängt, nicht erloschen war. Seine Nichte, die ebenfalls Hofdame der Kaiserin war und sich in das Vertrauen Emiliens, auf seinen Befehl, hatte einschleichen müssen, gab ihm Aufklärungen und Andeutungen, die ihm sehr erwünscht waren und den Gang seiner Intrigue leiteten. Emilie, nachdem sie lange siegreich gegen jede Kundgebung ihrer tief im Herzen verschlossenen Liebe gekämpft, war jetzt, da sie Philipp's Stellung gesichert sah, weniger vorsichtig geworden. Philipp seinerseits achtete der bewachenden Blicke zu wenig; er gab sich den Jugenderinnerungen und den Jugendträumen hin; er erinnerte Emilien an die glücklichen Stunden, die sie miteinander zugebracht. Sie sahen sich ohne Zeugen, sie wechselten Briefe. Die Folge hiervon war, daß man Emilien zu verstehen gab, die Kaiserin wünsche, daß sie ihre Stelle aufgeben und den Hof verlassen solle. Das arme Mädchen, das erst jetzt

ſah, wie ſie, durch eine geträumte Sicherheit verleitet, ſich und den Geliebten in Gefahr gebracht, zögerte keinen Augenblick, dieſem Winke zu folgen. Sie warf ſich der Kaiſerin zu Füßen und bat ſie unter Thränen, ſie zu entlaſſen; Katharina willigte ein, wiewol zögernd. Sie ſchenkte dem Gerücht, das über Emiliens Verhältniß zu Philipp ihr zu Ohren gekommen, keinen Glauben, ſo feſt überzeugt war ſie noch von der Treue ihres Günſtlings.

Der Entſchluß Emiliens brachte in Philipp's Herzen einen Sturm der Leidenſchaft hervor. Zum erſten Male ſah er ſich als Sklave eines Verhältniſſes an, das ihm noch kurze Zeit vorher geſchienen hatte, als brächte es ihm die Freiheit und das Glück. Er bat Emilien zu bleiben, doch ihr Wille war unbeſiegbar. Sie kehrte zum Grafen zurück, der in Kiew geblieben war und der ſie erwartete, indem er die Beweggründe ihres Handelns billigte.

Die Kaiſerin langte in Cherſon an. Die Gegenwart Joſeph des Zweiten, der da kam, der Semiramis des Nordens ſeinen Beſuch ab-

zuſtatten, bewirkte, daß man hier einige Tage verweilte und daß glänzende Feſte gefeiert wurden. Der Palaſt, den die Kaiſerin bewohnte, lag dicht an der Stadt auf einer reizend gelegenen Höhe, die durch Gartenanlagen und Baumpflanzungen verſchönert wurde. Die Gemächer Philipp's ſtießen an die Katharinens. Sie brachte die Mußeſtunden, die ihr blieben, in ſeinem Arbeitszimmer zu. Dort las ſie, oder ließ ſich von ihm vorleſen, und die wichtigſten Geſchäfte, die geheimſten politiſchen Verhandlungen verlegte ſie hierher. Dies wußte man, und Philipp's Anſehen und Macht war unbegrenzt.

Einſt trat Katharina leidenſchaftlich erregt in das Kabinet; ein Brief zitterte in ihrer Hand. Eine Pauſe verging, ehe ſie auf Philipp's zärtliche Fragen antwortete.

O es iſt nichts, Macargan! ſagte ſie. Du ſiehſt nur hier das alte Spiel der Welt: ſie will trennen, was ſich gefunden hat. Ich ſollte doch endlich einmal daran gewöhnt ſein, und doch bin ich's nicht.

Philipp zog leiſe den Brief aus ihrer Hand.

Katharina nahm erſchöpft und in Thränen ausbrechend Platz auf dem Ruhebett.

Der Brief enthielt eine böswillige Verdächtigung Philipp's. Es wurde der Kaiſerin hinterbracht, daß er ihr Vertrauen täuſche, daß er weder in den Geſchäften, noch in der Liebe ihr treu ſei. Dabei wurde der leidenſchaftliche und maßlos ehrgeizige Charakter des neuen Günſtlings in grellen Farben geſchildert.

Katharina wird wiſſen, was ſie auf dieſe Anſchuldigungen zu thun hat, ſagte Philipp ruhig.

Ich werde ſie misachten, wie ich es mit jenen gethan, die die Vorläufer dieſes Briefes waren. Aber Philipp — ich bin ein Weib — und das Herz ſpielt mit mir oft ein grauſames Spiel. Vergib mir, mein Freund! Vergib! Laß mich den ganzen Inhalt meiner Seele vor dir ausſchütten. Die Welt nennt mich groß, ich bin klein, die Welt nennt mich ſtark — und ich bin ſchwach. Es iſt mir Vieles gelungen, aber es iſt mir nicht gelungen, die ewige Unruhe, den Verdacht meines Herzens zu beſiegen. Wo ich endlich glauben kann, daß ein Herz mein Eigen-

thum iſt, ſchwebe ich von dieſem Augenblick an in ewiger Unruhe, daß ich es wieder verliere. Und die Möglichkeit des Verluſtes ruft eine Hölle in meinem Innern rege. Ach, Philipp, was hilft es, daß wir Philoſophen ſind für die Welt, wenn wir es nicht zugleich für uns ſelbſt ſind! Hier — hier, gegen dieſe brennende Unruhe, gegen dieſe ſtete Selbſtqual ſollte der Panzer geſchmiedet ſein, der für irdiſche Pfeile undurchdringlich iſt; aber wir ſind Menſchen und wir leiden wie unſere Brüder, obgleich wir dieſe Brüder Thoren nennen und uns weiſe. Für dieſen Hochmuth werden wir beſtraft.

Wie kleinmüthig meine erhabene Katharina ſpricht, ſagte Philipp ſanft.

Wozu auch mit einer Größe und Stärke prahlen, die wir nicht beſitzen, entgegnete ſie leiſe. Ich weiß es, daß man der Welt gegenüber mit Feſtigkeit auftreten muß, denn nur ſo imponirt man ihr. Auf dieſe Weiſe iſt's mir gelungen, den Weg zu gehen, den ich gegangen. Späte Geſchlechter mögen mich richten. Ich fand, als ich erſchien, eine ſchwache, feige und ihren Lüſten

unterworfene Generation vor mir; es gelüſtete mich, ihr zu zeigen, was ein Wille vermag, wenn auch nur in eines Weibes Buſen eingeſchloſſen. Das Glück unterſtützte mich und es gelang mir, was Tauſenden mislungen wäre. Dafür bin ich meinem Geſchick dankbar. Aber es züchtigt mich mit der einen Hand, während es mit der andern mich liebkoſt. Es legt in vollem Maße die Schwäche des Weibes in meine Bruſt, dicht neben jene Energie und den Muth eines Mannes. Ich bebe nicht, wenn meine Hauptſtadt in Flammen ſteht, wenn die Empörung die Hälfte meines Reiches meinem Scepter zu entreißen droht, aber ich bebe, wenn mit ſchwacher, zitternder Hand ein paar kaum leſerliche Schriftzüge, wie dieſe hier, mir vors Auge treten. Gegen eine Welt in Waffen habe ich eine eherne Stirn und eine bepanzerte Bruſt, gegen einen Angriff auf meine Liebe habe ich nichts als Thränen. Beklage mich, Philipp, und vergib mir.

Um die Trauernde zu zerſtreuen, nahm Philipp zu den Büchern und zu den gewohnten Geſprächen ſeine Zuflucht, aber der Geiſt Katha-

rinens war zu tief in Niedergeſchlagenheit und Melancholie getaucht, als daß er die Pfade zu wandeln beſchloſſen hätte, die die Freundeshand ihm zeigte.

Ich will dir nur bekennen, hob ſie wieder an, indem ſie die Hand des Geliebten in die ihrige ſchloß, daß mein Leben zu Ende ſein wird, wenn du mich verläſſeſt! Ich meine das Leben — nicht das Athmen. Man kann noch lange die äußere Erſcheinung lügen, während im Innern Alles ſchlummert. Cäſar, als er ſein Lieblingswerk ſcheitern ſah, war lange, bevor ihn der tödtende Dolch traf, eine Leiche. Aber der Welt genügen ſolche Leichen. Sie ſieht den Purpurmantel und iſt befriedigt; ob ein Herz darunter ſchlägt, was fragt ſie danach! So werde ich vielleicht noch lange nach unſerm Freundſchaftsbruch leben, aber mit dir wird meine Jugend, meiner Seele Blüte und Frucht hingeſchieden ſein. Darum verlaſſe mich nicht!

Ich, meine Gebieterin verlaſſen! ſtammelte Philipp. Welch ein Gedanke! Ich Die verlaſſen, die mir die goldenen Thore des Lebens geöffnet,

die mich die Größe und die Tugend in noch innigerem Grade hat lieben lehren, und die mir endlich Macht und Gelegenheit verlieh, die Ideale meiner Jugend ins Leben zu rufen.

Das ſind große, aber immer nur äußerliche Werke, ſeufzte Katharina. Das Herz will nur ſich und iſt immer nur ſein eigener Zweck. Gib mir Gewißheit deiner Liebe, deiner unwandelbaren Treue; das Uebrige alles findet ſich.

Philipp umſchloß ihre Hand und netzte ſie mit Thränen; ſie beugte ſich zu ihm nieder und bedeckte mit Küſſen ſeine Stirn und ſeine Wangen.

Wohlan! rief ſie, ich lebe wieder auf. Mein Herz hat ſein Eigenthum wieder; es hat vielmehr es nie verloren.

Und wird es nie verlieren! rief Philipp.

Hierauf dein Wort! ſetzte Katharina mit flammendem Blick hinzu. Gib mir dein Verſprechen, daß du Emilien nicht wieder ſehen willſt. Ich wünſche es nicht allein, ich fodere es.

Auf einen Augenblick regte ſich der Stolz in Philipp's Bruſt. Der Ton Katharinens hatte etwas Befehlendes und deshalb für ihn Verletzen-

des. Aber er ſah die Thränen auf ihrer Wange und er gab das Verſprechen.

Katharina zerriß den Brief.

Zwei Tage waren nach dieſer Unterredung vergangen, als Philipp, am Abend ausgehend, einen Mann in einen Mantel gehüllt am Ausgang des Parks, ihm den Weg vertretend, fand. Stumm reichte jener ihm ein verſiegeltes Päckchen hin und zog ſich in die Gebüſche zurück. Philipp öffnete und las Züge einer ihm unbekannten Hand; aus dem umhüllenden Papiere fiel ein Armband ihm in die Hand. Es war ein einfacher goldener Reif, der als Schloß ein Portrait in Medaillonformat enthielt. Wie erſtaunte Philipp, als er ſein eigenes Bild als Kind erkannte, wie es im Beſitz ſeiner Mutter geweſen. Die Zeilen enthielten nichts als die wenigen Worte: „Hüte dich! Der Boden ſchwankt unter deinen Füßen. Traue einem warnenden Freunde, der zum Zeichen, daß er es redlich mit dir meint, dir ein Erkennungszeichen beilegt. Willſt du ihn ſprechen, ſo ſteht er dir zu Dienſten; willſt du mit ihm entfliehen, ſo iſt er bereit, dich ſicher zu geleiten,

wohin du zu gehen gedenkeſt. Um dieſelbe Stunde morgen findeſt du den Boten an dem Platze, wo du ihn heute verlaſſen."

Der Anblick des Armbandes hatte Philipp faſt um ſeine Beſinnung gebracht, ſo erſchütternd hatte er auf ihn gewirkt. Die furchtbare Nacht, die Todesnacht ſeiner Mutter ſtand lebhaft vor ihm, und er fühlte und dachte nichts, als ſein erſtes und heiligſtes Gelübde zu halten, nämlich das ſchmachvolle Ende ſeiner Mutter zu rächen. Ohne allen Zweifel war ihr Mörder jetzt in ſeiner Nähe und, vom vergeltenden Schickſal getrieben, gab er ſich in ſeine Hände. Der Augenblick der Vergeltung war nahe; raſch mußte er erfaßt werden, keine Minute Zögerns war geſtattet.

Kaum dämmerte der Abend, als Philipp mit zwei Piſtolen unterm Arm, in den Mantel gehüllt, den Ueberbringer der Botſchaft aufſuchte. Er fand ihn am bezeichneten Orte und machte ſich mit ihm auf den Weg, den Unbekannten zu ſuchen. Er durchſchritt eilig ihm unbekannte Gegenden der Stadt, endlich gelangte er zu einer Gruppe Häuſer, die auf einer Wieſe zuſammenſtanden. Eine

ziemlich baufällige Brücke führte über einen Fluß, deſſen Ufer dicht mit Weiden und Erlengebüſchen beſetzt waren. Der Mond ſchien hell; auf dem Pfade am Waſſer ſah er einen Schatten, der ſich langſam hin und her bewegte. Der Begleiter verließ ihn, nachdem er auf jenen Mann am Fluſſesufer hinwies, als auf Den, den man ſuchte. Ueber die Brücke ſchreitend näherte ſich mit einem Gefühl peinlicher Unruhe Philipp jenem ſchattenhaften Gebilde. Er beſann ſich, daß er allein ſei, daß in ſo einſamer Gegend die Gefahr eines Ueberfalls für ihn drohe; doch dieſe Zweifel gingen ſo eilig, wie ſie gekommen. Er ſah ſein Opfer vor ſich, dies war ihm genug; an etwas Anderes zu denken, war ihm nicht möglich.

Wie Philipp näher trat, verließ auch der Unbekannte die Umhüllung der Gebüſche und zeigte ſich in dem vollen Lichte des Mondes. Philipp trat ein paar Schritte zurück; es war der Chevalier de St. Lyre, der vor ihm ſtand.

Beide maßen ſich eine Weile mit ſtummen Blicken. Die des Chevaliers verloren ihre durchbohrende Schärfe und nahmen den Ausdruck von

Theilnahme und ſogar von Milde an. In Philipp's Augen flammte jetzt die wildeſte Zornglut. Alſo doch! rief er; meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht. Unſeliger! Ich muß Ihnen immer und immer wieder begegnen, um Sie endlich tödtlich zu faſſen.

Kennen Sie jenes Armband? fragte der Chevalier.

Ich kenne es! Von verruchter Mörderhand ward es von dem Arm meiner Mutter geriſſen.

So iſt's! entgegnete der Chevalier kalt. Doch jene Hand war keine verruchte; ſie vollzog nur eine gerechte Strafe.

Mir das, ſchrie Philipp — mir, dem Sohne! Und der Mörder wagt es mir zu ſagen.

Er iſt im Begriff, dir noch mehr zu ſagen, Knabe! ſagte der Chevalier, indem er Philipp's Arm ergriff und ihn eiſern umklammerte. Ruhe! Ich gebiete dir Ruhe! Folge mir! Laß uns an den Ufern dieſes Fluſſes hingehen, während ich dir meine Mittheilungen mache!

Entſetzlich! rief Philipp. Du wagſt es, meinen Arm zu berühren! Die Hand, die die Mutter ermordete, ſchließt den Sohn an ſich!

Ruhe! wiederholte der Chevalier.

Keinen Schritt weiter! Biſt du der Mörder, biſt du es nicht?

Und wenn ich es wäre? tönte die Entgegnung dumpf — und wenn ich meine That vor dir zu entſchuldigen vermöchte?

Eher vermöchteſt du die Sonne zur Umkehr zu bewegen und von neuem ihre verlaſſene Bahn hinaufzuführen, tobte Philipp. Hier, dieſe Waffe iſt für dich! Schon lange wartet das Blei deiner. Geiſt meiner Mutter, umſchwebe mich. — Nur Einer von uns verläßt lebend dieſen Platz.

Philipp! rief der Chevalier mit einem eigenthümlichen Ton der Stimme. Seine Züge leuchteten, ſein ergrautes Haar flog aufgelöſt im Winde.

Philipp! wiederholte die Stimme. Komm mit mir. Ich rette dich, ich bringe dich in Sicherheit. Das Verderben lauert auf dich auf dieſem Boden. Ich kenne die Macht und die Abſichten deiner Feinde. Ohne daß du es wußteſt, bin ich immer um dich geweſen, habe keinen Moment dich aus dem Auge gelaſſen. Wie dein Schutzgeiſt habe ich dich beobachtet und dich zugleich gehütet als

den koſtbarſten, als den einzigen Schatz, den ich beſitze. Philipp, ich komme, um dich zurückzufodern, denn du biſt mein. Jene ewige Sternenwölbung über uns iſt mein Zeuge, mir gehörſt du, mein biſt du. Komm, Knabe, daß ich dein Blut rette vor der lechzenden gierigen Zunge deiner Feinde!

Er breitete ſeine Arme aus und näherte ſich Philipp; dieſer wich ſchaudernd aus, indem er laut rief, ſo daß es über die Haide hintönte: Mörder! Mörder!

Nun wohlan, du willſt es, ſo ſei es! ſagte dumpf die dunkle Geſtalt. Der Himmel entſcheide zwiſchen uns. Er ergriff die Waffe und ſtellte ſich in einiger Entfernung auf, indem er ſich an den hohlen Stamm einer Weide lehnte.

Du haſt den erſten Schuß, rief er; ziele gut, du zieleſt auf das Herz deines —

Philipp's Kugel entflog dem Lauf: Jener ſtürzte zuſammen. Der Jüngling hielt den Sterbenden in ſeinen Armen.

Auf das Herz deines — Vaters! ſtöhnte der Chevalier. Philipp — mein Sohn — mein einziges Kind. So mußte dies das Ende eines Le-

bens voll Irrthümer und voll Leidenſchaft ſein! Ich ſterbe gern, denn mein Sohn drückt mir die Augen zu.

In Philipp's Seele fielen dieſe Worte, wie der Donner des Gerichts in die Seele des Verbrechers tönt. Mein Vater, murmelte er, mein Vater! Alſo ſo wälzen Sie, Unglücklicher, eine furchtbare Anklage auf den Schatten meiner armen Mutter.

Der Tod löſt das Siegel von jedem Gelöbniß! ſeufzte der Sterbende. Ja ſie war mein; die Ehe mit jenem Manne, den ſie nicht liebte, und der vor der Welt als dein Vater galt, war nur zum Schein geſchloſſen. Als ſie mir Grund gab zum Verdacht, opferte ich ſie meinem Grimme auf. Doch dich, das Pfand unſerer Liebe, dich, nahm ich mir vor, einſt groß und glücklich zu machen. Du biſt mir zuvorgeeilt. Da ich dich nicht erhöhen konnte, wollte ich dich ſchützen, und deshalb war mein begleitender Schatten ſtets dem deinen zugeſellt!

Philipp's Hülferuf brachte einige Leute der Nachbarſchaft herbei, die den ſchon faſt dem Tode Verfallenen in die nächſte Hütte brachten. Hier

lebte er nur noch wenige Minuten. Er übergab seinem Sohne mehre Papiere von Wichtigkeit und fügte nur noch die wenigen Worte hinzu: Meine Familie stammt aus Schottland; der Name, den du führst, ist mein wahrer Name. Früh nach Frankreich gekommen, ward ich von einem vornehmen Franzosen adoptirt, der mir seinen Namen gab und seine Reichthümer hinterließ. Als ich deine Mutter kennen lernte, war es mein Plan, sie zu entführen, in meiner Heimat zu heirathen und dort unsern alten Familiennamen wieder anzunehmen. Es sollte nicht sein. In dir hoffte ich den Namen meiner Väter mit Glanz wieder aufleben zu sehen; du hast diese Hoffnung nicht getäuscht. In Niedrigkeit ließ ich dich aufwachsen, denn mein Wille war, daß du jene kühnen und männlichen Charaktereigenschaften dir aneignen solltest, die nur Derjenige sich erwirbt, der frühzeitig auf sich selbst angewiesen ist. Mein eigenes bewegtes Leben verhinderte mich, diejenige Sorgfalt dir zuzuwenden, die ich beabsichtigte. Es gab Zeiten, wo ich dich völlig aus dem Gesicht verlor; doch fand ich dich immer wieder.

Jetzt lebe wohl! Ich lasse dich in einer Welt zurück, die ich verachte, mit der ich gespielt habe, und deren Genüsse ich jetzt ohne Klage verlasse. Nochmals, fliehe diesen Boden; auf ihm wirst du nicht glücklich enden!

Hier schloß der Chevalier von St. Lyre seine Augen. Als Philipp sich mit schauderndem Gefühle über die entstellte Leiche beugte, tönte der entsetzenvolle Fluch: Vatermörder! in seine Seele. Er brauchte seine ganze Kraft, um nicht zu erliegen. Er raffte die Papiere zusammen, stellte einen Wächter bei der Leiche an und entfernte sich eilig; denn er mußte fürchten, daß das unglückliche Ereigniß Lärm machen werde und daß er Verfolgungen ausgesetzt sein könne. Zum Glück war die Gegend so einsam, und zudem war die spärliche Bevölkerung dieses öden Flußufers den Festen in der Stadt zugeströmt, sodaß nur die wenigen Hülfeleistenden, zum Theil Kinder und Greise, Kenntniß von dem Vorfall erhielten.

Philipp fand daher Mittel, die Beerdigung seines Vaters ganz in der Stille zu bewirken.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Tag, an dem die Kaiserin Cherson verlassen wollte, war festgesetzt; er wurde durch ein glänzendes Abschiedsfest gefeiert, das die Stadt der Monarchin gab. Die Gärten des Palastes, in welchem die Kaiserin wohnte, waren glänzend erleuchtet, und eine unabsehbare Menge flutete durch die, in ihrem bunten Farbenschimmer funkelnden Gänge. Musik ertönte von allen Seiten her, und Volksspiele sah man auf den freien Plätzen angeordnet.

Philipp hatte seit dem schreckenvollen Ereigniß, das wir soeben geschildert, die Kaiserin nicht gesehen; es waren ein paar Tage vergangen, wo

er ſich ſeinem Schmerz rückſichtslos hingegeben und die er völlig in der Einſamkeit hingebracht hatte. Dieſe Friſt war von ihm benutzt worden, die Papiere zu ordnen und die Hinterlaſſenſchaft ſeines unglücklichen Vaters einer genauen Prüfung zu unterziehen. War dieſe geſchehen, ſo wollte er die Kaiſerin in Kenntniß ſetzen von Dem, was geſchehen, und ſie — die mit ihm litt und fühlte — in das engſte Vertrauen ziehen.

Es war ihm auffallend, daß Katharina, wie ſie pflegte, nicht mehrmals am Tage Boten ſendete, die ſich nach ſeinem Befinden erkundigten; doch entſchuldigte er dieſes ſcheinbare Zeichen der Kälte mit der unausgeſetzten Inanſpruchnahme der Fürſtin in Betreff der Repräſentationen, der Feſte und der Audienzen. Am Abend des letzten der drei Tage, die er in der Einſamkeit hinbrachte, erhielt er von Emilien einen Brief, in welchem ſie ihn um eine letzte Abſchiedszuſammenkunft bat. Von Schmerz und Vorwürfen zerriſſen, die ihm ſein bisheriges Betragen gegen dieſes edle Mädchen auf die Seele legte, eilte er, ihr ihren letzten Wunſch zu erfüllen, und erſt als der Bote

ſich ſchon entfernt hatte, kam ihm das Verſprechen in den Sinn, das er Katharinen gegeben. Es war zu ſpät. Die Liebe überwand die Pflicht, er war entſchloſſen, ſeinem Worte untreu zu werden. Emiliens Thränen, die ſo ſchmerzlich durch ihn gefloſſen, mußten getrocknet werden; der Kaiſerin konnte dieſe Zuſammenkunft nicht anders als verheimlicht bleiben, in dem Taumel und dem Geräuſch des Feſtabends fand ſich ſicherlich kein Lauſcherauge und Lauſcherohr, die ihr eine unwillkommene Nachricht gaben.

Auf einer Anhöhe des Gartens, von wo aus der Blick auf die tiefer liegende Stadt und das Flammenmeer ihrer beleuchteten Kirchen und Paläſte offen war, erhob ſich ein Triumphbogen, zu deſſen Seiten Cascaden ihre Waſſerſtrahlen in die Luft ſendeten, und auf deſſen Spitze die vereinten Namen der Kaiſerin und ihres erlauchten Gaſtes, des Kaiſers, glänzten. Hier hatte ſich der Hof und die dichteſte Volksmenge verſammelt. Man erwartete die Ankunft Katharinens, die noch zu erſcheinen zögerte, während der Kaiſer ſich ſchon auf dem Platze befand. Alles wogte

bunt durcheinander und lauschte auf die Trompetenfanfare, die vom Schloß aus ertönen und das Herannahen der Herrscherin verkünden sollte. Der Donner der Kanonen verstummte auf wenige Minuten und man vernahm die Volkshymne, die ihre großartigen Rhythmen durch die Nacht ertönen ließ. Noch immer erschien Katharina nicht, und mit ihr vermißte man den Fürsten Potemkin.

Weit ab von diesem Schauplatz der regesten Festfreuden, in einem fast dunkeln Baumgange, wandelte Arm in Arm ein Paar, das sich, wie es hoffen durfte, völlig ungestört dem innigen Gespräch hingab, das von Herz zu Herzen strömte. Jetzt blieben sie an einem Baume stehen, und der Jüngling, noch einmal den Arm um den schlanken Leib des Mädchens schlingend, nahm von ihren Lippen den langen Abschiedskuß, der die trauernden Seelen mit der Wonne schmerzvollen Liebesgenusses tränkte.

So wirst du meiner gedenken, flüsterte sie, mitten in Glanz und Macht wirst du das unglückliche Mädchen nicht vergessen, das um deinetwegen Unsägliches litt?

Arme Märtyrerin! Könnte ich dir dieſe trüben Stunden jemals vergelten! Aber ach, es liegt nicht in meiner Macht. Sklave, in goldene Ketten geſchmiedet, wie ich bin, habe ich nur fromme Wünſche für meine Freunde. Wäre ich frei, ich zöge mit dir! Wir lebten in Stille und Einſamkeit ein paradieſiſches Leben.

Es rauſchte unter den gegenüberſtehenden Bäumen und ein weißes Gewand wurde ſichtbar. Nebenbei eine dunkle Geſtalt, die ſich hinter dem Baumſtamme verbarg.

Die Liebenden tauſchten unbekümmert Worte und Küſſe der Entzückung.

Die Geſtalt drüben trat näher heran. Der Lichtglanz eines blauen Lichtes fiel auf das, ſchon ohnedies bleiche Geſicht des Weibes, das jetzt aus dem Schatten hervortrat, und machte es zu Marmor. Man ſah die Hand ſich ballen, den Arm krampfhaft gehoben. Der dunkle Schatten glitt ebenfalls näher heran.

Himmel! rief Emilie, was ſeh' ich? Sie drückte ihr Haupt an die Bruſt des Geliebten.

Philipp blickte ſich um und das dunkle,

feuersprühende Auge Katharinens traf wie ein Blitzstrahl das seinige.

In diesem Augenblicke war die Erscheinung in die Nacht wieder verschwunden, aus der sie aufgetaucht war. Der Nachtwind rauschte in den Gebüschen.

Emilie lag ohnmächtig in Philipp's Armen.

Wie zum Hohn tönten jetzt die Trompeten und wirbelten die Trommeln, und ein schmetterndes tausendstimmiges Hurrah durchschnitt die Lüfte, anzeigend, daß die Kaiserin soeben auf dem Platze vor dem Triumphthor erschien.

Alle Blicke waren auf die Herrscherin gerichtet. Sie lächelte wie immer, huldvoll und gnädig; keine Miene verrieth, was in Katharinens Herzen vorging. Nur allein die Todtenbläße ihres Antlitzes konnte dem Fürsten, der ihr auf dem Fuße folgte, sagen, welcher Marter sie ausgesetzt war, gerade jetzt Festglanz und Freudejubel um sich herwogen zu sehen, da die Schleier des Todes sie zu umhüllen drohten. Die triumphirende Miene des Fürsten zeigte seinen Vertrauten die Gewißheit seines Sieges. Noch nie war er hei-

terer und gnädiger gewesen; er überschüttete seine Günstlinge mit Huldbezeigungen und theilte Geschenke unter das Volk aus.

Der Festtag war vorüber. In den Morgenstunden befand sich Philipp einsam in seinen Gemächern. Ein Ordonanzoffizier erschien, ihm im Namen der Kaiserin seinen Degen abzufodern. Er gab ihn und bat um die Gnade, die Monarchin sprechen zu dürfen. Es wurde ihm verweigert; zugleich sagte man ihm, daß er hiermit Befehl erhalte, in Cherson zurückzubleiben, um zu erwarten, was weiter über ihn verfügt werde.

Philipp's Stolz erwachte in seiner ganzen Stärke. Er faßte den Entschluß, auch *nicht mit* dem geringsten Worte um Gnade zu bitten. Er erwartete, daß Katharina kommen werde, um mit eigener Hand seine Fessel zu lösen. Drei Tage vergingen; am Abend des dritten Tages meldete man ihm, daß die Kaiserin abgereist sei. Hier übermannte ihn ein dumpfer Schmerz, und zum ersten Male übersah er die Trostlosigkeit und die Verlassenheit seiner Lage. Auch von Emilien erfuhr er nichts. Die Qual dieses Zustandes ver-

mochte er nicht zu ertragen. Immer noch Gefangener, fand er Mittel, seine Flucht zu bewerkstelligen, und auf einem schnellen Pferde verließ er die Stadt und suchte die nächsten Posten zu erreichen, von denen aus er Nachricht erhielt, bis wie weit die Flotte der Kaiserin auf dem Flusse vorwärts gelangt war. In der nächsten größern Stadt, wo sie ans Land stieg, hoffte er sie zu sehen, sie zu sprechen. Die Briefe, die er an sie geschrieben, waren ohne Antwort geblieben; es ließ sich vermuthen, daß sie nicht in die Hände gelangt waren, für die sie bestimmt gewesen.

Durch einen vertrauten Diener, den er absendete, erfuhr er, daß die Kaiserin seit ihrer Abreise aus Cherson sich auf ihrer Galeere eingeschlossen halte und sehr wenig sichtbar für ihre Umgebung sei. Hieraus schöpfte er Hoffnung: Katharina dachte seiner; es reuete sie, so rasch und so grausam gegen ihn verfahren zu haben. Er wagte es, einen zweiten Boten mit einem Briefe abzusenden; Brief und Bote fielen in die Hände des Fürsten, und jetzt war sein Untergang beschlossen. Alles, was Potemkin von der belei-

digten Kaiſerin hatte erhalten können, war, daß ſie befahl, Philipp's Haft in Cherſon ſollte ſo lange dauern, bis ſie würde über ſein ferneres Schickſal beſtimmt haben. Nur in dem Fall, daß er einen Fluchtverſuch machte, war dem Fürſten Gewalt über den Gefangenen gegeben. Jetzt benutzte der erbitterte Feind die günſtige Gelegenheit. Von ſeinen Häſchern gefangen, ward Philipp in eine jener Hütten gebracht, die am Ufer zerſtreut lagen und deren Eigenthümer die Koſacken der Ebene waren. Hier wurde er auf das ſtrengſte bewacht.

Die Kaiſerin, die nichts von der Flucht Philipp's wußte, die keinen ſeiner Briefe erhalten hatte, fühlte ihr kummervolles Herz doppelt belaſtet, einestheils um den Verluſt des Geliebten, anderntheils wegen deſſen hochmüthigen und ſtolzen Schweigens. Sie zögerte, was ſie thun ſollte. Sie verzehrte ſich in Schmerz und Reue. Dieſen Zuſtand eilte der Fürſt zu beendigen. Philipp's Tod war beſchloſſen, aber er ſollte zugleich als eine Züchtigung für die Frau erſcheinen, die ihn um des neuen Günſtlings willen geopfert. Es war

eine That der Rache, die er auszuführen willens war, und keine Macht der Welt hätte ihn abgehalten, ſich dieſes befriedigende Gefühl zu ſchaffen.

Katharina war gelandet, um, wie ſie öfters pflegte, in der Abendkühle einen Gang am Ufer zu thun, zugleich ſich den Volksgruppen zu nähern, die, in einiger Entfernung aufgeſtellt, ihres Winkes gewärtig waren. Der Fürſt begleitete ſie. Als ſie einige Schritte gegangen waren, bemerkte Katharina das Häuschen und die Wache vor demſelben. Sie fragte, wer dort eingeſchloſſen ſei. Argliſtig wich der Fürſt der Beantwortung dieſer Frage aus. Die Kaiſerin begehrte den Gefangenen zu ſehen.

Majeſtät, bemerkte der Fürſt unterthänig, dein Anblick würde den Verbrecher, den ich dort eingeſchloſſen, von der Strafe befreien, die er wohlverdient erleiden ſoll. Dies bedenke. Meine Gebieterin wird nicht einem Elenden, der den Tod verwirkt hat, das Leben ſchenken wollen.

Wer iſt dieſer Unglückliche? fragte Katharina.

Sein Name iſt nicht werth, vor deinen Ohren genannt zu werden.

Dennoch will ich ihn wissen.

Meine Lippen wagen nicht, ihn vor dir auszusprechen.

Katharina erbebte. Eine Ahnung stieg in ihr auf. Ihr Geist sagte ihr, in wessen Nähe sie sich befand. Sie zögerte, ein Wort weiter zu sprechen. Ungewiß und flüchtig irrte ihr Blick an den Fenstern der Hütte hin, sie wollte auf das Haus zuschreiten, ihr Fuß war wie an den Boden gefesselt.

Befiehl, daß er am Fenster sich zeige! sagte sie leise zu ihrem Begleiter. Ein flüchtiger Blick verpflichtet mich zu nichts.

Dies war es, was der Fürst gewollt. Mit heuchlerischer Ergebenheit sagte er: Nur möchte ich nicht dich ungewarnt lassen, Herrin. So wisse, daß die Kugel meiner braven Soldaten im Laufe liegt, und daß mein Befehl lautet, auf das geringste beunruhigende Zeichen, das der Verbrecher gibt, ihn niederzuschießen.

Er näherte sich der Wache, flüsterte ihr ein paar Worte zu, und im nächsten Augenblick sah man das Fenster geöffnet und die stolze Gestalt

Philipp's, das bleiche schöne Gesicht mit den dunkeln Locken an demselben erscheinen.

Er erblickte Katharinen und sie ihn.

Sie that rasch einige Schritte auf die Hütte zu.

In diesem Augenblick schmetterte ein Schuß und ins Herz getroffen sank Philipp Macargan — —

Um Mitternacht brannte ein einsames Licht in der Hütte, sein Schein spiegelte sich in den Wellen des mächtigen Flusses, der die Flotte der Herrscherin trug. Dieses Licht brannte zu Füßen einer Leiche. Die Wachen der Kaiserin waren sicher auf ihrem Posten; Jedermann glaubte die Gebieterin ruhig auf dem Polsterbett in ihrer Kajüte schlummernd. Einsam tönte der Ruf der sich ablösenden Posten, die auf ihren kleinen Böten hin und wider ruderten. Niemand wußte, daß Katharina diese Nacht nicht inmitten ihrer Getreuen war, daß sie diese Nacht auf dem Lande zubrachte, und zwar einsam wachend an der Leiche ihres Geliebten.

Am Morgen trug ein verhülltes Boot diese Leiche still den Fluß abwärts nach Cherson zurück.

In diesem Boote saß eine Bauerdirne und ein

junger Mann. Sie hatten ſich von der Kaiſerin die Gunſt erbeten, die Leiche begleiten zu dürfen. Dieſes Mädchen war Elſe und der ſie Begleitende ihr Bruder. Die Liebe der Förſterstochter hatte keine Entfernung zurückgehalten, ſie hatte den weiten Weg, immer nach ihrem „todten Mann" forſchend, zurückgelegt und war eben angelangt, um ihn zu finden und ihn wieder zu verlieren.

In der Stille der Nacht tönte ihr einſames Lied, einer jener Heimatklänge, die ſie in beſſern Tagen einſt ſo fröhlich über die Lippen gebracht. Jetzt war es ein Todtengeſang. Der mächtige Günſtling, der Allgewaltige, jetzt brachte ihn aus dem Bereich ſeines Glanzes und ſeiner Macht ein einfaches Bauermädchen in Stille und Einſamkeit fort. Bei jeder Strophe des Liedes umſchloß ſie liebkoſend das bleiche Haupt und ſagte ſchluchzend: Ach, jetzt iſt mein todter Mann wirklich ein todter Mann! Wer, wer weckt ihn mir auf? Ich gäbe mein Herzblut darum!

So endete ein Philoſoph des achtzehnten Jahrhunderts!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Carneval in Berlin.

Von A. von Sternberg.

8. 1 Thlr.

Die einzelnen Partien dieser pikanten Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins, auch der höhern und höchsten Kreise, haben folgende Ueberschriften: Hypochondrische Vorbetrachtungen. — Jouenser Vorbericht. — Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen. — Der Hof und die Gesellschaft. — Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur. — Die nicht begünstigte Literatur. Die Zeitungen. — Die öffentlichen Kunstausstellungen. Die Ateliers. Die Theater. — Schluß.

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlag von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goltz (B.), Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. 5 Thlr.

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. 11 Thlr.

———, **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

———. **Lichtstrahlen** aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Koenig (H.), Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. 8. 2 Thlr.

Lisettens Tagebuch. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Menzel (W.), Furore. Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Prof. **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. 8 Thlr.

Prutz (R.), Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. 5 Thlr.

———, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. 5 Thlr.

Schönberg (E. von), Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Zwei Bände. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schücking (L.), Der Bauernfürst. Roman. Zwei Bände. 8. 4 Thlr.

———, **Die Königin der Nacht.** Roman. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Talvj, Heloise. Eine Erzählung. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

———, **Die Auswanderer.** Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Töpffer (R.), Gesammelte Schriften. Vollständige deutsche Ausgabe. Erstes bis siebentes Bändchen. 8. I—III. **Genfer Novellen.** 1 Thlr. 15 Ngr. IV—VII. **Das Pfarrhaus.** 3 Thlr.

Uhl (F.), An der Theiß. Stilleben. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PT 2545 .U4 M3 1853 C.1
Macargan, oder, Die Philosophi
Stanford University Libraries
3 6105 039 737 361

EA

2000

Av.

Hau

Be

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305